This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

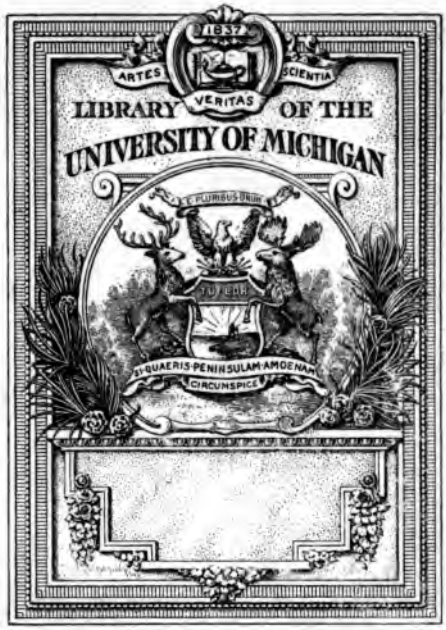
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

BUHR A

a39015 01808775 2b


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

DD
179
.B35

3203

Geſchichte Karls V.

Von

Hermann Baumgarten.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1888.

Alle Rechte,
insonderheit in Beziehung auf Ueberſetzungen, ſind von der
Verlagsbuchhandlung vorbehalten.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Geſchichte Karls V.

Von

Hermann Baumgarten.

Zweiter Band.

Zweite Hälfte.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1888.

Inhalt.

Drittes Buch.

Gattinara und Wolsey. Erfreuliche äußere und innere Lage S. 1 ff. Verhältnis zu England S. 6 ff. Kriegseifer des Papstes S. 9 f. Wolsey nach Calais S. 11 f. Eine Denkschrift Gattinara's für den Kaiser S. 12 ff. Beginn der Konferenzen in Calais S. 17 ff. Wolsey beim Kaiser S. 20 ff. Der Vertrag vom 25. August S. 23 ff.

Der Krieg. Die beiderseitigen Streitkräfte S. 28 ff. Beginn des Kampfes in Italien S. 31 ff. Erfolge des Kaisers an der Maas S. 37 f. Französische Rüstungen S. 38 f. Aussichten des Kaisers S. 39 f. Mézières S. 40 f. Wolsey's Vermittelungsversuche S. 41 ff. Bedrängnis der Kaiserlichen S. 44 f. Wolsey's Sendungen an die Kriegführenden S. 46 f. Zusammenstoß bei Valenciennes S. 48. Verhandlungen S. 49 ff. Der Kaiser lehnt Wolsey's Vorschläge ab S. 52. Seine Lage S. 53 ff. Vertrag vom 24. November S. 56. Tournay kapituliert S. 57. Margarete von Parma S. 57 f.

Karl und Adrian VI. Die kaiserliche Kriegführung S. 59 f. Kämpfe in Italien S. 60. Die Schweizer S. 61. Die Verbündeten nehmen Mailand S. 62. Tod Leo's X. S. 63. Zustände in Italien und Rom S. 63 f. Wolsey wünscht Papst zu werden S. 65 f. Das Konklave S. 67 f. Adrian gewählt S. 69. Karls Freude S. 69 f. Große Aussichten S. 71 f. Erste Differenzen zwischen Kaiser und Papst S. 72 f. Momentane Friedenssehnsucht Karls S. 74 f. Manuel und Adrian S. 76 f. Gegensatz der päpstlichen und kaiserlichen Politik S. 78 ff.

Bicocca. Lage Italiens S. 81 f. Die Eidgenossen S. 82. Bewilligen Frankreich ein starkes Hilfskorps S. 83 f. Marsch der Schweizer und Landsknechte nach Italien S. 85. Mailand S. 86. Wolsey's Aerger gegen Karl S. 86 f. Verstimmung zwischen Karl und England S. 88 f. Wolsey's Praktiken mit Frankreich S. 90 f. Des Kaisers Not in Italien S. 91 ff. Wiederbeginn des Kriegs S. 94 f. König Franz S. 96. Not der Franzosen in Italien S. 96 f. Die Schweizer fordern Angriff S. 98. Die Schlacht bei Bicocca S. 98 ff. Die Landsknechte S. 101. Die Kaiserlichen erstürmen Genua S. 102 f.

Inneres Leben. Folgen des Kriegs S. 104 ff. Verwaltung der Niederlande S. 107 f. Religiöse Bewegung S. 109. Karls Maßregeln

dagegen S. 109 f. Sein Streben gegen die Stände S. 111. Abkunft mit Ferdinand S. 112 f. Persönliches Leben S. 113. Des Kaisers Geschwister S. 114 f. Ein Testament S. 116 f.

Spanien. England und Frankreich S. 118 f. England erklärt an Frankreich den Krieg S. 120. Karls Verfügungen für die Niederlande S. 120 f. Das kaiserliche Gefolge S. 122. Karl in England S. 123. Venedig S. 124. Bündnis von Windsor S. 125. Mißstimmung zwischen Gattinara und Wolsey S. 126 f. Feststellung des Kriegsplans S. 127. Die Friedensmahnung des Papstes zurückgewiesen S. 128. Abfahrt von England und Ankunft in Spanien S. 128. Karl von Siegesnachrichten begrüßt S. 129. Große Hoffnungen S. 130. Lage Spaniens S. 130 f. Karls politischer Charakter S. 132 f. Gründe für strenge Züchtigung der Comuneros S. 133 f. Unterwürfigkeit des Volkes S. 135. Krankheiten und Todesfälle S. 136. Rhodus von den Türken belagert S. 137 f. Karls Bemühungen für die Insel S. 139. Geldnot S. 140. Strafgericht über die Comuneros S. 141. Bürgerkrieg in Valencia S. 142 ff. Kämpfe mit den Mauren S. 145 ff. Folgen der Revolution für Spanien S. 149 f. Karl und Spanien S. 151.

Indien. Zustände auf den Antillen unter König Ferdinand S. 154 ff. Las Casas S. 156 f. Reformversuche S. 158 ff. Las Casas an Karls Hofe S. 162 ff. Sein Kolonisationsplan S. 165. Sein Urteil über die spanische Kolonialpolitik S. 166. Cortés S. 167 ff. Karl tritt für ihn ein S. 170. Neuordnung des Kolonialwesens S. 171 ff. Einfluß der indischen Welt auf Spanien S. 176 ff.

Das Reichsregiment. Karls Vielbeschäftigung S. 179 ff. Sein Verhältnis zum Reich S. 181. Beginn des Reichsregiments S. 182 ff. Die Türkengefahr S. 185 f. Erster Reichstag zu Nürnberg S. 187 ff. Absichten und Aussichten des Regiments S. 189 ff. Opposition der Städte S. 193 ff.

Der Statthalter. Stellung des Kaisers zum Regiment S. 196. Geldnot des Regiments S. 197. Schwierige Lage Ferdinands S. 198 ff. Seine Wünsche und Pläne S. 200 ff. Aehnlichkeit der Brüder S. 202 ff. Sickingen S. 206 f. Verfahren des Regiments gegen ihn S. 208 u. 211. Auflösung aller Zucht im Reich S. 209 f. Eröffnung des neuen Reichstags in Nürnberg S. 212 ff. Türkenhilfe S. 214 f. Konflikt der oberen Stände mit den Städten S. 215 f.

Papst, Reich und Luther. Adrians Bemühungen für Frieden S. 217 ff. Seine Ankunft in Rom, Zustand der Stadt und des Landes S. 219 f. Art des Papstes S. 220 f. Wachsende Verstimmung zwischen Papst und Kaiser S. 222 f. Luthers Sache S. 224 f. Verhandlungen im Regiment über ihn S. 225 ff. Herzog Georg von Sachsen gegen Luther S. 225 ff. Sickingen und Luther S. 230 f. Des Nuntius Gespräch mit Planitz über Luther S. 231 f. Forderungen des Nuntius an den Reichstag S. 233. Verhandlungen darüber S. 233 f. Neue Forderungen des Nuntius S. 235. Schwierige Lage S. 236 f. Nürnberg S. 237 f. Ratschlag des Ausschusses S. 239 ff. Ferdinands Bemühungen gegen Luther S. 244. Letzte Verhandlungen und Beschluß des Reichstags S. 245 f.

Krieg und Diplomatie. Bedeutung der Nürnberger Beschlüsse S. 247 f. Adrian vergißt Luther S. 249. Bedrängnisse und vergebliche Bestrebungen des Papstes S. 249 f. Fall von Rhodus S. 251 f. Mißlungener Angriff der Verbündeten auf Frankreich S. 252. Zwistigkeiten unter denselben S. 253. Fuenterrabia S. 254 f. Neue Mahnung des Papstes zum Frieden

S. 255 f. Schwierigkeiten überall S. 256 f. Karls Vorwürfe gegen Adrian S. 258 f. Wolsey und Karl S. 260 f. Herzog von Bourbon knüpft mit Karl an S. 261 ff. Karls Friedensanträge in Rom S. 263 f. Mailand S. 265 f. Neue kriegerische Wendung S. 268 f. Verhandlungen mit England und Bourbon S. 270 ff. König Franz und Bourbon S. 275 f. Bourbons Flucht S. 277. Vertrag Venedigs mit Karl S. 277 f. Adrians Schwanken S. 279 f. Sein Vertrag mit dem Kaiser S. 280 f. Sein Tod S. 281 f.

Clemens VII. Die Papstwahl S. 283 f. Absichten des neuen Papstes S. 285 ff. Neuer Angriff auf Frankreich S. 288. Des Kaisers Passivität S. 289 f. Mißlingen in Burgund S. 291 f. Das englische Heer muß zurück S. 293. Englands Unzufriedenheit mit Karl S. 294 ff. Krieg in Italien S. 297 f. Des Papstes wechselnde Politik S. 299 f.

Kaiser und Reich. Clemens' Thätigkeit gegen Luther S. 301. Stand der deutschen Dinge. Des Kaisers Antwort auf die Reformvorschläge des Regiments S. 302 f. Der Reichszoll S. 304 f. Städtebotschaft an den Kaiser S. 306 ff. Sein Bescheid S. 310 ff. Schwierige Lage des Regiments S. 313 ff. Stellung des Statthalters zu demselben S. 317 f. Verstimmung zwischen Karl und Ferdinand S. 319 f. Der dritte Nürnberger Reichstag S. 321 f. Proposition des Regiments S. 323 f. Des Kaisers S. 325 f. Verhandlungen über Regiment und Kammergericht S. 328 ff. Schwierige Lage des Kaisers S. 333 f. Planitz und Luther S. 335 f. Macht der religiösen Bewegung S. 336. Campeggi's Forderungen an den Reichstag S. 337 f. Der Abschied vom 18. April 1524 S. 339 ff. Clemens' Beschwerde bei Karl S. 342. Dessen Thätigkeit gegen Luther S. 343. Sein Bescheid vom 15. Juli S. 344 f.

Pavia. Lage des Kaisers S. 346. Seine Geld- und Arbeitsnot S. 347 ff. Er will alles selbst entscheiden S. 349 ff. Differenzen mit England S. 352 f. Karls Kriegsplan S. 354. Kämpfe in Italien S. 355 f. Die Franzosen räumen Italien S. 356. Neue Kriegslust König Heinrichs S. 357. Bourbons Einfall in Südfrankreich S. 358 ff. Scheitert vor Marseille S. 360 f. Französische Rüstungen S. 361 f. Rückzug und Not der Kaiserlichen S. 363. Clemens S. 364 ff. Wendet sich zu Frankreich S. 368. König Franz vor Pavia S. 369 f. Giberti's Anschläge für Frankreich S. 371 f. Clemens an Karl S. 372. Not und Krankheit des Kaisers S. 373 f. Sein Zorn auf den Papst S. 375 ff. Das kaiserliche Heer. Pescara S. 378. Anmarsch gegen Pavia S. 379 ff. Die Schlacht S. 381 f.

Viertes Buch.

Der Bauernkrieg. Historische Bedeutung des Kaisers S. 385 f. Ausschreiben des Regensburger Konvents S. 386 f. Ferdinands Thätigkeit gegen die Ketzer. Waldshut S. 387. Die Stühlinger Bauern S. 388. Verbinden sich mit Waldshut S. 389. Der Regensburger Konvent S. 390. Seine Bedeutung S. 391. Ferdinands Energie gegen die Ketzer S. 391 f. Das neue Reichsregiment S. 392 f. Wirkung der kaiserlichen Julierlasse S. 393 ff. Langsames Wachstum der bäuerlichen Bewegung S. 396. Weshalb Ferdinand sie nicht unterdrückt S. 396 f. Ist ganz von Italien in Anspruch genommen S. 397. Ausbreitung der Bewegung S. 398. Die zwölf Artikel S. 399. Thätigkeit der Stände S. 400. Herzog Ulrich und die Eidgenossen S. 401. Einwirkung Pavia's S. 402. Ohnmacht der Bewegung S. 402. Ihre traurigen Folgen S. 403. Des Kaisers Absichten und Aussichten S. 404 f.

Nach Pavia. Der gefangene König S. 406. Wie Karl die Siegesbotschaft aufnimmt S. 407 f. Beratungen über die Ausnutzung des Siegs S. 409 ff. Des Kaisers Forderungen an Frankreich S. 412 ff. Die Lage und Antwort Frankreichs S. 414 f. Karls Verhältnis zu England S. 415 f. Englands Ansprüche S. 416 f. Karls Not in Italien und Deutschland S. 418. Verhalten des Papstes S. 419 ff. Sein Vertrag mit Karl S. 421 ff. König Franz S. 424 f. Läßt sich nach Spanien bringen S. 425 f. Wirkung auf Italien S. 426 ff. Italiens Aussichten S. 429 f.

Der Friede von Madrid. Karls Weisungen über den Gefangenen S. 431 f. Seine Verhandlungen mit der englischen Botschaft S. 432 ff. Von England nichts mehr zu hoffen S. 438. Der Kaiser in seinen Vorsätzen durch nichts zu erschüttern. Ebd. Gegensätze in seinem Rat. Gattinara fordert seinen Abschied S. 439 ff. Karls Briefe an Ferdinand S. 441 ff. Seine Illusionen S. 444. Verhandlungen mit den Franzosen S. 445. Englands Vertrag mit Frankreich S. 446. Agitationen gegen den Kaiser in Italien S. 447 f. Abfall Mailands S. 449 f. Unzufriedenheit der kaiserlichen Feldherren S. 450. Pescara S. 451. Seine Versuchung durch Morone S. 452 ff. Der Kaiser unerschüttert S. 457. Er besucht König Franz S. 458 f. Fortgang der Verhandlungen S. 460 ff. Gattinara's Opposition S. 463 f. Pescara und Morone S. 465. Morone verhaftet S. 466. Lage Italiens S. 467. Pescara's Tod S. 468. Abschluß mit Frankreich S. 469. Der Madrider Friede S. 470 ff.

Die Vermählung. Wie der Kaiser zaudert S. 473 f. Sein Zusammensein mit König Franz und sein Abschied von ihm S. 474 f. Die portugiesische Heirat S. 475 f. Die Hochzeit in Sevilla S. 477 ff. Die Kaiserin S. 479. Sorge und Kummer S. 480 f. Not der Kaiserlichen in Italien S. 482 f. Karls Verlangen nach Italien und Deutschland S. 483. Rückkehr des Königs Franz nach Frankreich S. 484 f. Bruch des Madrider Friedens S. 485 f. Ernste Lage des Kaisers S. 487 f. Karl in Granada S. 488 ff.

Roms Fall. Politische Bedeutung des Papstes S. 492 f. Besonders für den Kaiser S. 493. Clemens' Schwanken S. 494 f. Anerbietungen Karls S. 495. Clemens zaudert S. 496 f. Karl ebenso S. 497 f. Papst und Kaiser in gleicher Schuld S. 498. Karls Stimmung gegen Clemens S. 499. Clemens wendet sich gegen den Kaiser S. 500. Die Liga von Cognac S. 501 ff. Des Papstes Kriegseifer S. 503 f. Kritische Lage der kaiserlichen Armee S. 505. Guicciardini's Kriegsplan S. 506 f. Die Bevölkerungen gegen die Kaiserlichen S. 507 f. Die Italiener versäumen die Zeit S. 509. Clemens' Schroffheit gegen Karl S. 510. Clemens und die Colonna S. 511 f. Clemens will Frankreich zum Herrn Mailands machen S. 512 f. Die Colonna überfallen Rom S. 514 f. Rachepläne des Papstes S. 515. Sein Breve gegen den Kaiser S. 517. Die kaiserliche Antwort S. 518 ff. Rückwirkung des Bruchs zwischen Kaiser und Papst auf Deutschland S. 524. Deutsche Rüstung gegen Rom S. 524 f. Frundsbergs Zug S. 526 f. Ferrara S. 527 f. Verhandlungen des Papstes mit Lannoy S. 529 ff. Vertrag vom 15. März S. 532. Frundsberg mit Bourbon gegen Rom S. 533 ff. Der Herzog von Urbino und Clemens S. 534 f. Meutereien im kaiserlichen Heere S. 536 ff. Guicciardini's Mahnungen an Clemens S. 539. Die Kaiserlichen vor Rom S. 540. Erstürmung und Plünderung Roms S. 541 f.

Deutschland nach dem Bauernkriege. Des Kaisers Anteil an der Katastrophe S. 543. Unternehmungen gegen Luther S. 544 ff. Ferdinands Bedrängnisse S. 546 ff. Reichstag in Augsburg S. 550. Sammlung der

katholischen Kräfte S. 551 f. Das Gothaer Bündnis S. 552. Herzog Heinrichs Mission S. 553 f. Die Magdeburger Vereinigung S. 555. Ferdinands Schwanken S. 556. Der Speierer Reichstag S. 557 ff. Verhandlungen über Luther in Granada S. 562 f. Ferdinands Eingreifen S. 564 f. Was weiß der Kaiser vom Reich S. 566. Stände beschließen Botschaft an ihn S. 567 f. Der Reichstagsabschied S. 569 f. Lage der deutschen Nation S. 571.

Böhmen und Ungarn. Die Türkenhilfe des Reichs S. 572. Ferdinand ganz in Italien S. 573 f. Mohacs S. 574. Ferdinands Bewerbung um die böhmische Krone S. 574 ff. Seine Wahl S. 577. Verhandlungen mit den böhmischen Ständen S. 578 f. Ferdinands Krönung S. 580. Kampf um die ungrische Krone S. 581 ff. Ferdinands Sieg S. 589. Bedeutung dieser Erfolge S. 590 f. Ferdinand im Reich vollends gelähmt S. 591 f. Der Speierer Abschied S. 593 f.

Der Krieg in Italien. Folgen der Erstürmung Roms S. 595. Die Kaiserlichen ohnmächtig S. 596 f. Karls Passivität S. 597. Das römische Heer S. 598. König Franz S. 599 ff. Sein Bündnis mit England und Italien S. 602 f. Lautrecs Siege S. 603 f. Seine Verhandlungen mit Clemens S. 605. Rom S. 606. Lautrec bringt in Neapel ein S. 607 ff. Moncada's Niederlage S. 609 f. Verzweifelte Lage der Kaiserlichen S. 611. Andrea Doria geht zum Kaiser über S. 612 ff. Vernichtung des französischen Heeres S. 614 f. Ferdinands veränderte Stellung zum Kaiser S. 615 f. Zug des Herzogs von Braunschweig nach Italien S. 617 ff. Niederlage der Franzosen bei Landriano S. 621.

Spanien und Rom. Urteile der Spanier über Rom S. 622 ff. Gegen den Papst gerichtete Forderungen S. 625. Stellung des Kaisers zu Rom S. 626 ff. Alph. de Valdés S. 629. Erasmus in Spanien S. 630 ff. Der Dialog über die Ereignisse in Rom S. 632 ff. Gattinara's Entfernung vom Hofe S. 634 f. Verschärfung des Konflikts mit Frankreich S. 636. Anne Boleyn S. 637. Wolsey in Frankreich S. 638. Forderungen Frankreichs und Englands an den Kaiser S. 639 f. Ihre feierliche Kriegserklärung S. 641. König Franz fordert Karl zum Zweikampfe S. 642 f. Der Dialog des Juan de Valdés S. 644 f. Die Cortes von 1523 S. 646 ff. Ihre Klagen über kirchliche Mißbräuche S. 655. Die Gesamtlage des Landes S. 656 f. Unsere mangelhafte Kenntnis S. 657. Die Cortes von 1524 u. 1525 S. 658 ff. Veränderter Charakter der Cortes S. 660 f. Permanente Finanznot S. 661 f. Die Cortes von 1527 S. 662 f. Die von 1528 und ihre Klagen über kirchliche Mißbräuche S. 664 ff. Wirkungen der Finanznot S. 665 f. Stellung der Cortes zur kirchlichen Frage S. 666 f.

Friede und Krönung. Karl und der Sacco S. 668. Seine Instruktion für Verhandlungen mit dem Papst S. 669 f. Vertrag vom 26. November S. 670 f. Clemens S. 671 f. Seine Forderungen an die Verbündeten S. 672 f. Wie er auf die Seite des Kaisers rückt S. 674. Contarini's Vorstellungen S. 675. Zustand Italiens S. 676 f. Die Weltlage S. 677 ff. England S. 678 f. Die Herausforderung S. 679 f. Friedliche Neigungen, Anknüpfung zwischen Margarete und Frankreich S. 680 f. Ferdinand drängt zum Frieden S. 682. Karls Verlangen nach Italien und Deutschland S. 683 f. Verhandlungen in Rom S. 685 ff. Lage des Papstes S. 688 f. Wie das Konzil beseitigt wird S. 690 f. Der Vertrag von Barcelona S. 692 ff. Verhandlungen und Friede von Cambrai S. 696 ff. Karl in Italien, Abschluß mit den italienischen Staaten S. 702 f. Die Krönung in Bologna S. 703 f. Clemens und Luther S. 704 f. Abfall Englands S. 705 f.

Anhang.

Depeſchen der venezianiſchen Geſandten vom 6. und 9. Juli 1525 S. 707 f. Bericht Langey's über ſeine Reiſe in Italien September 1526 S. 709 ff. Brief Gattinara's an Erasmus vom 1. Oktober 1526 S. 714 f. Bericht des Micer Miguel Mai an den Kaiſer vom 11. Mai 1529 S. 715 ff.

Viertes Buch.

Der Bauernkrieg.

Was ist es doch, das seit vierthalbhundert Jahren die Teilnahme aller Kulturvölker immer wieder auf den Sieger von Pavia hingelenkt hat? Dieser wunderbare Tag hatte ihn plötzlich aus verzweifelter Bedrängnis auf die sonnige Höhe des Glücks und der Macht gehoben, alle früheren noch so erstaunlichen Wendungen seines Schicksals an Erstaunlichkeit weit überbietend. Aber was hatte er selbst daran gethan? Sein eigener Anteil an der Katastrophe des Franzosenkönigs war nicht größer als an den Glückstagen von Villalar und Bicocca, als an der Wahl Adrians, den Wunderthaten von Cortés und all den anderen Ereignissen, welche seine so oft dem Abgrund nahe Macht immer glänzender aufrichteten. Persönlich hatte er wesentlich nur das Verdienst, dem Glück die Möglichkeit seiner Wirkungen zu erhalten, nie zu verzagen noch zu weichen; die Thaten vollbrachten für ihn immer andere. Nicht einmal eine weise Ausnutzung dieser Thaten konnten wir ihm bisher nachrühmen. Weil er seine überspannten, in sich undurchführbaren Bestrebungen nie zu mäßigen verstand, das, was er wollte, nie nach dem, was er konnte, bemaß, so führten alle Siege und sonstigen Erfolge nur immer in neue Verlegenheiten. Und so sollte es sein ganzes Leben hindurch bleiben. Aber dieses Leben, arm an positiven Ergebnissen, an segensreichen Früchten, war ebenso reich an tief-

greifenden Einwirkungen auf das Schickſal der Menſchheit. Es lebte kaum ein Volk in Europa, das nicht von den Erfolgen oder Mißerfolgen der kaiſerlichen Politik berührt wurde. Sie war Weltpolitik im weiteſten Sinne des Wortes. Sie war mit allen großen und kleinen Sorgen der verſchiedenen Völker mehr oder weniger verwachſen. Der Tag von Pavia berührte die Intereſſen von Ungarn, Polen, Skandinavien faſt ebenſo nahe wie das innerſte Leben von Deutſchland, Frankreich, Italien, Spanien und England; er bedeutete für den Sultan faſt ebenſo viel wie für den Papſt. Er ſchien Luther mit ſicherem Verderben zu bedrohen. Dieſer Kaiſer, möchte man ſagen, war der Schickſalsmann der modernen Welt in ihrer Geburtsſtunde. Er gehört den verſchiedenen Nationen nahezu gleichmäßig an. Alle haben durch ihn gelitten, alle mit ihm oder gegen ihn ringen müſſen. Sein perſönliches Leben hat eine recht beſchränkte Bedeutung, ſeine Geſchichte die größte.

Wie verhängnisvoll der Tag von Pavia für Frankreich und Italien werden zu müſſen ſchien, ſchlimmer noch bedrohte er Deutſchland, das eben damals von einer furchtbaren Volksbewegung völliger Auflöſung entgegengeführt und damit dem Willen des jetzt allmächtigen Kaiſers widerſtandslos unterworfen zu werden Gefahr lief.

Wir erinnern uns, wie Karl die Beſchlüſſe des dritten Nürnberger Reichstages aufgenommen hatte. Ferdinand aber wartete dieſe Entſcheidung des Bruders nicht ab, um ſeinerſeits im Einvernehmen mit Campeggi einen neuen Weg zur Ausrottung des ketzeriſchen Verderbens zu betreten. Wenn in Nürnberg ihre Abſichten geſcheitert waren, ſo wollten ſie nun diejenigen geiſtlichen und weltlichen Fürſten, deren Zuſtimmung ihnen ſicher war, zuſammenbringen, um ungehindert durch die Erregtheit einer von dem lutheriſchen Gift angeſteckten Gemeinde, wie durch die Einreden unzuverläſſiger Räte ein energiſches Vorgehen gegen den Abfall zu verabreden. Zugleich ſollte auf dieſem Tage das kirchliche Weſen ſo weit gereinigt werden, als

notwendig schien, um es in der bösen Zeit behaupten zu können, und endlich Ferdinand die finanziellen Mittel gesichert werden, deren er so dringend bedurfte, um sowohl gegen die Ketzer als gegen die Türken seinen Stand halten zu können. Adrian hatte ihm zu diesem Zwecke den dritten Teil aus dem Einkommen des Klerus in seinem eigenen, den fünften in den benachbarten Landen für ein Jahr bewilligt, Ferdinand aber gegen den Widerstand sowohl der geistlichen als der weltlichen Herren das Bewilligte nicht erheben können. Am 8. Mai erließen Ferdinand und Campeggi aus Stuttgart an die oberdeutschen Kirchenfürsten und die Herzöge von Bayern die Aufforderung, am 24. Juni in Regensburg, einer dem alten Glauben treugebliebenen Stadt, zu dem vorhin genannten Zwecke zusammenzutreffen*).

Ferdinand begab sich von Stuttgart ins Breisgau, um da seinerseits den Angriff auf die Ketzerei sofort zu beginnen, welche in seinen vorderen Landen besonders an zwei Orten, in dem kleinen Kenzingen bei Freiburg und in Waldshut, die Oberhand gewonnen hatte. Ein nach Breisach geladener Landtag beschloß nach des Fürsten Wunsch. In Kenzingen wurden die Abtrünnigen zur Unterwerfung gebracht, in Waldshut aber stieß das landesherrliche Gebot auf unerwarteten Widerstand. Dieses der Eidgenossenschaft unmittelbar benachbarte Städtchen war ganz von dem Geiste Zwinglis ergriffen, welcher soeben Zürich vollständig von Rom losgerissen und gegen den zornigen Einspruch der anderen Orte namentlich Schaffhausens Zustimmung gefunden hatte. Nun geschah es, daß diese Züricher

*) Siehe das Nähere bei Friedensburg, Der Regensburger Konvent (in den dem Andenken von Waitz gewidmeten Abhandlungen). Es könnte auffallen, daß man von den norddeutschen Freunden Roms, namentlich dem Herzog Georg von Sachsen und Kurfürst Joachim, bei dieser Einladung absah. Aber mit dem sächsischen Herzog bestand noch immer die alte Verlegenheit wegen der Schuldforderung, und mit dem Hohenzollern scheint das gute Verhältnis durch den mißlichen Stand der Heiratsfrage ernstlich getrübt worden zu sein.

Bewegung auch ſonſt in der Nachbarſchaft Waldshuts eifrige Anhänger gewann, und endlich kam gerade damals die Bauerſchaft des ſüdlichen Schwarzwaldes in Aufruhr.

Von der bedrohlichen Stimmung des niederen Volkes in Stadt und Land haben wir fortwährend gehört. Die Furcht, das Volk könne aufſtehen, wenn man gegen Luther Gewalt brauche, iſt uns bei jeder Gelegenheit als maßgebend für das Verhalten der Reichsgewalten wie der meiſten einzelnen Stände entgegengetreten. Wir erinnern uns auch, wie verſchiedentlich, beſonders aus den vorderöſterreichiſchen Gebieten, von Anſammlungen der Bauern, von einem Bundſchuh berichtet wurde. Ohne Zweifel haben die ſchweren und oft willkürlich gemehrten Laſten, welche in früheren Jahren das Landvolk am Oberrhein, in Schwaben und im Algäu mehrfach zu Verſchwörungen und Aufſtänden getrieben hatten, auch in den erſten zwanziger Jahren ähnliche Bewegungen hervorgerufen. Inwieweit dieſelben mit Luthers und ſeiner Anhänger Predigten zuſammenhängen, läßt ſich nicht ſagen, da wir überhaupt nur dunkle Kunde von ihnen haben. Gewiß ſcheint, daß als im Mai 1524 die Bauern des Abts von St. Blaſien auf dem oberen Schwarzwalde ihrem Herrn die bisherigen Abgaben weigerten und dann am 23. Juni die Stühlinger Bauern gegen den Grafen von Lupfen aufſtanden, religiöſe Motive nichts damit zu thun hatten. Die Stühlinger ſollen ſogar urſprünglich jede Gemeinſchaft mit Luther abgewieſen haben, deſſen Lehre damals an dieſer Südgrenze des Reichs die ländliche Bevölkerung kaum erſt berührt zu haben ſcheint.

Nun aber konnte es doch nicht anders kommen, als daß zwei ſo benachbarte Bewegungen, welche weſentlich denſelben Gegner zu fürchten hatten, früher oder ſpäter in Verbindung traten. Ferdinand war der Schutzherr des Grafen von Lupfen, erkannte auch ohne weiteres die Verpflichtung an, ihn gegen ſeine aufrühreriſchen Bauern zu unterſtützen. Für ihn unterlag es nicht dem geringſten Zweifel, daß jede Art Aufruhr oder

Unruhe, welche damals irgendwo entstand, in der „verfluchten lutherischen Sekte“ ihren eigentlichen Grund habe. Er warf deshalb ohne weiteres die Stühlinger Bauern und die Waldshuter Bürger in einen Topf und that so das Seinige, um beide zusammen zu binden, um den Bauern, welche ursprünglich nur ihren besonderen Notstand im Auge gehabt hatten, den Weg zu einer universalen Bewegung zu weisen.

Anfang September zogen achthundert Bauern mit weiß-rot-schwarzer Fahne zur Kirchweih nach Waldshut und begründeten da zwar nicht eine „evangelische Bruderschaft“, wie man lange gemeint hat*), einen Bund zu einer großartigen Propaganda über das ganze Reich, knüpften aber Beziehungen zu gegenseitiger Verteidigung an, wie sie sich aus der Situation ganz unvermeidlich ergaben. Zugleich fanden die Stühlinger Bauern freundliche Vermittelung bei dem evangelischen Schaffhausen, das in ihrer Landschaft mehrfach begütert war. Etwas später, da Waldshut ein ernstlicher Angriff zu drohen schien, zog ihm eine Züricher Freischar zu Hilfe, während Zürich die durch mannigfache Beziehungen mit ihm verbundenen Bauern des Klettgau seines Beistandes versicherte, wenn sie in seiner Weise das Wort Gottes predigen ließen.

---

*) Man entnahm diese Thatsache der von Mone gedruckten Villinger Chronik, welche unsere reichste Quelle für diese Anfänge des Bauernkriegs ist. Nun aber hat sich herausgestellt, daß das den Ereignissen nahezu gleichzeitige und in der Hauptsache glaubwürdige Original jener Chronik von einem solchen Vorgang nichts weiß, während die von der „evangelischen Bruderschaft“ erzählenden Abschriften dem Ende des 16. Jahrhunderts angehören. Die anderweitigen gleichzeitigen Zeugnisse wissen zwar von einem Schutzverhältnisse zwischen Stadt und Bauern, enthalten aber keine Spur von einer auf großartige Propaganda berechneten Organisation, von deren Thätigkeit auch um diese Zeit nirgends Zeichen zu entdecken sind. Vgl. Rodens Ausgabe der Villinger Chronik S. 98 mit den Akten bei Schreiber und Baumann und den scharfsinnigen Ausführungen bei Scheibel, Kritik der Villinger Chronik (Ansbach 1885), welcher schon vor dem Erscheinen der Rodenschen Ausgabe die Unmöglichkeit dieser „evangelischen Bruderschaft“ nachwies.

Unter dieſer Gunſt mannigfacher Umſtände bildeten ſich hier am Südabhange des Schwarzwaldes, in unmittelbarer Nachbarſchaft der Schweiz, deren freiere bäuerliche Zuſtände längſt den Unterthanen des Reichs höchſt verlockend erſchienen waren, ein Herd der Bewegung, der an ſich noch keine ernſte Gefahr barg, der aber durch die Lage der Zeiten eine ungeahnte Bedeutung gewinnen ſollte. Wäre Ferdinand von vornherein nachdrücklich gegen dieſe Anfänge eingeſchritten, ſo vermochten weder die Stühlinger noch die Waldshuter ſich zu behaupten. Wie alle früheren, ſo konnte auch dieſer Verſuch einer Auflehnung im Keime erſtickt werden, wenn es eine Regierung gab, welche über die dafür notwendigen Mittel verfügte.

Der im ganzen glückliche Verlauf des Regensburger Tages ſchien ja nun allerdings Ferdinands Machtſtellung erheblich zu verſtärken. Alle Geladenen hatten ihre Boten geſchickt, daneben die eifrigſten litterariſchen Vorfechter Roms, Eck, Fabri und Cochlaeus, ſich zur Förderung der Sache eingefunden. Die bayeriſchen Herzöge erſchienen freilich nur für einige Tage und auch von den Prälaten nur der Kardinal von Salzburg und die Biſchöfe von Trient und Wien. Was aber den Kampf gegen die Ketzerei angeht, herrſchte in der Verſammlung die erfreulichſte Uebereinſtimmung. Man ging einfach davon aus, daß die letzten Reichstagsſchlüſſe die ſtrenge Durchführung des Wormſer Edikts zur Pflicht gemacht, die Predigt an die Lehre der römiſchen Kirche gebunden hätten. Keinerlei Abweichung ſollte hinfort geduldet, die ketzeriſchen Bücher vernichtet, die Preſſe wie der Klerus unter genaue Aufſicht geſtellt, der Beſuch Wittenbergs gehindert werden. Die Teilnehmer verſprachen einander mit Rat und That für den Fall zu helfen, daß einigen von ihnen aus dieſem chriſtlichen Vornehmen Schwierigkeiten entſtünden oder die Unterthanen ſich widerſetzlich zeigten. Ebenſo einigte man ſich über beſſere Zucht des Klerus, der in ſeinem Leben keinen Anſtoß geben, die Gläubigen nicht durch unbillige Geldanſprüche beläſtigen, noch durch übertriebene Strenge ärgern

sollte. Die Zahl der Feiertage wurde beschränkt, der alte Brauch, in jeder Diözese jährlich Synoden zu halten, hergestellt. Weniger erfreulich verliefen die Verhandlungen über die Ferdinand zu leistenden geistlichen Beisteuern. In diesem Punkt hatten die Boten nur beschränkte Vollmachten mitgebracht und bewilligten denn auch meist trotz allen Bemühungen Ferdinands und Campeggis nur auf „Hintersichbringen und Ab- oder Zuschreiben". In Ferdinands eigenen Gebieten, namentlich in Tirol, stießen die Bewilligungen auch jetzt noch auf hartnäckigen Widerspruch*).

Wenn aber so auch finanziell zunächst noch nichts oder doch nur wenig gewonnen war, so bedeutete es doch wahrlich viel, daß durch die Regensburger Beschlüsse fast das ganze oberdeutsche Land zu einmütigem Kampfe gegen die Ketzerei zusammengetreten war. Gleichzeitig hatten sich überdies in Leutkirch die Bischöfe von Konstanz und Augsburg mit einer Reihe mächtiger Herren, wie den Truchsessen von Waldburg, dem Grafen Wolf von Montfort und Georg von Frundsberg, und in Windsheim die Bischöfe von Würzburg, Bamberg und Eichstädt persönlich zu festem Zusammenwirken gegen die Abtrünnigen geeinigt. Die Anhänger Roms von den Alpen bis zum Main schlossen so dicht ihre Reihen. Ferdinand war denn auch voll zuversichtlichen Eifers. Wie er schon vor dem Regensburger Tage gegen Kenzingen und Waldshut, dann gegen Reutlingen eingeschritten war, in Eßlingen dem dort neu eingerichteten Kammergericht die strenge Durchführung des Wormser Edikts eingeschärft hatte, so wollte er nun gleichfalls in Niederösterreich schonungslos mit der Ketzerei aufräumen. „Täglich," rühmte er dem Papst Ende Juli, „gebe ich unzweideutige Beweise meines

*) Friedensburg S. 522 ff. Kirchmairs Denkwürdigkeiten (Fontes rerum Austriacarum Bd. 1) S. 466. Es ist auffallend, daß Ferdinand Karl gegenüber weder in seinen Briefen aus Regensburg vom 29. Juni und 7. Juli, noch in dem aus Linz vom 11. Juli (Wien. Arch.) die Regensburger Verhandlungen erwähnt.

reinen Glaubens. Nichts unter der Sonne ersehne ich heißer, als daß ein so abscheuliches Volk aus meinen Gebieten entfernt werde"*). Durch keine Rücksicht auf finanzielle Nachteile werde er sich hindern lassen. Indem er nun aber so scharf einschritt, erregte er in der österreichischen und namentlich in der Wiener Bevölkerung bedrohliche Unzufriedenheit. Nachdem er am 4. Oktober einen lutherischen Kaufmann in Wien hatte verbrennen lassen, schrieb der venezianische Gesandte Carlo Contarini, er wecke dadurch so großen Haß im Volke, daß eines Tags ein arger Skandal entstehen könne. Einige Wochen später meldet derselbe aus Wien von öffentlichen Kundgebungen, welche Ferdinand, Campeggi und Salamanca mit dem Tode drohten. In Tirol herrschte längst namentlich gegen Salamanca ein grimmiger Haß. Das Land, schreibt Contarini, wolle keine Steuern zahlen, wenn Ferdinand nicht dort seine Residenz nehme; das könne er aber nicht, weil er fürchte, daß die Wiener, sobald er sich entferne, Unruhen stiften würden**).

Wenn nun andere Regensburger Verbündete ähnlich vorgingen, so begreift man, daß sich über das ganze oberdeutsche Gebiet während der zweiten Hälfte des Jahres 1524 wachsende Aufregung ausbreitete, welche die Prälaten und Herren in gleicher Weise hemmte, wie Ferdinand. Dazu kam die unerfreuliche Wirkung der kaiserlichen Julierlasse. Das Reichsregiment konnte auch in Eßlingen nur sehr mühsam zusammengebracht werden. Pfalzgraf Friedrich lehnte es trotz aller Bemühungen Ferdinands ab, ihn wieder im Regiment zu vertreten, da er ihm die geforderte Besoldung von 10000 Gulden nicht zu verschaffen wußte. Markgraf Philipp erklärte sich zwar zur Uebernahme des mißlichen Postens bereit, aber nur unter Bedingungen, welche Ferdinand ohne Karls Zustimmung nicht erfüllen konnte. So mußte denn Jörg Truchseß von Wald-

*) Ferdinand an Clemens VII., Wien den 30. Juli. Balan, Monum. reform. Lutheranae p. 357.

**) Thomas, Auszüge aus Sanuto S. 53 f. Kirchmair S. 462 ff.

burg die Stellvertretung übernehmen. Er war politisch und kirchlich ein Mann nach dem Herzen Ferdinands, aber all sein Eifer konnte die Konstituierung der Behörde nur langsam fördern. Nicht allein Kursachsen, sondern auch Brandenburg trat Mitte Juli mit einer nachdrücklichen Verwahrung gegen die in Nürnberg über das Regiment gefaßten Beschlüsse auf: eine so kleine Versammlung, wie die Nürnberger, sei nicht berechtigt gewesen, die vom ganzen Reich in Worms aufgerichtete Ordnung zu ändern. Der Truchseß erwiderte, das noch in so geringer Zahl versammelte Regiment könne darüber nicht entscheiden. Er bat Ferdinand um Weisung, was zu thun sei. Einige Wochen später brachte Herzog Georg das Regiment in Verlegenheit. Er ließ erklären, er sei durchaus bereit, die kaiserlichen Mandate gegen Luther und seine Anhänger zu vollstrecken, müsse aber wissen, wo und wie er Unterstützung finden werde, wenn er dadurch in Schwierigkeiten gerate. Das Regiment erwiderte, die Frage sei „dermaßen wichtig, daß ihnen in solcher Anzahl", zumal noch kein einziger Fürst gekommen sei, „eine endliche Antwort zu geben nicht möglich ist". Am 3. August mußte Truchseß berichten, das Vierteljahr für das Kammergericht sei am 31. Juli abgelaufen, das für das Regiment werde bald ablaufen; daß Stände pünktlich zahlten, sei nicht zu erwarten, Ferdinand möge also für rasche Zahlung der vom Kaiser übernommenen Hälfte sorgen, sonst müßten verschiedene Mitglieder des Kammergerichts und Regiments abreisen; auf Vorschüsse der Städte, von denen Ferdinand geredet, könne man nicht hoffen.

In dieser trübseligen Lage kam nun nach Eßlingen das Gerücht, der Kaiser habe den auf Martini nach Speier ausgeschriebenen Reichstag verboten. Diese Nachricht machte auf das Regiment, welches sich doch ganz als Instrument Ferdinands gebärdete, den peinlichsten Eindruck. Wenn sich das so verhielte, schrieb es den 10. September an Ferdinand, so wäre das dem Abschiede des letzten Reichstags, den doch Ferdinand als des

Kaisers Statthalter, der kaiserliche Orator, Kurfürsten, Fürsten und Stände beschlossen, stracks zuwider. Jedermann werde den Eindruck bekommen, als ob der Kaiser dem von ihm selbst zugesagten und besiegelten Abschiede, den er doch als des Reiches Haupt zum vordersten vollziehen sollte, zum ersten entgegenhandle. Dadurch würden solche, welche ohnedies sich nicht nach dem Abschiede zu richten vorhätten, den besten Vorwand erhalten, sich nicht um des Kaisers und Reichs Ordnungen und Beschlüsse zu kümmern. Sodann würden verschiedene dringliche Sachen, wie die beharrliche Türkenhilfe, hinfallen, vor allem aber die Ordnung wegen der neuen Lehre. Dadurch würde vermutlich eine Weiterung entstehen, die zu großer Empörung und schwerem Schaden des Reichs führen müßte. Der kaiserliche Fiskal habe Befehl erhalten, gegen diejenigen zu prozedieren, welche sich dem Wormser Edikt ungehorsam zeigten, insbesondere gegen Reutlingen einzuschreiten. Das lasse sich in keiner Weise ausführen, wenn der Reichstag verhindert werden sollte. Zudem seien in verschiedenen Städten allerlei „Neuigkeiten" in der Religion vorgefallen. Das Regiment habe bisher dagegen nur mit der Vertröstung aufkommen können, daß auf dem Reichstage über diese Irrung entschieden werden solle. Wenn derselbe nun verhindert und die auf ihn gesetzten Hoffnungen vereitelt würden, „so ist gewißlich zu vermuten und zu fürchten, das der gmein man, der sunst diser zeit bewegig, sich zu großerer ufruhr und emporung erheben werde". Das Regiment bat deshalb Ferdinand dringend, den Kaiser von so unheilvollem Vorhaben abzubringen*).

*) Alle diese Dinge habe ich dem Wiener Archiv („Reichsakten in genere Fasc. 3") entnommen. Dieses Urteil des so zusammengesetzten und gesinnten Regiments bildet gewiß eine starke Instanz für meine oben S. 341 ausgesprochene Ansicht, daß der Beschluß wegen des Speierer Reichstags in keiner Weise die ihm von Ranke und anderen zugesprochene Bedeutung gehabt habe. Ebenso spricht dafür, daß sogar der Regensburger Konvent in gewisser Beziehung die Beschlüsse dieses Speierer Tages vorbehielt. Balan, Monum. reform. Lutheranae p. 365.

In der That konnte für das Reich kaum etwas Verderblicheres gedacht werden, als dieses Auftreten des Kaisers gegen einen von seinem Statthalter und seinem Gesandten gutgeheißenen Reichstagsschluß. Wenn auch längst alle Ordnungen des Reichs dem Wesen nach in heillose Verwirrung geraten waren, einen gewissen Schein der Gesetzlichkeit hatte man immerhin zu wahren gewußt. Bei aller Ohnmacht der Reichsregierung hatte doch die äußerliche Uebereinstimmung zwischen Kaiser und Regiment, Regiment und Ständen eine gewisse Illusion eines legalen Zustandes zugelassen. Das Verfahren des letzten Reichstags gegen das Regiment war gewiß bedenklich genug, eine neue Erschütterung des längst wankenden Reichsgebäudes. Immerhin hatte man schließlich mit scheinbarer Korrektheit ein neues Regiment zustande gebracht. Trotz allem inneren Widerstreit hatten die Vertreter des Kaisers mit den Ständen einen Abschluß herbeigeführt, der, wenn er auch gar nichts Haltbares schuf, keine einzige der großen Fragen der deutschen Gegenwart entschied, doch die Hoffnung nicht geradezu ausschloß, daß man in Zukunft vielleicht eine erträgliche Lösung finden werde. Allen diesen Täuschungen und Hoffnungen machten die kaiserlichen Erlasse vom 15. Juli ein unbarmherziges Ende. In der Lebensfrage der Nation trat der Kaiser mit grellster Verletzung des politischen Herkommens den geordneten Gewalten des Reichs autokratisch entgegen. Wie das Regiment mit Recht sagte: der Kaiser, der als Haupt des Reichs den durch seine Bevollmächtigten besiegelten Abschied zuvorderst hätte vollziehen sollen, handelte ihm zuerst entgegen und erteilte damit gewissermaßen jeder Auflehnung im Reich einen Freibrief. Der letzte Rest gesetzlicher Ordnung schien durch den Kaiser selbst umgestürzt worden zu sein, und zwar durch einen seit drei Jahren in weiter Ferne weilenden, mit dem Stande der Reichsangelegenheiten doch nur sehr mangelhaft vertrauten, in der Erfüllung seiner eigenen Verpflichtungen gegen das Reich und zahlreiche Stände höchst säumigen, endlich von schwerster Bedrängnis fast

erdrückten Kaiser. Konnte es nach diesem Akt kaiserlicher Willkühr noch irgend eine Autorität im Reiche geben, noch irgend einen Damm gegen die stürmischen Leidenschaften, welche längst alles zu überfluten drohten? Der Kaiser selbst hatte gewissermaßen das Signal zum Ausbruch der Revolution gegeben.

Wenn man alle diese Verhältnisse berücksichtigt, kann man sich nur darüber wundern, daß nicht bereits im Herbst 1524 der Sturm losbrach, welcher im Frühling 1525 das Reich ins Chaos zu stürzen drohte. In Wirklichkeit brannte das im Juni zwischen Wutach und Alb entzündete Feuer so still und leise fort, als hätte es im ganzen Deutschen Reiche gar keine entzündlichen Stoffe gegeben. Man verhandelte auf unzähligen Tagen über einen Ausgleich zwischen den Bauern und ihren Herren, zwischen Waldshut und der österreichischen Regierung; man zückte dazwischen mehr als einmal das Schwert; aber man kam weder zum Vertragen noch zum Schlagen. Wenn man den rücksichtslosen Eifer Ferdinands bedenkt, der sich doch nicht darüber täuschen konnte, was es für seine und Roms Autorität bedeutete, wenn sich das kleine Waldshut im vollständigen Abfall von der alten Kirche behauptete, so begreift man dieses träge Gehenlassen nicht. Sieht man aber in die Akten der Innsbrucker Regierung, so wird es sehr verständlich. Vom ersten Beginn der Bewegung an finden wir die Herren von Innsbruck höchst ängstlich. Sie fürchten, der Aufruhr der Stühlinger könne im Elsaß Nachahmung finden. Ende August befiehlt zwar Ferdinand die Werbung von 2000 Mann, da die Bauern keinen Vergleich annehmen und mit Waldshut zusammenstecken. Aber den nächsten Tag schreibt der Innsbrucker Hofrat, da sich Schaffhausen der Bauern annehme, müsse man einen „Hauptkrieg" fürchten. Dafür habe man kein Geld. Die Kammer sei ganz erschöpft, Ferdinand durch einen drohenden Angriff der Türken in Oesterreich festgehalten, endlich der gemeine Mann allenthalben in Aufruhr und Empörung: unter diesen Umständen müsse man, wenn irgend möglich, den Auf-

ruhr gütlich beilegen. Mitte September freilich, da Ferdinand eine Anweisung über 20000 Gulden geschickt, mahnt der Hofrat, man solle Waldshut nicht zu weit nachgeben. Aber zehn Tage darauf erfährt er, daß Herzog Ulrich rüste. Derselbe erscheint wirklich auf dem Hohentwiel, in unmittelbarer Nachbarschaft des aufrührerischen Gebiets. Am 14. Oktober befiehlt der Hofrat, die Stühlinger sofort anzugreifen, Herzog Ulrich aber zu ignorieren, damit „nichts Größeres erweckt" werde*).

So war nichts Durchgreifendes geschehen, um den noch immer kaum über den ursprünglichen Bezirk hinausgewachsenen Brand zu ersticken, als die Schreckensnachrichten aus Italien kamen. Die Gefahr, Mailand, vielleicht auch Neapel zu verlieren, erschien Ferdinand unendlich viel größer, als alles, was ihm von den Stühlingern und Waldshutern begegnen konnte. Auf die Nachricht vom Verluste Mailands, schrieb er dem Bruder am 1. November, habe er dem Regiment in Innsbruck befohlen, alles mögliche zu thun, um die Wünsche Lannoys und Sforzas zu erfüllen, ein Heer von 10000 Landsknechten schleunig über die Alpen zu senden. Am 5. November fügte er hinzu, die üblen Nachrichten aus Italien bestimmten ihn, mit Hintansetzung aller anderen Interessen nach Innsbruck zu eilen, sowohl um die Werbung der 10000 Landsknechte zu beschleunigen, als auch jeden anderen Beistand zu leisten. Von der Bewegung im Schwarzwalde hatte er noch gar nicht nötig gefunden dem Kaiser zu melden.

Von da an waren alle Gedanken und Kräfte Ferdinands und seiner Räte monatelang vorwiegend der italienischen Not zugekehrt. Die Stühlinger und Waldshuter konnten so ziemlich machen, was sie wollten. So kam es, daß sechs Monate lang weder gegen das religiös-rebellische Waldshut, noch gegen die sozial-revolutionären Bauern etwas Energisches geschah. Die Schwäche der österreichischen Regierung, wie der mit ihr

*) Baumann, Akten zur Geschichte des Bauernkriegs S. 3 ff.

verbündeten Herren hinderte jede durchgreifende Aktion, obwohl man gleich hier die Erfahrung machte, daß, wenn es doch einmal zu einem Zusammenstoße mit den Bauern kam, dieselben militärisch sich äußerst schwach zeigten. Da so das Feuer ungelöscht fortbrannte, die Nachbarn sahen, wie die Hegäuer und Klettgäuer ungestraft alle Lasten abwerfen konnten, mußte es endlich weiter greifen. Wie der Aufstand der Bauern früh vom Hegau nach dem Klettgau übergegangen war, so kletterte er gegen Ende des Jahres 1524 hier den Schwarzwald hinauf, versuchte von dort ins Breisgau und Elsaß hinabzusteigen, drang da ins Württembergische ein, senkte sich da zum Bodensee und nach dem Algäu hinab. Und mit dieser äußeren Ausbreitung wird wohl die innere Stärkung durch festeren Zusammenschluß mit dem religiösen Element Hand in Hand gegangen sein. Man wird sich vermutlich immer vergebens bemühen, genau festzustellen, wie der Dr. Hubmair von Waldshut und Thomas Münzer, der während der letzten Monate des Jahres in der Nähe der aufständischen Bauern weilte, auf dieselben gewirkt haben mögen. Aber das kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß die durch den kaiserlichen Ukas und das Regensburger Bündnis in die äußerste Gefahr versetzten oberdeutschen Prädikanten, wenn sie irgendwie zu radikalem Handeln neigten oder taugten, in der bäuerlichen Bewegung eine willkommene Stütze erblicken mußten. So gut Herzog Ulrich kein Bedenken trug, die Bauern als Bundesgenossen anzunehmen, welche er doch einst im Armen Konrad unbarmherzig niedergetreten hatte, so wenig konnte ein so bedrohter Mann wie Hubmair in Waldshut oder Schappeler in Memmingen vor dem Gedanken zurückschrecken, die scheinbar dem Untergange nahe religiöse Sache durch die soziale Bewegung zu retten. Auch dieser Prozeß scheint dann wieder mit auffallender Langsamkeit vor sich gegangen zu sein. Ende Oktober sehen wir die Klettgäuer Bauern ihre ökonomischen Forderungen mit dem „göttlichen Recht“ in Zusammenhang bringen; im

Dezember tritt dieſes göttliche Recht noch ſtärker hervor; aber es vergehen noch Monate, bis die Forderungen der Bauern ganz ausdrücklich und unumwunden auf das Evangelium begründet werden.

Selbſt als die Bewegung an der Jahreswende vom Oberrhein an die obere Donau und ins Algäu übergeſprungen iſt, nehmen wir anfangs hier einen ähnlichen Gang wahr wie dort. Auch hier treten zuerſt ganz lokale Bewegungen einzelner Dörfer und Herrſchaften hervor, welche das religiöſe Moment nicht kennen*). Dann hören wir das „Evangelium" nennen, welches übrigens damals die der alten Kirche treu Gebliebenen faſt ebenſo oft im Munde führten wie die Anhänger Luthers. Die eine Bauerſchaft fordert, daß ihnen das Wort Gottes lauter und klar gepredigt und die Leibeigenſchaft beſeitigt werde, weil ſie nirgends in göttlicher Schrift gefunden werde; andere entſchuldigen ſich damit, die Empörung rühre nicht von ihnen her, ſondern von den geiſtlichen Herren, welche allenthalben predigten, nach göttlichem Geſetz dürfe kein Menſch über dem anderen ſein**). Es erſcheint das indeſſen noch gewiſſermaßen wie eine Einwirkung von ferne und von außen. Aber endlich dringt dieſe religiöſe Strömung mit reißender Geſchwindigkeit, mit unwiderſtehlicher Macht vor. Schon am 19. Februar wird aus Ulm geſchrieben, daß ſich die Bauern faſt alle über Forderungen geeinigt haben, welche nahezu wie die berühmten zwölf Artikel klingen***), und am 24. Februar, am Tage der Schlacht bei Pavia, formulieren die Memminger Bauern ihre Forderungen ganz im Stil dieſer Artikel. Jetzt iſt das „göttliche Wort" der Ausgangs- und Stützpunkt für alles. Jetzt erſcheinen die Bauern als „chriſt-

*) Korreſpondenz des Ulrich Artzt in der Zeitſchrift des hiſtoriſchen Vereins für Schwaben 6, 316. 330. 337. Denſelben Charakter tragen noch die Artikel der Kislegger Bauern vom 22. Februar bei Baumann, Akten S. 113.

**) Ulrich Artzt 6, 302. 306. 320.

***) Lorenz Fries, Geſchichte des Bauernkriegs 1, 7.

liche Vereinigung", welche sich gebildet hat, um dem Evangelium den Weg zu bahnen, um dem bedrohten göttlichen Recht Beistand zu leisten*).

Einen gefährlicheren Augenblick hat Deutschland kaum erlebt: nicht politische Formen, nicht einzelne Besitztitel, das ganze nationale Wesen sah sich von wüstem Umsturz bedroht. Denn so bescheiden anfangs die Bauern sich meist gehalten hatten, so wild und zügellos kochten die Leidenschaften über, sobald sie ihre Scharen ins Ungeheure wachsen sahen. Wie es das Schicksal aller Umwälzungen ist, daß sie den giftigen Bodensatz der Gesellschaft obenauf bringen, so mußte das hier ganz besonders eintreten. Indem die rohen, durch langen Druck erbitterten Massen das Joch abwarfen und sich durch das göttliche Wort zu völligem Umsturz aller überlieferten Ordnungen berechtigt hielten, indem diese Massen vergebens sich zu organisieren suchten, die Autorität ihrer oft einsichtigeren Hauptleute an den wüsten Begierden der Haufen scheiterten, ergoß sich über das Land eine Flut der Zerstörung, in welcher nicht nur unzählige Klöster und Herrensitze versanken, sondern die deutsche Kultur selber zu versinken drohte.

Anfang Februar erkannten endlich die regierenden Gewalten, welche ungeheure Gefahr sie hatten groß wachsen lassen. Nun suchte der längst von Ferdinand angerufene Schwäbische Bund dem Verderben zu steuern. Aber fast überall sahen sich die Obrigkeiten gelähmt. Nahezu alle steckten in Geldnot; alle fürchteten, wenn sie ihre Reisigen und Knechte dem Bunde zuschickten, würde die Empörung zu Hause losbrechen. Die am besten mit Geld gefaßten Reichsstädte mußten mit Sorge auf ihre eigene niedere Bevölkerung blicken, welche aus ökonomischen oder religiösen Gründen nur zu oft mit den Bauern sympathisierte. Da so die Kräfte des Bundes sich nur langsam sammelten, kam die Kunde vom Einbruch des Herzogs Ulrich in sein Württemberger Land. Mit einigen tausend Schweizern und

*) Baumann, Akten S. 119 ff. Ulrich Arzt 6, 344. 349. 354.

ſtarken Haufen Landvolks zog er durch das von den Bauern aufgewühlte Land. Die Eidgenoſſenſchaft, die Verbündete Frankreichs, folgte einer richtigen Rechnung, wenn ſie in dem Augenblicke, wo König Franz vor Pavia ins Gedränge geraten war, eine wirkſame Diverſion dadurch herbeiführte, daß ſie Herzog Ulrich ihre Knechte zulaufen ließ, um die habsburgiſche Herrſchaft in Schwaben über den Haufen zu werfen. Kam der Herzog ans Ziel, ſo war bei der augenblicklichen Verwirrung der oberdeutſchen Verhältniſſe, bei der Hilfloſigkeit Ferdinands die Macht der Habsburger über das Reich aufs ernſteſte bedroht. Zog der Schwäbiſche Bund gegen den Herzog den kürzeren, ſo war zugleich der einzige aktionsfähige Gegner der Bauern lahm gelegt. Nun hatte aber die Eidgenoſſenſchaft im Thurgau bereits ſelbſt die Empörung der Bauern gekoſtet. Der katholiſche Eifer der meiſten Orte hatte ſie mit Ferdinand längſt zu gemeinſamer Abwehr der religiöſen Bewegung zuſammengeführt. Mußte ihnen ſo von dieſer Seite das Unternehmen des Herzogs doch in bedenklichem Lichte erſcheinen, ſo ſchwand jeder Zweifel in dem Augenblicke, wo ſie die furchtbare Niederlage der Ihrigen vor Pavia erfuhren. Jetzt konnten ſie nicht mehr daran denken, den plötzlich furchtbar gewordenen Kaiſer dadurch zu reizen, daß ſie ihr Volk ſeinem erbittertſten Gegner zur Verfügung ließen. Sie bedurften dieſer Streitkräfte überdies möglicherweiſe zur eigenen Verteidigung. Sofort riefen ſie ihre Knechte von Ulrich ab, welcher ſie um ſo weniger feſtzuhalten vermochte, als er ſie nicht pünktlich zahlen konnte. Von dem Augenblicke an war ſein Unternehmen geſcheitert. Vor den Thoren Stuttgarts mußte er umkehren.

Nach dieſem wichtigen Erfolge trat der Schwäbiſche Bund den Bauern anders als bisher entgegen. Hatte er bis dahin durch freundliche Verhandlungen Zeit zu gewinnen geſucht, ſo brach er jetzt den geſchloſſenen Stillſtand, den die Bauern ihrerſeits nicht ſtreng eingehalten hatten. Bei Leipheim, unweit Ulms, erlitten ſie am 4. April die erſte blutige Niederlage.

Nun aber wirkte der Schlag von Pavia auch insofern, als allmählich die Landsknechte über die Berge heimkehrten und wenigstens teilweise die Reihen des Schwäbischen Bundes füllten, Ferdinand auch einige hundert Reiter aus Italien geschickt werden konnten*). Alle Anhänger Habsburgs fühlten sich natürlich durch den gewaltigen Sieg des Kaisers gestärkt. Vor Pavia waren auch die Bauern, waren auch die Ketzer geschlagen worden. Alle Unruhen, schrieb der venezianische Gesandte aus Innsbruck, werden jetzt aufhören; denn Pavia hat den Stolz der Deutschen, welche der Vergrößerung des Kaisers und des Erzherzogs zuwider sind, gebrochen. Aber inzwischen hatte sich der Aufstand über ganz Oberdeutschland ausgebreitet. Den Schwaben waren die Franken gefolgt. Eine Menge kleinerer Reichsstädte sahen sich genötigt oder veranlaßt, mit den Bauern gemeinsame Sache zu machen. Die altösterreichischen Gebiete, vor allen Tirol, wurden in den Strudel hineingezogen, bald auch das Elsaß, die Pfalz, dann Hessen und Thüringen von der wilden Flut bedeckt.

Es fragte sich jetzt lediglich, ob die elementaren Kräfte, welche allem Gewordenen mit Vernichtung drohten, sich so zu ordnen und solche Ziele aufzustecken vermochten, daß sie siegen und den Sieg behaupten konnten. Es gelang ihnen weder das eine, noch das andere. Die Fahne des Aufstandes wurde überall nur von tumultuarischen Massen getragen, welche jede Zucht abwiesen und damit jede kriegerische Leistung unmöglich machten. Und die aus der Mitte der Bauern hervorgegangenen Reformpläne trugen überall den Stempel des Utopischen, wie begründet viele ihrer Beschwerden waren. Der alte Sebastian Frank sagt von den Kämpfen der Bauern: „Wo sie so viel waren, daß sie die Feind mit eitel Filzhüten zu Tod sollten geworfen haben, hundert gegen einen Reiter, so war doch

*) Nájera schreibt am 18. April aus Mailand, über die Hälfte von Frundsbergs 6000 Landsknechten sei schon nach Deutschland zurück; Lannoy habe Ferdinand auf seine Bitte 300 Reiter geschickt.

Fliehen ihre beste Wehr, so sehr hatte ihnen Gott ihr Herz genommen." Diese militärische Ohnmacht und der für die Regierenden unblutige Charakter des Kampfes milderte aber nicht die Unbarmherzigkeit der Strafe. Nirgends so wie hier zeigt sich, wie tief doch die deutsche Gesittung noch stand. Die siegenden Fürsten und Prälaten hausten, als müßten sie die Barbarei der Bauern überbieten. Die unmenschliche Rachgier wurde nicht einmal durch den Egoismus gezügelt. Vergebens flehten die Bauern, die Herren möchten doch bedenken, daß sie nicht allein das Land bauen könnten*). Ganze Dörfer wurden verwüstet, weite Landschaften verödet, zum empfindlichsten Schaden der Sieger selbst.

So hatte auch Deutschland seine wilde, zerstörende Revolution erlebt, und die Sieger, zum großen Teil schuldig an der Revolution, standen vor der Versuchung einer universalen Reaktion. Es ist überraschend, in allen katholischen Aufzeichnungen der Zeit Luther als den eigentlichen Urheber des Aufruhrs bezeichnet zu sehen. Anfänglich hatte das Gerücht Glauben gefunden, Kurfürst Friedrich ziehe den oberdeutschen Bauern mit einem großen Heere zu Hilfe. Einzelne gingen so weit, Luther die Abfassung der zwölf Artikel anzudichten**). Jetzt waren die Regensburger Verbündeten in der Lage, ihre Absichten rücksichtslos auszuführen. Das Volk, vor dessen Unwillen die Gegner Luthers bisher zurückgescheut waren, lag am Boden oder war wenigstens tief eingeschüchtert. Durch die Reichsstädte, bis dahin die einzigen erklärten Vertreter Luthers, ging bange Besorgnis; denn überall wurde die Anklage laut, sie hätten durch Begünstigung der Ketzerei den Aufruhr verschuldet. In den gebildeten Kreisen der Nation regte sich der

*) Wie die Elsässer Bauern am 17. Mai dem Straßburger Rat schrieben: „Und wurt den herren nit möglich, das sie uns all bödten und allein uf erdrich wonen." Virck, Politische Korrespondenz der Stadt Straßburg 1, 170.

**) Baumann, Quellen zur Geschichte des Bauernkriegs in Oberschwaben S. 250.

Zweifel, ob eine Lehre fromme, welche zu ſo entſetzlichen Erſchütterungen wenigſtens mitgewirkt habe. Wenn auch nicht Eck, ſo ſchien vielen doch jedenfalls Erasmus im Buche der Zeiten richtiger geleſen zu haben als der ſtürmiſche Wittenberger.

Vor allem war nun aber für den Kaiſer der Augenblick gekommen, die deutſchen Dinge im Sinne des Wormſer Mandats zu ordnen. Sobald als möglich, ſchrieb er Ferdinand Ende März, werde er in dieſem Jahre nach Italien gehen, um ſich krönen zu laſſen; darauf werde er für die Wahl Ferdinands zum römiſchen Könige ſorgen und daran gehen, die deutſchen Lande zu guter Devotion gegen das heilige Reich zu bringen. Als er dann vom Aufſtand der Bauern erfahren, der natürlich auch ihm lediglich als eine lutheriſche Bewegung erſchien, ſchrieb er dem Bruder, ſobald er vom Papſt gekrönt ſei, werde er ſeine ganze Macht aufbieten, um die lutheriſche Sekte auszurotten. Ferdinand werde inzwiſchen, wie bisher, ſein mögliches dafür thun*).

Im Zuſammenhange ſeiner Politik ergab ſich dieſe Abſicht für den Kaiſer von ſelbſt. Trug der Sieg von Pavia die Früchte, welche er hoffte, war durch denſelben der Widerſtand Frankreichs gebrochen, die Autorität über Italien feſt begründet, ſo gab es für Karl keine dringendere und wichtigere Aufgabe, als das heilige römiſche Reich, wie er es auffaßte, als univerſale, katholiſche Ordnung in ſeinem Hauptſitze, in Deutſchland, zu durchgreifender Anerkennung zu bringen, die ihm über alles verhaßte Ketzerei auszurotten. Nur das gehorſame, zum rechten Glauben zurückgeführte Deutſchland konnte die unentbehrliche Baſis für die letzte Aufgabe der kaiſerlichen Politik bieten, den Kampf gegen den Türken. Daß Deutſchland innerlich für dieſes Unternehmen die günſtigſten Ausſichten bot, daß die von Luther entzündete Bewegung in ſich durch den Aufſtand der

*) Karl an Ferdinand, Madrid 25. März und Toledo 25. Juni (Wien. Arch.). Den Bauernkrieg nennt er ſchlechthin le mouvement des Lutheriens.

Bauern einen furchtbaren Stoß erlitten hatte, ſcheint weder Karl noch Ferdinand wahrgenommen zu haben. Aber die Thatſache verlor dadurch nichts an Bedeutung. Sie mußte die Abſichten der Brüder unendlich erleichtern, welche in ihrem katholiſchen Eifer, in ihrer Ueberzeugung, daß mit der Ketzerei zugleich der gefährlichſte religiöſe und politiſche Feind vernichtet werden müſſe, eines weiteren Spornes in keiner Weiſe bedurften. So hing denn das Schickſal Deutſchlands lediglich davon ab, ob Pavia dem Kaiſer wirklich die Macht geben werde, welche er und jedermann anfangs erwarteten.

Nach Pavia.

Zwiſchen neun und zehn Uhr am Morgen des 24. Februar war König Franz der Gefangene ſeiner Gegner geworden. Die meiſten franzöſiſchen Hauptleute, ſoweit ſie nicht den Tod fanden, teilten ſein Schickſal, darunter der junge d'Albret, der Marſchall Montmorency, Ludwig von Nevers, Graf Saint-Pol u. ſ. w. Der weitaus größte Teil des Heeres fand in der Schlacht, im Teſſin oder auf der Flucht den Tod*). Mailand und alle übrigen Plätze wurden ohne weiteres geräumt. Albany mußte froh ſein, ſich nach der Provence einſchiffen zu können.

Der gefangene König wurde zunächſt in ſein Lager zurückgeführt. Die Ueberraſchung des Sieges war für die Kaiſerlichen ſo groß, daß ſie erſt am nächſten Tage dazu kamen, einen Boten an Karl abzuſenden, den ſpaniſchen Komtur Peñaloſa, der nach eigener Anſchauung über den Verlauf der Schlacht berichten ſollte. Um die Reiſe zu beſchleunigen, gab ihm Franz ſicheres Geleit durch Frankreich. Seiner Mutter, welche er als Regentin zurückgelaſſen hatte, ſchrieb er mit dieſem Boten, von allem ſei ihm nichts geblieben als die Ehre und das Leben. Sie möge ihre gewohnte Klugheit bewähren, für ſeine Kinder ſorgen; er hoffe, Gott werde ihn nicht verlaſſen. Die Regentin, welche die furchtbare Nachricht

*) Das Verzeichnis der Gefallenen Champollion, Captivité p. 85, der Gefangenen ib. sq.

in Lyon empfing, gab dem Komtur einen Brief an Karl mit. Sie nannte ihn darin ihren „guten Sohn", lobte Gott, daß Franz in die Hand des Fürsten gefallen sei, den sie am meisten liebe, seine Größe werde die Verwandtschaft des Bluts nicht vergessen. Der ganzen Christenheit könne aus ihrer Freundschaft das größte Glück erwachsen. Sie bitte ihn, den Gefangenen so zu behandeln, wie es ihre beiderseitige Ehre fordere*).

Peñalosa eilte über die Pyrenäen nach Madrid, wo der Kaiser, endlich vom Fieber befreit, jeden Augenblick darauf gefaßt war, ein großes Unglück aus Italien zu vernehmen. Am Mittag des 10. März trat der Komtur vor Karl, der gerade mit seiner Umgebung von Italien sprach. „Sire," sagte Peñalosa, „die Schlacht ist unter den Mauern von Pavia geschlagen, der König von Frankreich ist Euer Gefangener, seine ganze Armee vernichtet." Der Kaiser war wie versteinert. Er fragte nicht, wie das Unglaubliche geschehen. Er wiederholte: „Der König von Frankreich ist gefangen in meiner Hand, die Schlacht gewonnen." Dann ging er in sein Schlafgemach, warf sich vor dem Bilde der heiligen Jungfrau, das über seinem Bette hing, nieder und erleichterte seine vom Glück übermannte Seele in langem Dankgebet. Danach erst ließ er sich von Peñalosa die Einzelheiten berichten. Indem er darauf den Sieg verkündigen ließ, verbot er jeden öffentlichen Jubel, da der Sieg über Christen erfochten sei. Er hoffe von Gott eine andere, größere Gnade, gegen die Ungläubigen; dann sollten öffentliche Lustbarkeiten veranstaltet werden.

Sobald sich die Wunderkunde verbreitete, strömten Hofleute, Granden, Prälaten, die fremden Gesandten herbei, ihre Glückwünsche darzubringen. Unter den ersten befand sich Contarini. Als er eintrat, ging Karl mit Gattinara, dem Gouver-

*) Champollion (Captivité p. 258) datiert den Brief des Königs an seine Mutter falsch aus Pizzighettone. Er wurde im französischen Lager vor Pavia geschrieben, wie Lannoys Brief an Karl vom 25. Februar (Lanz 1, 150 ff.) beweist.

neur von Bresse, und de la Chaux in einer Galerie auf und ab; er allein sprach. Da Contarini ihm die Hand küssen wollte, erlaubte er es nicht. Auf die etwas schwierige Gratulation des Venezianers, der meinte, dieser Sieg sei das größte Glück für die ganze Christenheit, da Karl nichts anderes suche als das allgemeine Wohl; Gott werde ihm noch größere Gnade verleihen, daß er in Konstantinopel die Kaiserkrone empfange — darauf entgegnete Karl, er verdanke den Sieg nur Gottes Gnade, der ihm weit über Verdienst gegeben. Nicht nur seine Freunde, auch seine Feinde würden sich darüber freuen. Er habe keinen anderen Wunsch, als den Frieden unter der Christenheit herzustellen und seine Waffen gegen die Ungläubigen zu kehren. Aehnlich sprach er zu den übrigen Gesandten. Alle waren erstaunt, an ihm weder in Miene noch in Benehmen die geringste Veränderung wahrzunehmen. Den anderen Morgen, nachdem er gebeichtet, ging er mit einer Prozession zur Schutzheiligen von Madrid, Unserer Frau von Atocha, deren Kapelle damals noch eine ziemliche Strecke von der Stadt entfernt lag. Dem Prediger hatte er verboten, ihn zu loben oder über den Sieg zu jubeln. Er trug seinen gewöhnlichen schwarzen Flausrock*).

So wußte dieser eben fünfundzwanzigjährige Herrscher seine Empfindungen zu meistern. Denn daß es in seinem Innern gewaltig kochte, bedarf keiner Erörterung. Wenn er alles Gottes Gnade zu verdanken erklärte, so sprach er damit gewiß nur seine aufrichtige Empfindung aus; wenn er allen ohne Ausnahme, mit welchen er damals redete, die immer wiederholte Beteuerung gab, er ersehne jetzt nichts so sehr als den allge-

*) Nach den in allem Wesentlichen übereinstimmenden Berichten des mantuanischen Gesandten Suardino (Rawdon Brown p. 415 f.), des englischen Gesandten Sampson (Ellis, Original letters I, 1, 260 ff.), beide vom 15., und Contarini's vom 12. März. Letzterer mir in Abschrift vorliegende trägt zwar das Datum des 16. März; der fragliche Passus ist aber schon am 12. geschrieben.

meinen Frieden der Christenheit, so entsprach auch das nur einer wahren Empfindung, der wir stets bei ihm begegnet sind. Aber wir wissen auch, wie er mitten in den ärgsten Bedrängnissen des Krieges diesen Frieden verstand. Daß die alte Forderung, Frankreich müsse außer stand gesetzt werden, den Frieden immer von neuem zu stören, jetzt mit erhöhtem Nachdruck und in erweitertem Umfang hervortreten werde, ergab sich aus der Natur der Dinge. Wie sollte nun aber dieses Ziel erreicht werden? Sollte man den Krieg gegen das im Augenblick so gut wie wehrlose Frankreich fortsetzen, die Gebiete, welche man ihm zu nehmen wünschte, in seine Hand bringen, oder sollte man durch Verhandlung mit dem gefangenen König das Notwendige zu erreichen suchen? Von den Erörterungen, welche im Rat des Kaisers hierüber angestellt wurden, erfahren wir leider nichts*). Am 25. März schreibt Karl seinem Bruder, obwohl mehrere der Ansicht gewesen seien, er solle sofort ins Feld rücken, so schiebe er das doch für einige Zeit auf, um zu sehen, ob er durch Verhandlungen mit König Franz und seiner Mutter zum Ziel komme; in vier bis sechs Wochen könne er wissen, ob sie seine Bedingungen annehmen; wenn nicht, werde er sein gutes Glück verfolgen. Eine Reihe gewichtiger Gründe schien für diesen Weg zu sprechen. Man durfte doch wohl annehmen, daß Frankreich durch den Schlag von Pavia furchtbar erschüttert sei und daß es zu großen Opfern bereit sein werde, um seinen König zu befreien. Zur Fortsetzung des Krieges bedurfte man großer Summen, die niemand aufzubringen wußte, bedurfte man der Unterstützung Englands, die man lieber nicht in Anspruch nahm. Die Lage der Christenheit forderte gebieterisch den Frieden unter ihren Hauptmächten. Die kaiserliche Stellung endlich gebot jetzt, nach

*) Die Angabe Sandovals 1, 652 ist selbstverständlich verkehrt. Sie stammt aus Guicciardini, welcher den Beichtvater eine schöne Rede darüber halten läßt, daß der Kaiser, um sich dankbar zu erweisen, dem Gefangenen großmütig die Freiheit schenken müsse.

ſo glänzendem Sieg, wenigſtens einen ernſtlichen Verſuch mit dem Frieden zu machen. Aus allen dieſen Gründen wird, denke ich, die Entſcheidung ſehr raſch für dieſen Weg gefallen ſein. Bereits am Morgen des 16. März ſprach ſich Gattinara gegen Contarini, der in ſeinen häufigen Berichten aus dieſen Tagen*) die Möglichkeit einer Fortſetzung des Krieges gar nicht erwähnt, ungefähr ſo aus, wie dann zuletzt beſchloſſen wurde. Obwohl der Kaiſer, ſagte der Kanzler, ganz Frankreich fordern könne, weil Papſt Bonifacius Philipp den Schönen der Herrſchaft entſetzt und das Königreich dem Kaiſer Albrecht von Oeſterreich übertragen habe, obwohl er auch als Imperator qui est dominus orbis die Huldigung der Krone Frankreich fordern könne, ſo wolle Se. Majeſtät doch nur das, was ihm gehöre und bis vor kurzem im Beſitz ſeines Hauſes geweſen ſei, das Herzogtum Burgund mit allem, was einſt Karl der Kühne beſeſſen. Die Provence gehöre dem Kaiſer mit demſelben Recht wie Neapel. Languedoc komme der Krone Aragon zu, und die Dauphiné ſei ein Lehen des Reichs. Dem Herzog von Bourbon werde der Kaiſer ſeine früheren Beſitzungen in Frankreich zurückgeben, ihn unabhängig von der franzöſiſchen Krone ſtellen und mit ſeiner Schweſter vermählen. Von England war an dieſem Morgen keine Rede. Einige Tage vorher hatte Gattinara lachend geäußert, er wiſſe nicht, was die Engländer vorhätten, ob ſie etwa gegen den gefangenen König, der ſich nicht wehren könne, Krieg führen wollten. In einer Denkſchrift erklärte er ſich entſchieden gegen fortgeſetzte Kooperation mit England. Wolle dieſes dennoch den Krieg fortführen, ſo müſſe ſich der Kaiſer jeder Teilnahme daran enthalten. Wenn England ſeine Anſprüche auf Frankreich durchſetze, könne das den Niederlanden wie Spanien ſchaden **).

Gleich in den erſten Tagen nach dem Eintreffen der Sieges-

*) Er ſchrieb am 12., 14., 16., 20., 23. und 26. März. Kopien dieſer Briefe liegen vor mir.

**) Siehe den Auszug aus dieſer Denkſchrift bei Bucholtz 2, 278 ff.

nachricht ſcheinen ſo die weſentlichen Entſchlüſſe gefaßt worden zu ſein. An demſelben Morgen, wo der Kanzler Contarini die oben mitgeteilten Eröffnungen über die Friedensbedingungen machte, ſagte er, Herr de la Chaux werde nach Portugal gehen, um die Infantin Iſabella zu gewinnen. Er ſagte nicht geradezu, um ſie für den Kaiſer zu gewinnen*), aber das verſtand ſich nach allem Vorhergegangenen von ſelbſt.

Des Kanzlers Programm liegt klar vor uns: Schwächung Frankreichs bis zur Unſchädlichkeit, Zurückweiſung Englands, Schonung Italiens. Ich bin ein guter Italiener, liebte er Contarini zu ſagen, und dieſer erkennt das geradezu an. Sforza ſollte jetzt endlich mit Mailand belehnt werden. Wenn nun aber auch Gattinara's Anſicht in allen Hauptpunkten durchdrang, ſo lag es doch nicht in des Kaiſers Art, ſo unendlich wichtige Beſchlüſſe zu übereilen. Lannoy hatte ihn allerdings dringend gebeten, keine Zeit zu verlieren, den günſtigen Augenblick auszunützen, der vielleicht nie wiederkehre. Aber hier, wo es ſich um die Entſcheidung über die ganze Zukunft handelte, war doch die reiflichſte Prüfung geboten. Standen dem beabſichtigten Verfahren nicht doch auch die ſchwerſten Bedenken entgegen? Ließ ſich irgend erwarten, daß Frankreich in eine ſolche Vernichtung ſeiner Nationalexiſtenz ſich fügen, daß England in eine ſo erdrückende Uebermacht des Kaiſers einwilligen werde? Und wenn das nicht geſchah, bedeutete dann der Verluſt von vier bis ſechs Wochen nichts? War Frankreich Ende April noch in derſelben Wehrloſigkeit wie jetzt? Vielleicht brachten auch die nächſten Tage wichtige Nachrichten über die Haltung Englands, Italiens und Deutſchlands. Es war ja doch ſehr gewagt, einen ſo unendlich folgenreichen Akt zu vollziehen, ohne zu wiſſen, wie Pavia in jenen Ländern gewirkt habe. In der That trafen am 25. März ein Bote Ferdinands ein, der über England gereiſt war, und ein Kurier aus Rom**).

*) „Azio poy la possiamo maritar a nostro modo," lauten ſeine Worte.

**) Contarini, Madrid 26. März.

Man erfuhr durch jenen, daß König Heinrich den Sieg aufs glänzendſte habe feiern laſſen, durch dieſen, daß der Papſt ſich gegen Seſſa in der erfreulichſten Weiſe geäußert habe.

So wurden dann am 28. März die Inſtruktionen für die Verhandlung mit Frankreich feſtgeſtellt. Der Kaiſer, heißt es darin, will für die große Wohlthat, welche ihm Gott erwieſen, nicht undankbar ſein, er will mehr an den Dienſt Gottes und das Wohl der ganzen Chriſtenheit denken als an ſeinen beſonderen Vorteil, will mehr Milde und Erbarmen als Strenge und Rache üben, den Frieden dem Kriege vorziehen. Er findet es paſſender, die Waffen ruhen zu laſſen, bis er weiß, ob der König von Frankreich in die vernünftigen Bedingungen willigt, welche der Kaiſer für ſich und ſeine Verbündeten fordern muß. Er könnte auf Grund jenes Urteils Bonifacius' VIII. gegen Philipp den Schönen ganz Frankreich, er könnte auf andere Rechtstitel hin Languedoc, Dauphiné, Champagne fordern. Aber um ſein großes Verlangen nach Frieden zu beweiſen, damit kein Chriſtenblut mehr vergoſſen und die gemeinſamen Waffen gegen die Ungläubigen gekehrt werden, will er auf alle dieſe alten Anſprüche verzichten und nur die unzweifelhaften und neuen Rechte ſeines Hauſes Burgund wahren. Es ſoll zwiſchen ihm und Frankreich, unter all ihren Unterthanen und Freunden ein wahrer, feſter, unverletzlicher Friede und volle Eintracht herrſchen, alle Kriege, Fehden und Streitigkeiten beigelegt ſein. Da dieſer Friede hauptſächlich dem Wohl der Chriſtenheit dienen ſoll, damit die verfluchte mohammedaniſche Sekte und andere ketzeriſche Sekten ausgerottet werden, ſollen beide Herrſcher dazu ihre Kräfte vereinigen und gehalten ſein, ein jeder 5000 Pferde und 15 000 Mann zu Fuß zu ſtellen; ſie werden gemeinſam den Papſt und die übrigen chriſtlichen Fürſten zur Teilnahme an dieſem heiligen Unternehmen auffordern, für welches die Kirche die angemeſſenen Mittel zu bieten hat. Karl wird als Kaiſer die Führung haben. Um den Frieden feſter und dauerhafter zu machen, ſoll die Heirat des Dauphin mit der Prin-

zessin Marie von Portugal, des Kaisers Nichte, beschlossen werden. Der König von Frankreich wird, um seine Befreiung zu erlangen und die Wurzel alles Mißtrauens und Streites auszureißen, dem Kaiser sein altes Erbland, das Herzogtum Burgund und alles Dazugehörige, wie es des Kaisers Urgroßvater, Herzog Karl der Kühne, besaß, zurückgeben, überdies die Städte Therouenne, Hesdin und was er von der Grafschaft Artois hat. Er wird dem Herzog von Bourbon die Provence und alles, was derselbe früher in Frankreich besaß, ausliefern, und zwar so, daß diese Gebiete in keinerlei Abhängigkeit von der Krone Frankreichs stehen. Der Kaiser kann sie zu Gunsten des mit seiner Schwester Eleonore zu vermählenden Herzogs zu einem Königreiche erheben. Ebenso müssen alle Anhänger Bourbons in Besitz, Ehren und Rechte wieder eingesetzt werden. Dem Könige von England wird Frankreich alles zurückgeben, was demselben rechtmäßig gehört, oder sich mit ihm darüber verständigen, auch die von Karl verheißene Entschädigung übernehmen. Hierauf folgt eine lange Liste von Anhängern des Kaisers, welche ihre in Frankreich gelegenen Besitzungen und Rechte verloren haben und sämtlich voll entschädigt werden sollen. Nachdem das alles bereinigt ist, wird unter den beiderseitigen Ländern volle Freiheit des Verkehrs zu Wasser und zu Lande herrschen, sie werden gemeinsam die Sicherheit des Meeres von Korsaren und Piraten herstellen. Ehe der König von Frankreich seine Freiheit erhält, wird er die Friedensbedingungen von allen Ständen und Parlamenten seiner Lande beschwören lassen. Von den italienischen Verhältnissen war merkwürdigerweise in dieser Instruktion keine Rede*).

Adrian von Croy**), Herr von Beaurain und Roeulx,

*) Sie ist vollständig gedruckt Champollion, Captivité p. 149—159.

**) Nicht Ferry von Croy, wie Weiß und Lanz schreiben. Dieser Adrian war von Jugend auf intim mit Karl, dem er jetzt als sein zweiter Kämmerer diente, nachdem der Kaiser ihn zum Gouverneur von Artois und der Pikardie ernannt hatte. Wir kennen ihn aus der ersten geheimen

begab ſich mit dieſer für ihn ſelbſt wie für Bourbon und Lannoy aufgeſetzten Weiſung zunächſt nach Lyon zur Regentin. Er hatte ihr zugleich die Antwort Karls auf ihr Schreiben zu überbringen. Dieſelbe ſtimmte natürlich nicht in die plötzliche Zärtlichkeit der Herzogin von Angoulême ein, redete ſie förmlich Madame la regente an, ſagte ihr übrigens für den Gefangenen, von dem ſie jederzeit Nachricht erhalten könne, alle nur mögliche Rückſicht zu und forderte ſie ſchließlich auf, die Friedensbedingungen, welche Beaurain ihr vorlegen werde, im Intereſſe der Chriſtenheit nicht zurückzuweiſen. Als aber der kaiſerliche Bote am 9. April in Lyon eintraf, fand er die Lage ſehr anders, als man in Madrid gedacht hatte. Frankreich war durch die furchtbare Niederlage und die Gefangenſchaft ſeines Königs nicht niedergeſchmettert, ſtand vielmehr zur äußerſten Verteidigung ſeiner nationalen Unabhängigkeit entſchloſſen da. Die Regentin hatte mit bewunderungswürdiger Klugheit und Tapferkeit alle Kräfte des Landes geweckt und aus allen Provinzen, vornehmlich aus der Hauptſtadt die Zuſicherung erhalten, daß man ihr mit Gut und Blut zur Seite ſtehen werde. Durch einen ſehr überraſchenden Aufſchwung des Nationalgefühls zeigte ſich Frankreich ohne ſeinen König einiger, ſtärker, als es mit ihm geweſen war*). Wenn noch etwas fehlte, um dieſe ſtolze Haltung zu befeſtigen, ſo bot das der Feind durch ſeine Forderungen, welche Frankreich als Macht zu vernichten, den allerchriſtlichſten König zu einem Vaſallen des Kaiſers zu machen drohten. Die Regentin war ſchon vorher geſchäftig geweſen, mit den Kräften ihres Landes die Italiens und Englands zur Verteidigung der gemeinſamen Intereſſen gegen die drohende Uebermacht des Kaiſers zu vereinigen, und was ſie aus dieſen beiden Ländern erfuhr, konnte ſie nur in dem Entſchluſſe beſtärken, der Würde und Macht

Verhandlung mit Bourbon. Siehe über ihn die Biographie nationale 4, 533 ff. und das Urteil Contarini's bei Albèri I, 2, 57.

*) Siehe das Nähere bei Mignet 2, 84 ff.

Frankreichs nichts zu vergeben. So empfing sie denn Beaurain, von den Großen ihres Reiches umgeben, und erwiderte auf die von ihm vorgetragenen Forderungen des Kaisers: gern sei sie bereit, über ein Lösegeld für den gefangenen König zu verhandeln, dafür die größte Summe zu zahlen, die sie aufbringen könne; auch auf „die italienischen Angelegenheiten" wolle sie verzichten, von französischem Gebiet werde sie aber nie einen Fuß breit abtreten, darin sei das ganze Reich mit ihr einig*).

Am 11. April sandte Beaurain einen Sekretär mit dieser stolzen Abweisung an Karl, den er am 18. in Toledo erreichte. „Diese hier," schreibt Contarini, „denken an Rüstungen zum Kriege, sie erwarten nur zwei Gesandte aus England. Ich glaube, sie werden sich mit den Engländern verbinden, wenn diese sich zu anständigen Bedingungen verstehen und nicht, wie früher, ganz Frankreich fordern."

Wir haben gesehen, wie sich Karl vor der ihm in Lyon erteilten Abweisung zu England zu stellen gedachte. Er ging nicht so weit, wie Gattinara empfohlen hatte, in seiner Verhandlung mit Frankreich das englische Interesse ganz zu ignorieren; was er aber für die Wahrung desselben that, ging nicht über ziemlich bedeutungslose Allgemeinheiten hinaus. In der That waren seine Beziehungen zu dem Inselreiche längst bedenklich erkaltet. Wolsey hatte ihm nach allen früheren Differenzen nicht nur in der gefährlichen Bedrängnis des letzten Winters jeden Beistand verweigert, sondern mit Frankreich hinter des Kaisers Rücken Verhandlungen angeknüpft, welche ohne Pavia wohl zu offenem Abfall geführt haben würden, wie König Franz sich beeilte, den Kaiser wissen zu lassen. Karls Vertreter, de Praet, hatte diese Praktiken des Kardinals in sehr unbequemer Weise ausgespürt und nach Spanien berichtet. Der leidenschaftliche Prälat griff, um sich dieses lästigen

*) So faßte Gattinara in einer Unterredung mit Contarini die französische Antwort zusammen, wie der Venezianer am 26. April meldet. Vgl. Beaurains Schreiben an Margareta vom 10. April bei Le Glay 2, 598 f.

Beobachters zu entledigen, zu einem erſtaunlichen Mittel. Er ließ einen Boten desſelben überfallen, ſeine Briefſchaften fortnehmen, lud darauf de Praet vor ſich, überhäufte ihn mit den heftigſten Vorwürfen, unterſagte ihm jeden Verkehr mit dem Hofe, ja verbot ihm ſogar, ferner an Karl oder Margareta zu ſchreiben. Dieſer plumpe Gewaltakt ließ ſich trotz der Erregbarkeit des Kardinals doch nur ſo auslegen, daß Wolſey um jeden Preis den Bruch mit dem Kaiſer herbeiführen wolle. Gattinara ſah ſich durch den unerhörten Vorfall in ſeiner Animoſität gegen Wolſey beſtärkt, und auch Karl konnte trotz aller kühlen Zurückhaltung nicht anders, als die Mißhandlung ſeines Botſchafters empfindlich zu rügen. Doch ließ ſich erwarten, daß Pavia auch in England einen Umſchwung herbeiführen werde. Wie König Heinrich wirklich den großen Sieg feierte, den zu hindern er genug gethan hatte, iſt bereits erwähnt. Indem er dann Karl zu ſeiner Geneſung und dem Siege Glück wünſchte, zeigte er ihm die Sendung einer außerordentlichen Botſchaft an*).

Dieſelbe wurde den uns wohlbekannten Diplomaten, Tunſtal, Biſchof von London, und Rich. Wingfield übertragen. In ihrer ſehr ausführlichen Inſtruktion**) betonte der König ſeinen Wunſch, in dieſem kritiſchen Moment, wo das Wachstum der lutheriſchen Ketzerei das Schlimmſte drohe, der Chriſtenheit zu dienen; wenn man die dafür jetzt gebotene Gelegenheit verſäume, müſſe man Gottes Zorn fürchten. Es ſei aber kein Heil zu hoffen, ſolange über Frankreich der Stifter der Zwietracht herrſche, dieſes Haus, das ſchon lange keinen Kaiſer zur Ausübung ſeiner Rechte habe kommen laſſen. Das einzige Mittel zur Beſeitigung aller Gefahren ſei die Entſetzung dieſer verderblichen Dynaſtie. Um das zu erreichen, müßten Karl und

*) Wenn dieſes Schreiben wirklich erſt (Brewer p. 528) am 26. März aufgeſetzt wurde, ſo nahm ſich Heinrich Zeit genug, da die Kunde von Pavia London ſchon am 9. März erreicht hatte. Buſch, Kardinal Wolſey S. 70.

**) State-Papers 6, 412—436.

Heinrich sofort persönlich in Frankreich eindringen, um Heinrich die französische Krone zu gewinnen. Sollte der Kaiser dagegen Bedenken tragen, so hätten die Gesandten ihn an die Versprechungen zu erinnern, welche er mehrfach dem Könige und Wolsey erteilt habe. Ueberdies werde ja Karl als Gemahl der Prinzessin Maria dermaleinst dieses französische Königreich mit seinen übrigen Ländern vereinigen und so der Herr der ganzen Christenheit werden. Endlich sei der König bereit, Teile Frankreichs an Karl und Bourbon abzutreten. Als König von Frankreich werde Heinrich den Kaiser nach Rom geleiten. Wenn Karl etwa auf die Unzuverlässigkeit Englands hinwiese, auf seine Verhandlungen mit Frankreich und Schottland über anderweitige Vermählung der Prinzessin Marie, sollten sie anbieten, ihm die Prinzessin zu übergeben, wenn er dafür Franz an England abtrete, oder nachdem die Krönung Heinrichs in Paris erfolgt sei. Ginge Karl aber überhaupt nicht auf die Entthronung des König Franz ein, so sollten sie für Heinrich die Normandie, Bretagne, Picardie, Gascogne, Guienne u. s. w. fordern, allerwenigstens aber die Picardie mit einer Pension von 100000 Kronen.

Ehe diese englischen Zumutungen in Toledo eintrafen, hatte sich die Situation anderweitig in ebensowenig erfreulicher Weise aufgeklärt. Als Beaurain Bourbon und Lannoy erreichte, begaben sie sich miteinander zu dem Gefangenen, der seit Ende Februar in dem festen Pizzighettone unter der persönlichen Obhut eines der ältesten spanischen Hauptleute, Fernando de Alarcon, auf das sorgfältigste bewacht wurde. Der König ließ sich auf eine Erörterung der kaiserlichen Friedensbedingungen gar nicht ein, sondern wies die ganze Verhandlung an seine Mutter, äußerte aber, er wolle lieber den Kopf verlieren, als etwas gegen seine Ehre thun*). Beaurain mußte also auch hier unverrichteter Dinge abziehen. Er brachte dem Kaiser nur Briefe Bourbons und Lannoy's, welche die Lage Italiens nichts weniger als rosig

*) So Gattinara an Contarini nach dessen Bericht vom 16. Mai.

erſcheinen ließen. Der Kaiſer, ſchrieb Lannoy, habe ihn angewieſen, ſich zum Einfall in Frankreich bereit zu halten; man ſchulde aber den Truppen eine erſchreckende Summe; ehe er große Geldſendungen erhalten habe, könne er an eine Erneuerung des Krieges nicht denken, die Erhaltung der Freundſchaft Englands ſcheine ihm unentbehrlich *). Beaurain überbrachte ein genaues Verzeichnis der den Soldaten geſchuldeten Summen, das wir leider nicht kennen. Schon Ende März hatte Lannoy an Margareta geſchrieben, der rückſtändige Sold betrage mehr denn 600000 Dukaten. Mitte April mußte Nájera dem Kaiſer klagen, die deutſchen Landsknechte forderten drohend Geld; ſie würden ſich empören, wenn er ſie in einer Woche nicht bezahlen könne. Auch dann würden nur wenige bleiben. So ſtand es mit dem einzigen Heere, auf das Karl rechnen konnte, wenn er ſich durch Frankreichs ſchroffe Abweiſung genötigt ſah, den Krieg fortzuſetzen. Im höchſten Grade bedenklich klangen aber die Nachrichten aus Deutſchland. Ferdinand, der noch Mitte März ſehr kriegsluſtig geſchrieben hatte, war ſeitdem ſehr kleinlaut geworden. Anfang Mai ſchrieb er, wenn der Kaiſer ſeine Anſicht hören wollte, ſo würde er wegen der ſchwierigen Lage der Verhältniſſe, ſowohl in Deutſchland als in Italien, zu einem ehrenhaften Frieden raten, damit man dem Türken und den Lutheranern begegnen könne, welche nicht weniger Unheil anrichteten als jener **). Der Schrecken, welchen die deutſchen Bauern verbreiteten, drang bis nach den Niederlanden. An Margareta's Hofe fürchtete man ihren Einfall in Luxemburg, zu deſſen Schutz 400 Pferde abgeſchickt wurden. Viele angeſehene Perſonen verſicherten dem engliſchen Geſandten, wenn die Bauern in die Nähe der Niederlande kämen, ſo würden dort 20000 Lutheraner zu den Waffen greifen.

Nur an einem Orte ſchienen die Dinge damals eine für

*) Le Glay 2, 599 ff.

**) Ferdinand an Karl, Innsbruck 3. Mai (Wien. Arch.).

Karl günstigere Wendung zu nehmen, in Rom. Vielleicht mehr noch, als die nächsten Angehörigen des gefangenen Königs, war der Papst durch die Kunde von Pavia erschüttert worden. Als sie in der Nacht vom 26. Februar Rom erreichte, wollte er ihr zuerst keinen Glauben schenken; da sie bestätigt wurde, war er wie tot (rimase morto). Er hatte dann zwar die Contenance, die Nachricht selbst Sessa mitzuteilen und dabei die denkbar höchste Genugthuung zur Schau zu tragen, aber der Schrecken war doch zu groß, um verhüllt werden zu können. Da kam der erste Trost von England. Clerk glaubte sich ermächtigt, dem Papste den Schutz seines Königs zuzusagen für den Fall, daß die Kaiserlichen Aenderungen in Italien unternehmen sollten; ebenso erklärte er diesen, sie müßten den Papst mehr als je respektieren. Clemens blieb zwar trotzdem in der übelsten Laune, die man je bei ihm gesehen, aber in seiner Umgebung begannen die alten Praktiken sofort von neuem. Schon am 28. Februar*) meldete Foscari dem Rat der Zehn, es solle mit den Kaiserlichen um den Preis Ferrara's über ein Bündnis verhandelt werden; auf der anderen Seite hören wir von eifrigen Bemühungen, die sämtlichen italienischen Staaten unter päpstlicher Führung zum Schutz gegen die drohende spanische Uebermacht zu vereinigen. Vor allen drängte neben den französischen Agenten Venedig dazu. In Rom herrschte großer Unwille gegen den Papst, dessen Unentschlossenheit man alles Unglück Schuld gab**). Ueberaus rührig war auch jetzt wieder Giberti. Wie man Sessa glauben machte, kümmerte er sich gar nicht mehr um die Politik, zog sich ganz auf sein geistliches Amt zurück; in Wirklichkeit minierte er unermüdlich, um die verhaßten Spanier zu Falle zu bringen. Vornehmlich kam es ihm darauf an, England zu gewinnen, dessen Herrschern er mit den ausgesuchtesten Schmeicheleien um den Bart ging, über

*) Diese Depesche ist leider für lange die letzte, welche sich erhalten hat. Erst vom 14. August haben wir wieder einen Bericht Foscari's.

**) De Leva 2, 246 f.

deren Haltung er aber doch in großer Sorge ſchwebte, trotz Clerks rettendem Auftreten. Sodann mußte Venedig, dem der Schrecken natürlich doch auch in die Glieder gefahren war, beruhigt, in Mailand angeknüpft, hauptſächlich aber Frankreich ermutigt werden. Zu dieſem Zwecke ſchrieb Canoſſa am 8. März aus Rom an Robertet, in deſſen und Duprats Händen damals die Leitung der franzöſiſchen Politik lag. „Jetzt," mahnte der geriebene, in franzöſiſchen Dienſten ſtehende italieniſche Prälat, „jetzt iſt es Zeit, Mut zu faſſen und ſich nicht aufzugeben. Wenn Ihr das thut, wird Euch weder Gott noch die Menſchen verlaſſen. Wenn Ihr Euch das ganze oder auch nur einen Teil Eures Reiches nehmen laßt, dürft Ihr auf die Freigebung Eures Königs wenig hoffen; haltet Ihr es feſt, ſo kann die Zeit viele Gelegenheiten bringen, ihn zu befreien." Vor allem müſſe Frankreich ſich bemühen, England zu gewinnen, etwa vermittelſt Verheiratung des Dauphin mit Prinzeſſin Marie. Dadurch werde man nicht nur Frankreich ſichern, ſondern den Kaiſer in ſolche Bedrängnis verſetzen, daß er durch eine Heirat die Freundſchaft des Königs Franz zu gewinnen ſuche. Sodann dürfe man die Schweiz nicht aus der Hand laſſen, wie übel ſich auch ihre Leute vor Pavia gehalten, beſonders, weil man dadurch den Italienern Mut machen werde, einen Angriff des kaiſerlichen Heeres auf Frankreich nicht zu dulden. Der Papſt werde alles mögliche für die Befreiung des Königs thun*).

Alles mögliche, d. h. alles, was ihm ſeine ängſtliche Natur möglich machte. „Dieſes Wollen und Nichtwollen," wie der Erzbiſchof de' Monti ſeine Politik vortrefflich bezeichnete, dieſes furchtſame, nach allen Seiten Umſichblicken, erzeugte ein Verfahren, das weder Frankreich noch Italien ermutigen, noch dem Kaiſer Vertrauen einflößen konnte. Die nächſte Gefahr drohte unter allen Umſtänden von den Kaiſerlichen. Wenn auch Frunds-

*) Lettere di Principi 1, 158.

bergs Rat, gegen Rom zu marschieren, nicht viel bedeutete, nichts konnte sie hindern, beliebig um sich zu greifen, wie sie denn auch Carpi besetzten und ihre Haufen beliebig da in Garnison legten, wo sie die noch immer nicht bezahlten Soldaten am besten zufrieden zu stellen hofften. Deshalb redete Clemens zwar mit den Italienern über ein gemeinsames Bündnis und horchte auf die französischen Vorspiegelungen, er könne leicht die Herzöge von Mailand und Ferrara für sich gewinnen, wenn er jenem Parma und Piacenza, diesem Modena und Reggio gegen reichliche Zahlungen überließe, um dann Neapel für sich zu nehmen, dessen Eroberung keine Schwierigkeit haben werde *), fand es aber doch klug, vor allem die Kaiserlichen zu beschwichtigen und sie womöglich zur Befreiung Parma's und Piacenza's von den Truppen zu bestimmen, welche da wie in Feindes Land hausten. So ließ er sich dann, nachdem er bereits am 10. März seinen Nuntius bei Karl ermächtigt hatte, über ein Bündnis zu verhandeln **), darauf Lannoy 25000 Dukaten geschickt, am 1. April bereit finden, mit Sessa und Clerk einen Vertrag zu unterzeichnen, wodurch er sich mit dem Kaiser, Ferdinand und England zu gegenseitigem Schutz und Trutz verband. Den italienischen Staaten war der Zutritt vorbehalten, welchen Mailand, Florenz und Mantua bereits vollzogen hatten. Wenn Karl nach Italien käme, um sich krönen zu lassen, versprach ihm der Papst jede Unterstützung mit geistlichen und

*) Clerk an Wolsey, 19. März. Brewer p. 523.

**) So meldet Contarini am 1. April. Der Kaiser, ließ Clemens auseinandersetzen, müsse vor allem, um die Hände gegen Frankreich frei zu haben, die italienischen Zustände sichern. Er schlage deshalb ein Bündnis mit dem Kaiser und England vor zum Schutze Italiens und zum Angriffe gegen den Türken. Zur Feststellung der näheren Bedingungen werde er Bartolomeo di Gattinara senden, des Kanzlers Vetter, worüber dieser sehr erfreut war. Außerdem schrieb Schomberg an Gattinara, der Papst beabsichtige, ihm die Kardinalswürde zu verleihen. Endlich meldete Kardinal Salviati, alle Vertrauten des Papstes seien erzürnt auf Giberti. Schomberg schien jetzt alle Macht zu haben.

weltlichen Waffen, ebenſo ſagte er den Schutz der kaiſerlichen Herrſchaft über Neapel zu; dafür verpflichteten ſich Karl, Heinrich und Ferdinand die Ketzer mit all ihrer Macht zu verfolgen und den Papſt in der Reform der Kirche zu unterſtützen. Dieſem Vertrage, welcher in vier Monaten ratifiziert werden ſollte, waren zwei Separatartikel beigefügt, wonach Mailand ſein Salz aus päpſtlichen Salinen beziehen und dem Papſt die von Ferrara beſetzten Städte Modena und Reggio zurückgegeben, die Frage der kaiſerlichen Oberhoheit über dieſelben aber ſpäterer Entſcheidung vorbehalten werden ſollte*).

Mit der Unterzeichnung dieſes Pakts war noch nichts entſchieden; ohne die kaiſerliche Ratifikation bedeutete er nichts. Nun aber fand es Lannoy in ſeinem Intereſſe, das Bündnis Ende April bekannt zu machen. Clemens war inzwiſchen durch verſchiedene Schreiben Karls und Gattinara's beglückt worden, welche die früheren Differenzen vollſtändig ignorierten, nur von der Eintracht der beiden Leuchten der Welt und Karls ſehnlichem Verlangen redeten, den Frieden in der Chriſtenheit herzuſtellen und die vereinten Kräfte gegen Türken und Ketzer zu richten**). Clemens zeigte ſich von dieſen Briefen höchlich beglückt und ließ, um ſeine Freundſchaft mit dem Kaiſer über jeden Zweifel zu erheben, am 1. Mai auch ſeinerſeits das Bündnis mit großer Feierlichkeit verkündigen.

Die Hoffnungen der Italiener auf Clemens ſchienen alſo

---

*) Den Vertrag gibt Gayangos S. 115 f. nach einer gleichzeitigen lateiniſchen Kopie in Simancas, welche von den Separatartikeln nichts erwähnt. Ich kann nicht verſchweigen, daß mir der von Gayangos gegebene Text mehrfache Zweifel erweckt; was aber am auffälligſten darin erſcheint, die Teilnahme Englands, wird durch Clerks Brief vom 6. April erläutert: er habe, ohne Vollmacht zu haben, unterzeichnet, weil der König rather for reputation than any benefit on either side genannt werde (Brewer p. 547). Ueber die Separatartikel ſiehe die ausführliche Erörterung, welche der Kaiſer im September 1526 gab, in Pro divo Carolo ... apologetici libri duo p. 33 sqq. und De Leva 2, 245 f.

**) Balan, Monum. Saeculi XVI. p. 383 sqq.

abermals bitter getäuſcht zu ſein; aber in den allgemeinen europäiſchen Verhältniſſen ſo gut wie in den beſonderen italieniſchen lagen Momente, welche den Papſt bald anders ſtellen ſollten. Sobald er die kaiſerlichen Forderungen an Frankreich kennen lernte, war er überzeugt, dieſelben würden zurückgewieſen werden. Die franzöſiſchen Agenten beſtärkten ihn in dieſer Anſicht und drangen unermüdlich in ihn, er möge helfen, Frankreich in die Lage zu bringen, daß es ſeine Selbſtändigkeit gegen den Kaiſer behaupte. Es lag auf der Hand, daß die Kurie, ganz Italien, in völlige Abhängigkeit vom Kaiſer geraten müſſe, wenn es dieſem gelinge, Frankreich zur Annahme ſeiner Bedingungen zu nötigen. Daß Clemens das zu vereiteln ſuchen mußte, verſteht ſich von ſelbſt. Durfte er aber wagen, etwas dafür zu thun? Waren die Kaiſerlichen nicht Herren Italiens? Konnten ſie ihn nicht jeden Augenblick erdrücken? Nur die Furcht davor hatte ihn ja zum Bündnis mit Karl getrieben. Nun aber geſchah es, daß einmal dieſes Bündnis nicht die gehofften Früchte trug, daß auf der anderen Seite die kaiſerliche Armee in immer ſchlimmere Zerrüttung geriet. Der Papſt hatte dem Kaiſer die Hand gereicht in der Erwartung, daß ſeine Gebiete von der erdrückenden Laſt der kaiſerlichen Einquartierung befreit werden und der Kaiſer ihm Modena und Reggio vom Herzog von Ferrara verſchaffen werde. Weder das eine noch das andere geſchah. Der Kaiſer genehmigte zwar das Bündnis, verwarf aber die Separatartikel; Clemens klagte bitter, Parma, Piacenza und Bologna würden fort und fort von den Kaiſerlichen wie feindliches Land behandelt, vollſtändig zu Grunde gerichtet. Aber trotzdem, daß die Truppen hier, wie im Mailändiſchen und Piemonteſiſchen, die Einwohner durch ihre Erpreſſungen und Exzeſſe zur Verzweiflung brachten, die Hauptleute ihnen jeden Frevel nachſahen, wuchs ihre Unbotmäßigkeit von Tag zu Tag. Denn von dem ſeit vielen Monaten rückſtändigen Solde konnten immer nur geringe Abzahlungen gemacht werden. Eine Armee, welche jeden Tag zu meutern drohte, welche auf weite Fernen

hin verzettelt lag, deren Zahl fortwährend abnahm, verlor natürlich raſch an ihrer Furchtbarkeit.

Da ſo die Dinge ſchon kritiſch genug ſtanden, geſchah etwas, wodurch ſich die Lage der Kaiſerlichen bedenklich verſchlimmerte. Der gefangene König hatte in dem Kaſtell von Pizzighettone, wo er von Alarcon auf das ſtrengſte bewacht, im übrigen aber vortrefflich behandelt wurde, ſehr wechſelnde Stimmungen durchgemacht. Nachdem er Karls Forderungen kennen gelernt, hatte er den Großen ſeines Reiches geſchrieben, wie er um ſeiner und ſeines Volkes Ehre willen Gefangenſchaft ſchimpflicher Flucht vorgezogen, werde er nie ſein Land ſchädigen, um die Freiheit zu erlangen; im äußerſten Falle werde er ſich glücklich ſchätzen, für die Freiheit Frankreichs ſein ganzes Leben im Gefängniſſe zu bleiben. Aber König Franz war nicht danach angethan, ſo heroiſche Entſchlüſſe durchzuführen. Nicht lange nachher wurde in ihm das Verlangen nach Freiheit ſtärker, als das königliche Pflichtgefühl, zumal er von der Abſicht hörte, ihn noch weiter von Frankreich zu entfernen, nach Neapel zu bringen. Da trug er dem Kaiſer folgende Bedingungen an: derſelbe möge ihm ſeine Schweſter Eleonore und deren Tochter dem Dauphin zur Gemahlin geben; den Streit über das Herzogtum Burgund möge er richterlicher Entſcheidung unterwerfen. Falle dieſelbe für Frankreich aus, ſo werde das Herzogtum Eleonore als Mitgift übertragen werden, deren Söhne es ſpäter erben würden. Der König verzichtete auf alle Anſprüche in Italien, auf die Suzeränität über Flandern und Artois, auf Hesdin und Tournai. Er verhieß dem Kaiſer, wenn er ſich in Italien krönen laſſe oder irgend etwas in Deutſchland unternehmen wolle, die Hälfte der dafür nötigen Streitkräfte aufzubringen; für die Fahrt nach Italien ſtellte er ihm ſeine ganze Flotte zur Verfügung. Wolle der Kaiſer gegen die Ungläubigen ziehen, ſo werde er perſönlich daran teilnehmen und die Hälfte der Koſten tragen. Wolle der Kaiſer dieſes Heer nicht ſelbſt führen, ſo werde er das Kom-

mando übernehmen und sein Land und seine Familie im Schutze des Kaisers lassen. Er werde England alles zahlen, was Karl demselben schulde. Dem Herzog von Bourbon werde er alle seine früheren Besitzungen, Aemter und Ehren zurück- und die Prinzessin Renée zur Gemahlin geben*).

Während diese Anerbietungen in Lyon als ganz unzulässig betrachtet wurden, fand sie Karl nicht genügend, trotz der dringenden Mahnung Lannoy's, der Gefahren zu gedenken, denen er eben mit Mühe entgangen sei. Da aber lange Zeit vergehen mußte, bis die Antwort aus Toledo eintreffen konnte, verstärkte in dem Gefangenen die Ungeduld einen anderen Wunsch, den er schon gegen Beaurain geäußert hatte. Wie, wenn er persönlich mit Karl verhandeln könnte? Auf jeden Fall müßte dadurch die Lösung beschleunigt werden. Dieser Wunsch, nach Spanien geführt zu werden, wurde aber übermächtig, als er erfuhr, daß die kaiserlichen Feldherren, welche ihn in Pizzighettone bei der wachsenden Mißstimmung Italiens nicht sicher genug glaubten, fest beschlossen hätten, ihn nach Neapel zu bringen, dessen Entfernung und dessen Klima er während der Sommerhitze fürchtete. So drang er inständig in Lannoy, welcher ihm unter den kaiserlichen Hauptleuten am nächsten stand, welcher den Frieden mit Frankreich unerläßlich fand, ihn statt nach Neapel nach Spanien zu führen. Dieser Plan leuchtete Lannoy um so mehr ein, als er dadurch auf den Gang der Verhandlungen einen hervorragenden Einfluß, über seine Rivalen Bourbon und Pescara einen entschiedenen Vorteil gewinnen mußte. Es stand nur das Bedenken im Wege, ob die Fahrt nach Spanien der französischen Flotte nicht die Möglichkeit bieten werde, den Gefangenen zu befreien. Der König verhieß Lannoy in dieser Richtung alle erwünschte Sicher-

*) Champollion p. 159 f., 170 ff. Die Angabe Champollions, diese Artikel seien Beaurain übergeben, ist irrig. Vielmehr überbrachte sie Moncada, welcher am 6. Juni in Toledo eintraf. Siehe State-Papers 6, 445 ff.

hin verzettelt lag, deren Zahl fortwährend abnahm, verlor natürlich rasch an ihrer Furchtbarkeit.

Da so die Dinge schon kritisch genug standen, geschah etwas, wodurch sich die Lage der Kaiserlichen bedenklich verschlimmerte. Der gefangene König hatte in dem Kastell von Pizzighettone, wo er von Alarcon auf das strengste bewacht, im übrigen aber vortrefflich behandelt wurde, sehr wechselnde Stimmungen durchgemacht. Nachdem er Karls Forderungen kennen gelernt, hatte er den Großen seines Reiches geschrieben, wie er um seiner und seines Volkes Ehre willen Gefangenschaft schimpflicher Flucht vorgezogen, werde er nie sein Land schädigen, um die Freiheit zu erlangen; im äußersten Falle werde er sich glücklich schätzen, für die Freiheit Frankreichs sein ganzes Leben im Gefängnisse zu bleiben. Aber König Franz war nicht danach angethan, so heroische Entschlüsse durchzuführen. Nicht lange nachher wurde in ihm das Verlangen nach Freiheit stärker, als das königliche Pflichtgefühl, zumal er von der Absicht hörte, ihn noch weiter von Frankreich zu entfernen, nach Neapel zu bringen. Da trug er dem Kaiser folgende Bedingungen an: derselbe möge ihm seine Schwester Eleonore und deren Tochter dem Dauphin zur Gemahlin geben; den Streit über das Herzogtum Burgund möge er richterlicher Entscheidung unterwerfen. Falle dieselbe für Frankreich aus, so werde das Herzogtum Eleonore als Mitgift übertragen werden, deren Söhne es später erben würden. Der König verzichtete auf alle Ansprüche in Italien, auf die Suzeränität über Flandern und Artois, auf Hesdin und Tournai. Er verhieß dem Kaiser, wenn er sich in Italien krönen lasse oder irgend etwas in Deutschland unternehmen wolle, die Hälfte der dafür nötigen Streitkräfte aufzubringen; für die Fahrt nach Italien stellte er ihm seine ganze Flotte zur Verfügung. Wolle der Kaiser gegen die Ungläubigen ziehen, so werde er persönlich daran teilnehmen und die Hälfte der Kosten tragen. Wolle der Kaiser dieses Heer nicht selbst führen, so werde er das Kom-

mando übernehmen und sein Land und seine Familie im Schutze des Kaisers lassen. Er werde England alles zahlen, was Karl demselben schulde. Dem Herzog von Bourbon werde er alle seine früheren Besitzungen, Aemter und Ehren zurück- und die Prinzessin Renée zur Gemahlin geben*).

Während diese Anerbietungen in Lyon als ganz unzulässig betrachtet wurden, fand sie Karl nicht genügend, trotz der dringenden Mahnung Lannoy's, der Gefahren zu gedenken, denen er eben mit Mühe entgangen sei. Da aber lange Zeit vergehen mußte, bis die Antwort aus Toledo eintreffen konnte, verstärkte in dem Gefangenen die Ungeduld einen anderen Wunsch, den er schon gegen Beaurain geäußert hatte. Wie, wenn er persönlich mit Karl verhandeln könnte? Auf jeden Fall müßte dadurch die Lösung beschleunigt werden. Dieser Wunsch, nach Spanien geführt zu werden, wurde aber übermächtig, als er erfuhr, daß die kaiserlichen Feldherren, welche ihn in Pizzighettone bei der wachsenden Mißstimmung Italiens nicht sicher genug glaubten, fest beschlossen hätten, ihn nach Neapel zu bringen, dessen Entfernung und dessen Klima er während der Sommerhitze fürchtete. So drang er inständig in Lannoy, welcher ihm unter den kaiserlichen Hauptleuten am nächsten stand, welcher den Frieden mit Frankreich unerläßlich fand, ihn statt nach Neapel nach Spanien zu führen. Dieser Plan leuchtete Lannoy um so mehr ein, als er dadurch auf den Gang der Verhandlungen einen hervorragenden Einfluß, über seine Rivalen Bourbon und Pescara einen entschiedenen Vorteil gewinnen mußte. Es stand nur das Bedenken im Wege, ob die Fahrt nach Spanien der französischen Flotte nicht die Möglichkeit bieten werde, den Gefangenen zu befreien. Der König verhieß Lannoy in dieser Richtung alle erwünschte Sicher-

*) Champollion p. 159 f., 170 ff. Die Angabe Champollions, diese Artikel seien Beaurain übergeben, ist irrig. Vielmehr überbrachte sie Moncada, welcher am 6. Juni in Toledo eintraf. Siehe State-Papers 6, 445 ff.

hin verzettelt lag, deren Zahl fortwährend abnahm, verlor natürlich rasch an ihrer Furchtbarkeit.

Da so die Dinge schon kritisch genug standen, geschah etwas, wodurch sich die Lage der Kaiserlichen bedenklich verschlimmerte. Der gefangene König hatte in dem Kastell von Pizzighettone, wo er von Alarcon auf das strengste bewacht, im übrigen aber vortrefflich behandelt wurde, sehr wechselnde Stimmungen durchgemacht. Nachdem er Karls Forderungen kennen gelernt, hatte er den Großen seines Reiches geschrieben, wie er um seiner und seines Volkes Ehre willen Gefangenschaft schimpflicher Flucht vorgezogen, werde er nie sein Land schädigen, um die Freiheit zu erlangen; im äußersten Falle werde er sich glücklich schätzen, für die Freiheit Frankreichs sein ganzes Leben im Gefängnisse zu bleiben. Aber König Franz war nicht danach angethan, so heroische Entschlüsse durchzuführen. Nicht lange nachher wurde in ihm das Verlangen nach Freiheit stärker, als das königliche Pflichtgefühl, zumal er von der Absicht hörte, ihn noch weiter von Frankreich zu entfernen, nach Neapel zu bringen. Da trug er dem Kaiser folgende Bedingungen an: derselbe möge ihm seine Schwester Eleonore und deren Tochter dem Dauphin zur Gemahlin geben; den Streit über das Herzogtum Burgund möge er richterlicher Entscheidung unterwerfen. Falle dieselbe für Frankreich aus, so werde das Herzogtum Eleonore als Mitgift übertragen werden, deren Söhne es später erben würden. Der König verzichtete auf alle Ansprüche in Italien, auf die Suzeränität über Flandern und Artois, auf Hesdin und Tournai. Er verhieß dem Kaiser, wenn er sich in Italien krönen lasse oder irgend etwas in Deutschland unternehmen wolle, die Hälfte der dafür nötigen Streitkräfte aufzubringen; für die Fahrt nach Italien stellte er ihm seine ganze Flotte zur Verfügung. Wolle der Kaiser gegen die Ungläubigen ziehen, so werde er persönlich daran teilnehmen und die Hälfte der Kosten tragen. Wolle der Kaiser dieses Heer nicht selbst führen, so werde er das Kom-

mando übernehmen und sein Land und seine Familie im Schutze des Kaisers lassen. Er werde England alles zahlen, was Karl demselben schulde. Dem Herzog von Bourbon werde er alle seine früheren Besitzungen, Aemter und Ehren zurück- und die Prinzessin Renée zur Gemahlin geben*).

Während diese Anerbietungen in Lyon als ganz unzulässig betrachtet wurden, fand sie Karl nicht genügend, trotz der dringenden Mahnung Lannoy's, der Gefahren zu gedenken, denen er eben mit Mühe entgangen sei. Da aber lange Zeit vergehen mußte, bis die Antwort aus Toledo eintreffen konnte, verstärkte in dem Gefangenen die Ungeduld einen anderen Wunsch, den er schon gegen Beaurain geäußert hatte. Wie, wenn er persönlich mit Karl verhandeln könnte? Auf jeden Fall müßte dadurch die Lösung beschleunigt werden. Dieser Wunsch, nach Spanien geführt zu werden, wurde aber übermächtig, als er erfuhr, daß die kaiserlichen Feldherren, welche ihn in Pizzighettone bei der wachsenden Mißstimmung Italiens nicht sicher genug glaubten, fest beschlossen hätten, ihn nach Neapel zu bringen, dessen Entfernung und dessen Klima er während der Sommerhitze fürchtete. So drang er inständig in Lannoy, welcher ihm unter den kaiserlichen Hauptleuten am nächsten stand, welcher den Frieden mit Frankreich unerläßlich fand, ihn statt nach Neapel nach Spanien zu führen. Dieser Plan leuchtete Lannoy um so mehr ein, als er dadurch auf den Gang der Verhandlungen einen hervorragenden Einfluß, über seine Rivalen Bourbon und Pescara einen entschiedenen Vorteil gewinnen mußte. Es stand nur das Bedenken im Wege, ob die Fahrt nach Spanien der französischen Flotte nicht die Möglichkeit bieten werde, den Gefangenen zu befreien. Der König verhieß Lannoy in dieser Richtung alle erwünschte Sicher-

*) Champollion p. 159 f., 170 ff. Die Angabe Champollions, diese Artikel seien Beaurain übergeben, ist irrig. Vielmehr überbrachte sie Moncada, welcher am 6. Juni in Toledo eintraf. Siehe State-Papers 6, 445 ff.

heit zu schaffen. Der mit ihm gefangene Marschall Montmorency wurde nach Lyon geschickt, um von der Regentin eine Anzahl französischer Galeeren zu fordern, welche mit spanischen Matrosen bemannt das spanische Geschwader verstärken würden. Schon vor der Rückkehr Montmorency's brach Lannoy mit dem Gefangenen nach Genua auf. 3000 Spanier unter Alancons Befehl sorgten für die Sicherheit der Reise, über welche die Spanier mit äußerster Aengstlichkeit wachten. Als der Zug am 24. Mai Genua erreichte, wurde der König auf Bergwegen um die Stadt herum ins Kastell geführt, damit in den engen Straßen der Hafenstadt, welche so viele Freunde Frankreichs zählte, kein Handstreich gewagt werden könne. Die castilianische Galeere Capitana schmückte man mit großem Aufwand für die Fahrt des Königs. Sobald Montmorency mit den gewünschten Befehlen der Regentin und der Zusicherung, daß die französische Flotte sich still halten werde, in Genua eingetroffen war, wurden am 28. die Schiffe bestiegen. Aber die Ankunft der verheißenen französischen Galeeren verzögerte sich. Lannoy war schon auf dem Punkte, von Porto Fino, wo er vor Anker gelegen, doch nach Neapel zu segeln, als endlich am 8. Juni die Galeeren eintrafen. Am 10. ging das Geschwader unter Segel*).

Sobald diese Thatsache in Italien bekannt wurde, machte sie einen geradezu erstaunlichen Eindruck. „Diese Italiener," schrieb Sessa am 19. Juni aus Rom, „haben ein so feines und scharfes Urteil, daß sie auch einem kleinen Ding unendliche Bedeutung beilegen, wie viel mehr einer so wichtigen Sache." Der Papst war von dem plötzlichen Entschlusse Lannoy's aufs

*) Decrue (Anne de Montmorency p. 54 ff.) gibt über diese Dinge Notizen, welche die Darstellung Mignets 2, 104 ff. nicht unwesentlich modifizieren. Vgl. den Bericht Nájera's an Karl, Genua 31. Mai (Gayangos S. 179 f.) und den Brief Lannoy's vom 10. Juni (Lanz 1, 164). Daß Franz schon gegen Beaurain den Wunsch geäußert hatte, nach Spanien geführt zu werden, erfuhr Contarini durch Gattinara.

peinlichſte überraſcht. Voll Erbitterung ſprach er zu Clerk über den Betrug der Kaiſerlichen, welche ihn in jeder Beziehung ſo ſchlecht als möglich behandelten*). Er würde in Verzweiflung ſein, wenn er nicht auf Karls perſönliche Güte vertraute. Sofort zeigte er eine veränderte Haltung. Das Gleiche meldeten alle Agenten des Kaiſers von Mailand, Venedig, Genua. Ueberall war die gleiche Empfindung: Karl werde ſich mit Franz auf Koſten Italiens verſtändigen, Italien völlig unter das ſpaniſche Joch ſinken. Augenblicklich ſetzten ſich alle Köpfe und Hände in Bewegung, um dem drohenden Unheil zu wehren, mit um ſo größerer Zuverſicht, als die zurückgebliebenen Feldherren des Kaiſers über die Eigenmächtigkeit Lannoy's die lebhafteſte Entrüſtung kund gaben. Bourbon, Pescara, Leyva, alle erhoben beim Kaiſer Beſchwerde, daß Lannoy, deſſen Verdienſt es nicht ſei, daß König Franz ſein Gefangener geworden, gegen den von ihnen allen gefaßten Beſchluß, den König nach Neapel zu führen, ohne ihnen die mindeſte Notiz zu geben, willkürlich nach Spanien gefahren ſei. Beſonders Bourbon fühlte ſich aufs tiefſte gekränkt und ſagte dem Kaiſer die ſchlimmſten Folgen voraus**).

In der That wurde die Lage ſofort eine ſehr ernſte. Venedig, mit dem die Verhandlungen bis zu Lannoy's Abreiſe doch nicht ganz ausſichtslos geſchwankt hatten, der Papſt, Ferrara, Piemont, alle bewieſen ihre Verſtimmung in mehr oder weniger bedenklichen Handlungen. Die von ihnen für die Armee zu leiſtenden Zahlungen ſtockten vollſtändig, die gequälten Bevölkerungen griffen hier und da zu den Waffen. Die Not ſtieg raſch auf einen peinigenden Grad. Obwohl

*) Dem Kaiſer aber ſchrieb er am 15. Juni: intelleximus, quod magnae nobis voluptati fuit, ipsum carissimum in Christo filium nostrum Franciscum ad te deductum iri. Balan 1, 156.

**) Seſſa an Karl, 19. Juni, Bourbon an Karl, 12. Juni (Bradford S. 115 ff.), Nájera an Karl, 5. Juli, Leyva an Karl, 7. Juli, Clerk an Wolſey, 14. Juni.

Pescara, Leyva und Nájera all ihre Kostbarkeiten verkauften oder verpfändeten, konnten sie die meuternden Soldaten doch nicht zur Ruhe bringen. Deren Exzesse steigerten die feindselige Gesinnung der Bevölkerung. Die überall geschürten gefährlichen Umtriebe hätten die Konzentrierung der Armee gefordert, die entsetzliche Geldnot zwang, sie immer weiter zu zerstreuen.

„Ganz Italien," schrieb Leyva am 7. Juli, „ist einig, sich zum Schutz der gemeinsamen Sicherheit, zur Abwehr jeder weiteren Vergrößerung des Kaisers zu verbinden. Kein einziger Fürst denkt mehr an die vom Kaiser empfangene Gunst." Am entschlossensten ging in dieser Richtung Venedig vor, das in stattlicher Rüstung die völlig demoralisierte und so gut wie aufgelöste kaiserliche Armee nicht zu fürchten brauchte und sehr gut wußte, daß Ferdinand von seinen Tiroler Bauern noch völlig im Schach gehalten wurde, als die Bewegung im übrigen Deutschland längst niedergetreten war. Der rastlose Canossa schürte von Venedig aus an allen italienischen Höfen und trieb in Lyon zu raschem Entgegenkommen. In Mailand hatte Morone schon im März die Unmöglichkeit erkannt, mit den Kaiserlichen für seinen Herrn zu einem leidlichen Abkommen zu gelangen. In Rom war Giberti Feuer und Flamme: jetzt endlich schien ihm der ersehnte Augenblick gekommen, das verhaßte Joch der Fremden abzuwerfen. Hinter Schombergs Rücken wühlte er in der Schweiz, in Frankreich und England, um alles in größter Heimlichkeit zu einem großen Schlage vorzubereiten für den Augenblick, wo der Papst es zuläßig finden werde, die Maske abzuwerfen. „Denn natürlich," schreibt er am 1. Juli, „steht Se. Heiligkeit in einer Sache von so großem Gewicht noch unentschlossen da; aber es könnte sein, daß die schlechte Aufführung der Herren Kaiserlichen, welche ihm von dem im Bündnis Verheißenen nichts erfüllt haben, den Papst von neuem in Bewegung und zu dem Entschlusse brächte, die Gelegenheit zu seiner Befreiung und zur Erwerbung ewigen

Ruhmes, wie sie sich schöner in der Welt nie bieten könnte, nicht zu versäumen*)."

In Wahrheit wurde Italien, wenn es überhaupt ein Italien gab, jetzt eine unvergleichliche Gelegenheit geboten, sich aus dem tiefen Falle aufzurichten, durch den es vor dreißig Jahren die Beute der Fremden geworden war. Auch ein kalter Rechner wie Machiavelli konnte jetzt an die Möglichkeit glauben, die spanische Herrschaft zu zertrümmern, ohne das französische Joch auf sich nehmen zu müssen. Eine wunderbare Gunst des Schicksals hatte die Weltlage so gestaltet, daß Frankreich in seinem eigenen Interesse alles thun mußte, um Italien die Hand zu seiner Befreiung zu bieten, ohne einen Lohn dafür zu fordern. Pavia hatte die Welt mit Angst vor der kaiserlichen Uebermacht erfüllt; auf alle Staaten drückte dieselbe Sorge, und diese Sorge machte sie alle zu natürlichen Verbündeten Italiens. Daß der über Florenz gebietende Papst zusammen mit Venedig, Mailand, Ferrara nicht im stande sein sollte, das kaum mehr vorhandene kaiserliche Heer aus der Halbinsel zu vertreiben, ließ sich nicht denken. Nun aber erbot sich die Regentin von Frankreich Ende Juni, Italien nach Kräften zu unterstützen, ohne daran irgend lästige Bedingungen zu knüpfen. Ebenso kamen damals bereits aus England die erfreulichsten Zusicherungen. Kurz, Italien brauchte nur die Hand auszustrecken, um das sich darbietende Glück zu ergreifen. Aber wo war dieses Italien? Es gab nur einzelne italienische Staaten, und diese so durch tausend böse Erfahrungen, kleinliche Gegensätze, niedrige Leidenschaften voneinander getrennt, so mißtrauisch, neidisch, ängstlich, so gierig, daß sie wohl miteinander komplottieren, aber nicht für ein großes, gemeinsames Interesse zusammen handeln konnten. Noch war Italien der Hauptsitz der politischen Intelligenz, aber dieser bewundernswerten Schärfe

*) Giberti an den Nuntius in der Schweiz, Rom 1. Juli. Lettere di Principi 1, 164 b f.

und Feinheit der Einsicht stand keine Kraft des Handelns und kaum noch irgend welche Reinheit der Gesinnung zur Seite. Eine lange Schule des zügellosen Egoismus und des raffinierten Genusses hatte die italienische Seele der männlichen Energie beraubt und des sittlichen Schwunges, der immer verloren geht, wenn der Mensch sich selbst das Höchste wird. Diese unvergleichlich scharfsinnigen Rechner sahen so hell, daß sie zwar jede Möglichkeit, aber auch jede Schwierigkeit erblickten. Vor allem kannten sie einander so genau, daß ein jeder von dem anderen das Schlimmste fürchtete, niemand dem Genossen traute. Wie konnten sie da auch nur das Geringste zusammen wagen? Die Italiener der Zeit haben die Unentschlossenheit und Aengstlichkeit Clemens' VII. schonungslos verurteilt, aber dieser Medici war doch nur das Ebenbild der damaligen italienischen Staatsmänner. Wie er, schreckten auch sie vor jedem Wagnisse zurück und sahen Wagnis, wo mittelmäßiges Geschick und gewöhnliche Thatkraft siegen mußte; wie er, sahen auch sie in der Intrigue das liebste, wenn nicht das einzige Mittel, nicht Großes zu erringen, sondern Kleines zu erschleichen. Und so sollte diese einzige, diese für Jahrhunderte letzte Gelegenheit, dem bisherigen Hauptträger der europäischen Zivilisation ein würdiges nationales Dasein zurückzugeben, von einer überklugen Politik verdorben werden.

Der Friede von Madrid.

König Franz war am 19. Juni in Barcelona gelandet, von den Großen und namentlich den Damen der Stadt mit ausgesuchter Courtoisie empfangen. Am 22. ging die Fahrt nach Valencia weiter. Lannoy erwartete unterwegs mit Ungeduld, wie der Kaiser sein eigenmächtiges Verfahren aufnehmen und was er über den Gefangenen verfügen werde. Karl hatte längst den König in Spanien zu haben gewünscht, nur nicht gewußt, wie er ihn sicher dahin bringen könne*). Seine Antwort an Lannoy atmete deshalb die lebhafteste Genugthuung. Er wünscht dringend den Vizekönig so rasch als möglich zu sehen, um alles mit ihm besprechen zu können. Franz soll er noch besser als bisher behandeln, ihm jede Freundlichkeit erweisen, seinen Wunsch nach allgemeinem Frieden beteuern, nach dessen Abschluß der König seine Freiheit erlangen werde. Er wünsche des Königs Ehre wie seine eigene zu wahren. Aber freilich müsse derselbe in sicherem Gewahrsam gehalten werden. Dafür werde sich das feste Játiva im Süden Valencias am besten eignen. Lannoy soll den König über diese Einsperrung mit den freundlichsten Worten beruhigen. Sie werde nur so lange dauern, bis der Kaiser zu einem guten Abschlusse der ganzen Sache gekommen sei. Lannoy müsse in jeder Weise

*) So Gattinara zu den englischen Gesandten. Brewer p. 641.

den König bei guter Laune erhalten*). Zugleich mit dieſer Weiſung traf in Valencia ein Brief des Kaiſers an den Gefangenen ein, worin er demſelben verſicherte, er freue ſich über ſeine Ankunft, die hoffentlich zu einem guten allgemeinen Frieden führen werde, was ſein höchſter Wunſch ſei. Wenn der König bisher gut behandelt worden, ſolle er es in Zukunft noch beſſer haben. Der Kaiſer nannte ſich ſeinen „wahren Bruder und Freund".

Am 6. Juli traf Lannoy, von Montmorency begleitet, in Toledo ein. Mit dem, was er von Franz und der Lage Italiens meldete, gewann der Kaiſer die Möglichkeit, ſeine Situation nach allen Seiten mit voller Klarheit zu überſchauen. Er wußte jetzt, wie verzweifelt die Dinge in Italien ſtanden; er hörte, wie ſchlimm es noch immer mit Ferdinand beſtellt war; er erfuhr, zu welchen Opfern ſich Franz im äußerſten Falle herbeilaſſen werde. Was er von England erwarten durfte, hatten die letzten Wochen gelehrt.

Die außerordentliche Botſchaft, welche König Heinrich im März angekündigt hatte, war endlich nach einer höchſt beſchwerlichen Reiſe am 24. Mai in Toledo eingetroffen. Obwohl es der Tag vor Himmelfahrt war, erhielten die Engländer noch denſelben Nachmittag Audienz beim Kaiſer. Er lud ſie vertraulich in ſein Schlafzimmer, wo er, ſie in eine Fenſterniſche führend, allein mit ihnen redete. Sie begannen von der herzlichen Teilnahme ihres Herrn an allem zu erzählen, was Karl begegne; er empfinde es wie eigenes Schickſal. Jetzt, fuhren ſie fort, ſei der große Augenblick gekommen, ihr gemeinſames

*) Der Brief Karls an Lannoy vom 20. Juni bei Bradford p. 125 ff. Statt Patina iſt Játiva zu leſen (vgl. den Brief der engliſchen Geſandten vom 9. Juli, Brewer p. 663 und Gachard, La Captivité de François I. p. 25). Wenn die venezianiſchen Geſandten am 21. Juni berichten, der Kaiſer habe bei der Nachricht von des Königs Fahrt nach Spanien wie in großer Aufregung geſchworen, das geſchehe ohne ſein Wiſſen und Willen, ſo that er dieſe Aeußerung zu Italienern, um ihre Beſorgniſſe zu beſchwichtigen.

Ziel zu erreichen. Der König würde deshalb Wolsey selbst zu Karl geschickt haben, wenn nicht eine so weite Reise in des Kardinals Alter gefährlich gewesen wäre; Heinrich bitte den Kaiser, sich offen über seine Absichten zu äußern. Er habe seine Armee schon vor ihrer Abreise in Bereitschaft gesetzt, die Hauptleute ernannt, die Schiffe für die Ueberfahrt gesammelt, um den Verträgen gemäß Ende Mai persönlich die große Invasion zu unternehmen. Ihre Ankunft sei leider durch die Schwierigkeiten der Reise bedauerlich verzögert; um so wünschenswerter sei es, daß Karl ihnen alsbald seinen Willen eröffne. Dabei übergaben sie ihm einen eigenhändigen Brief Heinrichs. Karl las ihn, sprach mit Gattinara, Nassau und zwei vornehmen spanischen Räten und ließ ihnen danach durch den Kanzler eröffnen, er werde einige Mitglieder seines geheimen Rats beauftragen, mit ihnen zu verhandeln.

Den nächsten Tag begannen die Konferenzen in Nassau's Wohnung. Gattinara setzte die Engländer von dem in Rom geschlossenen Bündnisse in Kenntnis, dem er große Bedeutung beilegte, und zeigte ihnen zwei eigenhändige Briefe des gefangenen Königs an Karl, worin er sich seinen Sklaven nannte. Erst am 26. trat der Kanzler der eigentlichen Frage näher. Er erzählte den Gesandten, der Kaiser habe über 1 500 000 Dukaten für den Krieg aufgewendet; seiner italienischen Armee schulde er 570 000 Dukaten; die spanischen Einkünfte seien durch die Rebellion der Comuneros so zerrüttet, daß er außer stande sei, die Kriegslast zu tragen. Er habe deshalb die Cortes nach Toledo geladen, von denen er eine halbe Million hoffe. Vermutlich würden sie aber fordern, daß er das Reich nicht verlasse, ohne seine Braut zurückzulassen, damit sie das Reich vor neuen Zuckungen bewahre. Deshalb habe er Heinrich gebeten, seine Tochter nach Spanien zu senden mit 400 000 Kronen von ihrer Mitgift, die für die gemeinsamen Interessen verwendet werden sollten. Dann werde der Angriff auf Frankreich von Spanien wie von England erfolgen, und endlich werde Bourbon

in die Provence eindringen. Wenn England hierfür 200 000 Kronen zahle, werde der Kaiser den Rest übernehmen. Diese Zumutungen erklärten die Gesandten für sehr seltsam. Sie wichen von allen Verträgen ab, welche der Kaiser mit König Heinrich geschlossen. Ganz besonders die Forderung, daß die neunjährige Prinzessin dem gefährlichen spanischen Klima ausgesetzt werden solle und einen großen Teil ihrer Mitgift mitbringen, während ausgemacht worden, daß dieselbe nur in Terminen nach vollzogener Heirat gezahlt werden solle und mit Abzug dessen, was der Kaiser England schulde. Vielmehr sei der Kaiser verpflichtet, vor der Invasion die 150 000 Kronen zurückzuzahlen, welche ihm Heinrich bei seinem Besuche in England geliehen und die ausbedungene Entschädigung von jährlich 130 000 Dukaten. Gattinara's Forderung laufe darauf hinaus, daß England die Kosten für alle drei Invasionen tragen solle; und doch verheiße er nicht einmal, daß Karl sich persönlich am Angriff beteiligen werde. Sie könnten unmöglich glauben, daß der Kaiser selbst solche Ansprüche mache.

Die Kaiserlichen besprachen sich untereinander und erklärten dann, allerdings hätten sie nur die Aufträge Karls ausgerichtet, der sich gezwungen sehe, seinem treuen Freunde, dem Könige von England, seine Notlage zu eröffnen. Die Forderungen gingen ja allerdings über die Verträge hinaus, aber sie müßten ihre Zuflucht zu König Heinrich nehmen, der reich genug sei, für sich und seine Freunde einzutreten; sonst lasse sich die Invasion nicht ausführen. Der Kaiser habe übrigens in Roussillon bereits den Angriff nachdrücklich beginnen lassen, zweiundzwanzig Städte und Schlösser zerstört; jetzt sammle er eine große Flotte, um nach Italien zu gehen. Er habe einiges Geld aus Indien erhalten, werde auf die Bewilligungen der Cortes ein Anlehen aufnehmen und auch von Italien etwas bekommen können. Im weiteren Verlauf der Unterhandlung erklärten sie, Bourbon werde sich wohl auch mit 100 000 Kronen von England begnügen.

Am 29. kam Gattinara mit dem eigentlichen Gedanken Karls heraus. Der Kaiser, sagte er, sei sehr betroffen darüber, daß er von England weder Geld für Bourbon noch die Prinzessin mit ihrer Mitgift hoffen dürfe. Er habe gehört, könne es freilich nicht glauben, die Prinzessin solle mit dem Könige von Schottland vermählt werden. Vielleicht werde der Antrag gestellt werden, daß sich Karl mit Heinrichs Zustimmung anderweitig verheiraten dürfe. Nicht mit einer französischen Prinzessin, obwohl große Anerbietungen von dieser Seite gemacht wären, sondern mit einer anderen, von der schon lange die Rede gewesen und die eine Million Dukaten mitbringen werde. Dadurch werde er in die Lage kommen, viel gegen Frankreich zu thun. Die Gesandten fanden es nötig, sich untereinander zu besprechen, ehe sie über diese „seltsame" Proposition eine Erklärung abgäben. Sie sagten dann, die Anerbietungen Schottlands seien mit Rücksicht auf Karl abgelehnt worden. Die Idee, denselben anderweitig zu verheiraten, würde in England so hoch aufgenommen werden, daß sie es nicht wagten, davon nur zu schreiben.

Da sie bei den Kaiserlichen eine starke Neigung zum Frieden mit Frankreich wahrzunehmen glaubten, erinnerten sie an die unversöhnliche Feindseligkeit der Valois gegen die Habsburger, mit denen sie überall, besonders in Italien, in Widerstreit lägen. Es lasse sich wohl denken, daß Frankreich jetzt zu einem sehr schönen Vertrage bereit sei: werde es aber denselben halten? Habe es je einen gehalten? Ohne die Beseitigung dieser Dynastie sei kein Friede für die Christenheit zu hoffen.

Wir wissen nicht, ob der Kaiser noch einmal nötig fand, sein Verhältnis zu England zu prüfen; die entscheidenden Schritte waren ja längst gethan. Am 31. Mai eröffnete Gattinara den Engländern die definitive Antwort des Kaisers: Er habe bereits am 4. Mai das Gesuch an König Heinrich gerichtet, wenn er ihm seine Tochter mit der Mitgift nicht gewähren könne, möge er ihm gestatten, die portugiesische Prinzessin zu heiraten, was

ſeine Großen dringend wünſchten. Sie würden ihm dann zu der portugieſiſchen Mitgift von einer Million eine halbe Million bewilligen. Er hoffe auf dieſen Vorſchlag bald Beſcheid zu erhalten; die Geſandten möchten ihn abwarten. Dieſe erachteten es für ganz nutzlos, weiter „auf tote Kohlen zu blaſen“. Die Geldnot des Kaiſers, ſchrieben ſie, ſei eine handgreifliche Thatſache. Den Dienern ſeines Hofhaltes ſchulde er, den einen für zwanzig, den anderen für zwölf, den beſtgeſtellten für neun Monate. Der König werde nun ſehen, daß er es allein thun müſſe, wenn er dieſen Sommer angreife. Es empfehle ſich vielleicht, in die portugieſiſche Heirat zu willigen, denn er werde dadurch die Verbindung Karls mit Madame d'Alençon vereiteln, die gewiß mit verlockenden Anerbietungen werde betrieben werden. Alles Volk dränge hier auf jene Heirat. Heinrich werde außerdem den Vorteil haben, mit ſeiner Tochter viele große Fürſten anlocken zu können*).

Indem die Geſandten ihrem Könige einen ſo detaillierten Bericht über ihre Verhandlungen erſtatteten, fanden ſie es nötig, Wolſey beſonders zu ſchreiben. Als ſie dem Kaiſer des Kardinals Brief übergeben, habe derſelbe erwidert, einige Worte darin ſeien ſehr gut, aber über das Betragen Wolſey's gegen ihn müſſe er ſich verwundern. So habe derſelbe, als Beaurain 200 000 Dukaten für Bourbon gefordert, ausgerufen, König Heinrich wiſſe mit ſeinem Gelde Beſſeres zu thun, als es zum Vergnügen von vier ſolchen Perſonen auszugeben, worauf er Karl einen Lügner, ſeine Tante Margareta eine Dirne, ſeinen Bruder Ferdinand ein Kind und Bourbon einen Verräter genannt habe. Die Geſandten hatten ſich natürlich bemüht, den Kaiſer zu überzeugen, er ſei falſch berichtet worden, Wolſey könne ſo gar nicht geredet haben, da er dem Kaiſer ſo ergeben ſei wie einer ſeiner eigenen Räte. Karl hatte darauf erwidert,

*) Tunſtals, Wingfields und Sampſons Bericht vom 2. Juni. Brewer p. 610 ff.

Wolsey irre sehr, wenn er ihn durch Drohungen zu bestimmen meine; er werde von jetzt an nicht auf Worte, sondern auf Thaten sehen. Tunstal bat den Kardinal, eigenhändig an den Kaiser zu schreiben, um das Mißverständnis zu beseitigen. Dabei bemerkte er, alle zwischen England und Frankreich ausgetauschten Eröffnungen würden am kaiserlichen Hofe bekannt, ehe sie zu etwas geführt. Die Regentin richte jetzt alle ihre Blicke nach Spanien, um ihren Sohn zu befreien. Vermutlich würden die jetzt von ihr angekündigten Gesandten die ganze bisher zwischen England und Frankreich gepflogene Korrespondenz mitbringen, um den Kaiser von König Heinrich zu trennen.

Wenige Tage nach diesen Unterredungen trafen Moncada aus Italien und der Erzbischof von Embrun, dieser als Vertreter Frankreichs, in Toledo ein. Jener überbrachte die uns bekannten Vorschläge des gefangenen Königs. Gattinara zögerte nicht, den Engländern eine Abschrift davon zu übergeben; zugleich unterrichtete er sie von den dringenden Bitten der inzwischen zusammengetretenen Cortes um die portugiesische Heirat und von den überaus günstigen Anerbietungen des Königs von Portugal. Jetzt endlich offenbarten die Engländer, daß sie eventuell auch zu Friedensverhandlungen ermächtigt seien, doch verabredeten sie mit dem Kaiser, das streng geheim zu halten. Bei dieser Gelegenheit kam die Rede auf den Bauernkrieg, auf den „großen Aufstand der Lutheraner und ihre Absicht, Adel und Klerus zu vernichten". Karl beruhigte die Gesandten mit der Nachricht von dem blutigen Siege des Herzogs von Lothringen über die elsässischen Bauern. Er bitte Gott um die Gnade, die Ketzer ausrotten zu können. Die spanischen Comuneros hätten dieselben politischen Absichten verfolgt, aber von der Ketzerei wären sie frei gewesen.

Fassen wir das Resultat der fünf Wochen fortgesetzten Verhandlungen mit der englischen Botschaft zusammen, so konnte sich der Kaiser Anfang Juli nicht mehr darüber täuschen, daß

ihm England unter keinen Umständen die zur Fortführung des Krieges notwendigen Mittel gewähren werde, ja daß die Allianz mit König Heinrich thatsächlich gelöst sei. Da nun seine eigene Geldnot so groß war, daß er Sessa nicht einmal einen von diesem gemachten Vorschuß von 20000 Dukaten zurückerstatten konnte, obwohl sein Gesandter bei der Kurie dadurch in die peinlichste, für das kaiserliche Ansehen höchst nachteilige Verlegenheit geriet, da seine Bedürfnisse so hoch gestiegen waren, daß dafür nicht einmal die von Portugal gehoffte Million viel besagte, so hätte man meinen sollen, er würde jetzt wirklich, wie er so oft beteuert, alles zur Herstellung des allgemeinen Friedens thun, indem er vornehmlich die Frankreich gestellten Bedingungen mildere. Aber der Betretung dieses Weges standen nicht nur in seiner eigenen Natur, sondern auch in seiner Umgebung große Hindernisse entgegen. Denn es gehörte ja, wie wir schon oft zu beobachten Gelegenheit hatten, zu seinem eigensten Wesen, an einmal gefaßten Beschlüssen mit unerschütterlicher Zähigkeit festzuhalten und von dem, was er für sein Recht hielt, durch keine Macht zum geringsten Opfer vermocht werden zu können. Als sein unveräußerliches Recht Frankreich gegenüber galt ihm aber der alte Besitz seines burgundischen Hauses. Im Herzogtum Burgund sah er sein unbestreitbares Erbteil, den eigentlichen Kernbesitz seines Hauses; da ruhten seine Vorfahren, von da stammte sein Wappen und jener Orden vom goldnen Vlies, an dem er mit seiner ganzen Seele hing. Die Regentin, so schrieb ihr ein Freund Anfang Juni aus Toledo, möge nicht daran denken, daß der Kaiser je darauf verzichten werde; an die Wiedergewinnung dieses Erblandes werde er alles setzen*). Da nun Frankreich ebenso entschlossen war, auf das Herzogtum nie zu verzichten und es in der That, wenn es seine Stellung in Europa nicht gefährden wollte, darauf nicht verzichten konnte, so war wirklicher Friede

*) Champollion p. 196.

von vornherein unmöglich. Dazu kam, daß sich Karl ebenso verpflichtet hielt, Bourbon sein Wort zu halten.

Er war offenbar in großer Verlegenheit, als er am 20. Juni jenes Schreiben an Lannoy richtete. Er ersehnte dessen Ankunft wie eine Rettung aus unlösbaren Widersprüchen. Aber da er kam, entstand noch größere Not. Die von ihm vertretene Politik stimmte keineswegs zu den Anschauungen des Kanzlers. Dieser hielt an der Ansicht fest, daß den Franzosen nie zu trauen sei; Lannoy glaubte umgekehrt, der Friede mit Frankreich sei notwendig und möglich. Wollte er den Kaiser zu einem Ausgleich mit König Franz bestimmen, so mußte er die Entschädigung für das in Frankreich zu Opfernde in Italien zeigen. Die Italiener hielten ihn für ihren gefährlichsten Feind, während Gattinara, wie bereits erwähnt, das Interesse Italiens, namentlich des Herzogs von Mailand zu wahren suchte*). Diese Gegensätze bekämpften sich wohl schon länger. Lannoy's Erscheinen führte zu einer ernsten Krisis. Unmittelbar nachher hatten sowohl die Engländer, wie die Venezianer zu melden, der Kanzler habe seinen Abschied gefordert**). Sie meinten zwar, der Grund liege darin, daß Gattinara seine Macht durch die spanischen Sekretäre beschnitten sehe; aber damit

*) Contarini sagt in seiner Relation von Gattinara: „Dem Herzog von Mailand ist er höchst ergeben, hat auch gute Ursache dazu, da ihm der Herzog einen Besitz geschenkt, aus dem er jährlich über 8000 Dukaten bezieht. Die Spanier liebt er wenig, aber die Franzosen haßt er aufs äußerste und traut ihnen so wenig als möglich, und hat dem Kaiser immer geraten, ihnen nie zu glauben. Dem Papst ist er ergeben, besonders jetzt, wo ihm ein Breve den roten Hut zugesichert hat." Von Lannoy bemerkt Contarini, er zeige sich zwar den Italienern freundlich gesinnt, in Wirklichkeit sei er ihnen aber sehr feindlich; er habe alles aufgeboten, den Kaiser zu überzeugen, er müsse sich mit Frankreich zum Verderben Italiens vertragen. Albèri I, 2, 56 f.

**) Cicogna, Della vita di Andrea Navagero p. 177. Brewer p. 661. Obwohl ich nicht glaube, daß die Venezianer den Kern der Sache treffen, teile ich doch im Anhang (1) ihren in anderer Beziehung lehrreichen Bericht mit.

ſuchte man ſie, denke ich, nur über die hauptſächliche Urſache zu täuſchen. Es bedurfte großer Anſtrengungen des Kaiſers, um Gattinara in ſeinen Dienſt zurückzuführen, für den er doch geradezu unentbehrlich war. Denn der Kanzler beſaß, wie Contarini bezeugt, eine unglaubliche Arbeitskraft. Ihm genügte eine Mahlzeit am Tage, alle Geſchäfte, private wie öffentliche, gingen durch ſeine Hand. Die diplomatiſche Korreſpondenz wurde zuerſt ihm übergeben. Er fertigte für den Kaiſer einen Auszug aus den Depeſchen und entwarf die den Geſandten zu erteilende Antwort. Faſt immer ſtimmte ihm der Kaiſer zu. Die Verhandlung mit den fremden Geſandten ging weſentlich durch ihn. Neben dieſen diplomatiſchen Geſchäften beſorgte er auch die Finanzen, wie die Rüſtungen an oberſter Stelle. „So,“ ſagt Contarini, „trägt er eine Arbeitslaſt, für die ſich vermutlich kein anderer finden würde; wenn er nicht wäre, würde es mit der Erledigung der Geſchäfte an dieſem Hofe ſehr übel beſtellt ſein.“

Aber mit Gattinara's Begütigung war der tiefe Gegenſatz nicht ausgeglichen, welcher in der großen Frage den kaiſerlichen Rat trennte. Als Contarini am 11. Auguſt von Toledo ſchied, nachdem er faſt vier und ein halbes Jahr in der Umgebung des Kaiſers geweilt und eine tiefe Kenntnis von Menſchen und Dingen gewonnen hatte, war der kaiſerliche Rat in zwei Parteien geſchieden. An der Spitze der einen ſtand Gattinara, dem der Gouverneur von Breſſe und Herr von Beaurain zuſtimmten. Sie rieten dem Kaiſer, wie ſich Contarini ausdrückt, nach der Univerſal-Monarchie zu ſtreben, und an den Krieg gegen die Ungläubigen zu denken, wie es die Pflicht eines chriſtlichen Kaiſers; zu dieſem Zwecke müſſe er die Krone Frankreich, den gefährlichſten Feind ſeiner Größe, niederbeugen und Italien zum Freunde gewinnen. Die andere Partei führte Lannoy, unterſtützt von Moncada. Sie rieten zum Ausgleich mit Frankreich, zum Verderben Italiens, zu deſſen Herrn ſich der Kaiſer leicht machen könne, wenn er ſich mit Frankreich

einige*). Wie die Spanier zu diesem Gegensatze standen, erwähnt Contarini nicht. „Bei unserer Abreise," sagt er, „schien sich der Kaiser für die Ansicht Gattinaras zu entscheiden."

In Wirklichkeit starrten ihm auf dem einen, wie auf dem anderen Wege erschreckende Schwierigkeiten entgegen. Die Politik Gattinara's hatte die Erhaltung der englischen Freundschaft zur unerläßlichen Voraussetzung, die doch gerade er geschäftig gewesen war zu lösen. Jetzt war dieselbe thatsächlich bereits zur Unmöglichkeit geworden. Meinte Karl so gut wie Gattinara, wenn auch nicht das frühere Bündnis, so lasse sich doch ein gutes Verhältnis erhalten, so war die englische Politik längst in ganz entgegengesetzte Richtung eingelenkt. Auf der anderen Seite führte Lannoy's Rat ebenso in unabsehbare Verwickelungen. Wenn Karl wirklich das Herzogtum Burgund für italienische Beute hätte preisgeben wollen, wie konnte er seine höchsten Ziele mit der dann unvermeidlichen und unversöhnlichen Feindschaft der Kurie erreichen? Statt eine rasche Lösung herbeizuführen, welche doch durch die deutschen und italienischen Verhältnisse aufs dringendste geboten wurde, sehen wir daher den Kaiser die Entscheidung weit hinausschieben.

Zwei ausführliche Briefe, welche er um diese Zeit an seinen Bruder richtete, lassen uns merkwürdige Blicke in sein Denken und Handeln thun. „Der König von Frankreich," schreibt er am 25. Juni, „ist jetzt hier. Er hat mir gewisse Friedensartikel angeboten und noch bessere versprochen. Ihr sollt das Resultat erfahren, und wenn es meiner Ehre und meinem Vorteil und der Erhaltung meiner Freunde frommt, werde ich Eurem Rate folgen und abschließen, da ich wohl weiß, wie sehr es mein Interesse fördern würde, wenn ich Frieden machte, ehe ich nach Italien gehe. Ist der Friede nicht möglich, so werde ich den König hier in größter Sicherheit festhalten lassen und an Krieg für das nächste Jahr denken. Um diese

*) Albèri I, 2, 58 f.

Königreiche in guter Ordnung und Regierung zu laſſen, ſehe ich kein anderes Mittel, als die Infantin Iſabella von Portugal zu heiraten, da die Cortes mich darum gebeten haben und der König von Portugal mir eine Million Dukaten anbietet, zum größten Teil ſofort zu zahlen. Wenn die Heirat zuſtande käme, könnte ich die Regierung der genannten Infantin mit guten Räten überlaſſen, ſo daß ich keine neuen Unruhen zu fürchten brauchte. Ich werde jedoch auf dieſe Heirat nicht eingehen, ohne vorher zwei Dinge erhalten zu haben, die Zuſtimmung des Königs von England mit der Erneuerung unſerer Freundſchaft, und den Rat meines guten Bruders.“ Er habe bereits einen Entſchluß gefaßt gehabt, als er von der Ankunft des Königs und Lannoy's erfahren; da neue Ereigniſſe neue Ratſchläge bringen, werde er über Italien erſt entſcheiden, nachdem er mit Lannoy konferiert. „Um Euch meine Meinung zu ſagen, ſo wünſche ich dieſes Jahr keinen Krieg, denke vielmehr die genannte Heirat zu vollziehen und zur See nach Italien zu gehen.“ Wenn Ferdinands Rat daher zuſtimme, und die Dinge es erlauben, würde er einen guten Frieden wünſchen. Um des Bruders Rat kennen zu lernen, ſende er den Komtur Meneſes an ihn, welcher Ferdinands letzten Brief überbracht, und bitte ihn, denſelben ſo raſch als möglich zurückeilen zu laſſen mit ſeinem Gutachten ſowohl über die genannte Heirat, als über die Reiſe nach Italien und die von König Franz gemachten Friedensanträge. Sollte er mit Lannoy zu anderen Entſchlüſſen kommen, werde er Ferdinand davon unterrichten; da aber Meneſes ein raſcher Mann ſei, werde er den Bruder vermutlich lange vorher erreichen.

Wir denken nach dieſen Worten, Meneſes werde ſich ſchleunig nach Innsbruck auf den Weg gemacht haben, um den Rat Ferdinands zu holen. Zu unſerer Ueberraſchung leſen wir aber in einem ſpäteren Briefe vom 22. Juli, daß Meneſes damals noch ruhig in Toledo ſitzt. Der Kaiſer hat ihn ſo lange zurückgehalten, damit er Ferdinand genauere Information über den

Stand seiner Angelegenheiten bringen könne. Er berichtet dann über die in den letzten Wochen mit Frankreich und England geführten Verhandlungen. Mit seiner Heirat ist es noch gerade so wie Ende Juni. Er wartet noch immer auf Englands Zustimmung und Ferdinands Rat. Er hofft aber jetzt sehr auf Frieden mit Frankreich, nur ist Zeit dafür nötig *). Er hat deshalb seine italienische Reise auf nächsten Frühling verschoben, dadurch wird er Zeit gewinnen, Englands Einwilligung und Ferdinands Rat zu bekommen, und dann doch im September zu heiraten. Ferdinand wird von den Praktiken einiger italienischen Fürsten gegen seine kaiserliche Größe gehört haben; um sie niederzuschlagen, hat er beschlossen, den Papst auf Grund des Bündnisses vom 1. April hinzuhalten **), Venedig durch Ratifikation des früheren Vertrags gegen Zahlung von wenigstens 120000 Dukaten zu versöhnen, Sforza die sofortige Investitur anzubieten, wenn er 600000 Dukaten zahlt. Mit diesen von Venedig und Mailand erhaltenen Summen wird er seine Truppen in Italien bis auf die Spanier entlassen können. Da er Bourbon eingeladen hat, nach Spanien zu kommen, um ihn bei dem Frieden mit Frankreich zu hören, hat er Pescara zu seinem Generallieutenant in der Lombardei ernannt. Lannoy behält er bei sich, da der beim Abschlusse des Friedens sehr gute Dienste thun kann ***). Aber auch jetzt, am 22. Juli, reist Meneses noch nicht ab. Eine Nachschrift des Kaisers vom 31. belehrt uns, daß er denselben so lange zurückgehalten, um Ferdinand noch das Ende der Verhandlungen mit Mailand mitteilen zu können.

Wir würden irren, wenn wir meinten, der Kaiser habe

*) Et semble, heißt es, quil y a grand espoir que ladicte paix se fera, mais y fault du temps.

**) Entretenir le pape en vertu de la ligue que scavez avons avec luy.

***) Die Uebersetzung der beiden Briefe bei Bradford p. 132 ff. ist an manchen Punkten ungenau, so auch in der Datierung des letzteren. Die Originale im Wien. Arch.

in dieſen ſehr herzlich gehaltenen Schreiben überall ſeine wahre Anſicht ausgeſprochen. Es mußte ihm nach manchen für ihr gutes Einvernehmen peinlichen Vorfällen ſehr daran liegen, den Bruder zu beruhigen, ihm beſondere Beweiſe ſeines Vertrauens zu geben. Er dachte nicht daran, ſeine Entſchlüſſe über die Heirat und den Frieden mit Frankreich von Ferdinands Rat abhängig zu machen. Er konnte unmöglich am 22. Juli große Hoffnungen hegen, daß dieſer Friede zuſtande komme. Aber darin zeigen die beiden Briefe den wahren Sinn des Kaiſers, daß ſie von dem Vertrauen erfüllt ſind, er könne die Dinge beliebig hinziehen, ohne daß er fürchten müſſe, durch ſehr unangenehme Zwiſchenfälle geſtört zu werden. Gewiß hatte er längſt gelernt, die Tendenzen und Intereſſen der verſchiedenen Staaten in ſeine Rechnungen aufzunehmen und jede in denſelben eintretende Veränderung zu beachten; aber nichtsdeſtoweniger war er, ich möchte ſagen, durch Schickſal und Natur dazu verurteilt, ſich über die Summe der Kräfte, über welche er verfügen konnte und gegen welche er ringen mußte, fortwährend gefährlichen Illuſionen hinzugeben. So befand er ſich jetzt ſowohl in bezug auf Frankreich, wie auf Italien und England in vollſtändigem Irrtum, obwohl denn doch wahrlich die letzten Monate ihn über die wirkliche Lage und die wahren Abſichten derſelben hätten aufklären ſollen. Hätte er aber je die wahre Natur ſeiner Zeit und der ſie beſtimmenden Kräfte durchſchauen können, ſo wäre der Verzicht auf alles, was ſeine Seele erfüllte, die notwendige Folge geweſen. Und vergeſſen wir nicht: erforderte der glückliche Ausgang der gegenwärtigen Kriſis ein größeres Wunder als der Sieg von Pavia?

Montmorency hatte dem Kaiſer folgende Wünſche ſeines Herrn vorzutragen: er möge ihm ſo bald als möglich eine Zuſammenkunft gewähren, erlauben, daß ſeine Schweſter Margareta, Herzogin von Alençon, nach Spanien komme, um den Abſchluß des Friedens zu beſchleunigen, und endlich einen ſechsmonatlichen Waffenſtillſtand bewilligen. Obwohl die Engländer,

welchen Gattinara in der Nacht vom 9. Juli diese Wünsche mitteilte, sehr entschieden dagegen waren, die Herzogin an den Verhandlungen teilnehmen zu lassen, weil sie fürchteten, dieselbe könne Karls Hand für sich gewinnen, ging der Kaiser dennoch sowohl hierauf als auf den Waffenstillstand bis zum 1. Januar ein; darüber jedoch, ob er dem Könige die Möglichkeit bieten werde, ihn zu sprechen, hüllte er sich in Schweigen. Er nährte nur dadurch die Hoffnung in ihm, daß er am 17. Juli Befehl gab, ihn aus der Nähe Valencia's nach Madrid zu bringen. Höchst erfreut brach der König am 20. auf, unterwegs, namentlich in Guadalajara vom Herzoge von Infantado mit allem Pomp, wie ihn nur ein König wünschen konnte, bewirtet. Mitte August erreichte er Madrid.

Inzwischen hatten in Toledo am 17. Juli die Verhandlungen mit den Vertretern Frankreichs, Franz von Tournon, Erzbischof von Embrun, und Jean de Selve, erstem Präsidenten des Pariser Parlaments, begonnen. Ihre Instruktionen schrieben ihnen vor, nach und nach auf die ganze Stellung Frankreichs in Italien, auf Hesdin und Tournay, auf die Oberherrlichkeit über Flandern und Artois zu verzichten, aber das Herzogtum Burgund unter allen Umständen festzuhalten. Wie die Regentin bereits im April erklärt hatte, war sie bereit, die Freiheit ihres Sohnes durch ein großartiges Lösegeld zu erkaufen, aber an Burgund dürfe nicht gerührt werden. Dasselbe befahl der gefangene König. Natürlich war da alle von beiden Seiten aufgebotene Beredsamkeit und Gelehrsamkeit völlig wirkungslos. Nachdem die Debatte namentlich zwischen Gattinara und Selve eine Weile gedauert hatte, ohne die geringste Annäherung zu ergeben, wurden die Konferenzen unterbrochen. Tournon begab sich nach Madrid, um dem Könige über die Fruchtlosigkeit aller Anstrengungen zu berichten. Dieser durchschaute jetzt die Absicht des Kaisers, ihn durch langes Gefängnis mürbe zu machen. Er erklärte Tournon und drei anderen Franzosen, er wolle zwar lieber langes Gefängnis erdulden, als etwas thun, das

ihm ſchimpflich und ſeinem Lande ſchädlich wäre, fürchte aber, es könnte für Frankreich und ſein Haus üble Folgen haben, wenn er dauernd in Spanien feſtgehalten würde. Sollte ihn ſo der Kaiſer durch lange Haft zur Abtretung Burgunds zwingen oder zur Preisgebung anderer Rechte der Krone Frankreich, ſo erkläre er das hiermit für null und nichtig, wie er ſchon früher Lannoy, Pescara, Leyva und anderen angekündigt habe, er werde, ſobald er ſeine Freiheit wieder gewinne, die Rechte der Krone Frankreich herſtellen und Burgund zurücknehmen. Dieſen Proteſt, welcher allen derartigen Verträgen und Abmachungen im voraus jeden Wert benahm, ließ er am 16. Auguſt von ſeinem Notar zu Papier bringen und von ſeinen vier Dienern unterzeichnen *).

Da ſo von Frankreich auf friedlichem Wege nichts zu gewinnen war, ſuchte der Kaiſer um ſo mehr die Verſtändigung mit England. Während er ſich aber einbildete, König Heinrichs Freundſchaft bewahren zu können, war dieſer längſt von Wolſey auf ganz entgegengeſetzte Bahn geführt worden. Die Ende Juni mit einem Geſandten der Regentin wieder angeknüpften Verhandlungen nahmen raſch den günſtigſten Verlauf. Schon am 11. Juli konnte Orio, der neue venezianiſche Botſchafter am engliſchen Hofe, ſeiner Signorie melden, Wolſey habe ihn aufgefordert, Venedig von jedem Abſchluß mit dem Kaiſer abzuhalten, da ſich England mit Frankreich, dem Papſt und Venedig verbinden werde und nicht dulden, daß ſich der Kaiſer zum Herrn der Welt mache. Die Einigung zwiſchen England und Frankreich würde noch raſcher erfolgt ſein, wenn nicht Wolſey von der bedrängten Regentin für ſeinen König und für ſich ſelbſt die größten Summen hätte erpreſſen und zugleich die ſtärkſten Bürgſchaften für ihre wirkliche Zahlung ſichern wollen. Trotzdem wurde am 30. Auguſt der Friede

*) Champollion p. 300 ff. Das Datum des 22. Auguſt iſt unrichtig, wie der Wortlaut ſelbſt ergibt.

unterzeichnet, welcher Frankreich zur Zahlung von 1700000 Kronen an England verpflichtete, Wolsey mit 130000 Kronen belohnte. Am 6. September erfolgte die Veröffentlichung dieses Vertrags, welcher eine wesentliche Aenderung der Weltlage in sich schloß.

Noch bedenklicher hatte sich inzwischen die Gefahr entwickelt, welche dem Kaiser längst in Italien drohte. England war doch trotz der Aussöhnung mit Frankreich noch nicht zur offenen Feindschaft gegen seinen bisherigen Verbündeten vorgegangen; es hatte sich nur verpflichtet, bei Karl auf die Freigebung des Königs Franz hinzuwirken. In Italien dagegen hatte der Haß gegen die Spanier zu Plänen geführt, welche die kaiserliche Macht in ihrer Wurzel angriffen.

Wir haben gehört, wie der Kaiser am 22. Juli meinte, die Praktiken der Italiener durchkreuzen zu können. Damals war aber die Halbinsel schon in der feindseligsten Bewegung geeinigt. In atemloser Hast flogen die Kuriere von Venedig nach Rom, von Rom nach Mantua und Mailand; Giberti, Canossa, Carpi, die Venezianer drängten in Frankreich und England um die Wette, daß die beiden einander die Hände und zusammen Italien den gewünschten Beistand böten. Giberti suchte den Papst mit seinem heißen Eifer zu erfüllen, und schon am 9. Juli glaubte er sein Ziel erreicht zu haben. „Morgen," schrieb er an Canossa, „werden wir einen Boten nach Frankreich senden mit der Entscheidung, daß das Bündnis abgeschlossen ist, sobald Frankreich unsere Forderungen bewilligt." Sie bedangen, daß Frankreich für immer zu Gunsten Sforza's und seines Hauses auf Mailand, zu Gunsten des Papstes auf Neapel und Sizilien verzichte; daß es Mailand die Unterstützung der Eidgenossen sichere, für den Krieg monatlich 50000 Dukaten zahle und auf seine Kosten 600 Lanzen und 6000 Mann zu Fuß mit der entsprechenden Artillerie, daneben 10 Galeeren stelle; daß es endlich Sforza entweder die Herzogin von Alençon oder die Prinzessin Renée zur Gemahlin gebe. „Wenn Frank-

reich das bewilligt," schrieb der Datar, „wird Italien mit ihm in ewiges Offensiv- und Defensivbündnis treten und, sobald es befreit ist, 1000 Lanzen und 12000 Mann zu Fuß stellen, um den Allerchristlichsten zu befreien und Frankreich jederzeit zu verteidigen"*). Am 12. Juli wollte Sessa sogar wissen, daß Clemens bereits dem Markgrafen von Mantua, Guido Rangone und Giovanni de' Medici beträchtliche Rüstungen befohlen, daß Venedig ebenso rüste: plötzlich, meinte er, könne ein großer Schlag geführt werden. Er setzte sofort Pescara davon in Kenntnis.

Die Verschworenen legten den größten Wert auf das Geheimnis: wenn man die Spanier, ohne daß sie etwas ahnten, überfiele, sei der Erfolg gewiß. Aber wie schlau sie es auch anstellten, die Spanier waren längst auf ihrer Hut. Und die Italiener selbst sorgten dafür, sie zu unterrichten. Vor allem konnte der Papst der Versuchung nicht widerstehen, sich dadurch zu decken und seinen besonderen Vorteil zu sichern, daß er Sessa zeitig von den großen Anerbietungen erzählte, welche ihm gemacht wurden, die er aber bisher im Vertrauen auf den Kaiser zurückgewiesen habe, den er als seinen wahren Sohn betrachte. Wenn ihn Karl freilich ganz auf die Seite werfe, dann —. Italien, sagte er ein andermal, sei in der größten Verwirrung und Angst. Er werde fortwährend zum Bündnis gegen den Kaiser gedrängt. Wenn dieser seinen väterlichen und liebevollen Rat nicht höre, habe er seine Pflicht gethan und müsse die Dinge gehen lassen. Venedig sei durch die Verzweiflung über Karls Verfahren und durch die Furcht vor dem üblen Einflusse Lannoy's zu geheimen Verhandlungen mit des Kaisers Feinden getrieben. Finde es bei Frankreich und England keinen Beistand, so werde es den Türken anrufen**).

Wenn so freilich die kaiserlichen Diplomaten und Feld-

*) Lettere di Principi 1, 168b. Vgl. Grethen, Die politischen Beziehungen Clemens' VII. zu Karl V. Hannover 1887. S. 76 f.

**) Sessa an Karl, 12., 14. und 24. Juli.

herren gut genug von der drohenden Gefahr unterrichtet waren, so fehlten ihnen doch alle Mittel, ihr wirksam die Stirn zu bieten. Vergeblich mahnten sie ihren Herrn seit Monaten, rasch einen Entschluß zu fassen, Frieden mit Frankreich zu schließen, um diese unerträgliche Last einer unbezahlten, das Land verheerenden, das Volk mit drohender Feindseligkeit erfüllenden Armee abwerfen zu können. Pescara, Nájera, Caracciolo waren in dieser Ansicht einig; sie alle sahen die Lage im düstersten Lichte. Von Spanien kam so wenig Entschluß als Geld.

Diese Gefahr wurde nun besonders dadurch ernst, daß derjenige Fürst zu Karls Feinden übertrat, welcher ihm bis dahin treu zur Seite gestanden und in den schwierigsten Augenblicken eine wichtige Stütze geboten hatte, der junge Herzog von Mailand. Wir hörten früher, wie Gattinara schon im Herbst darauf gedrungen hatte, Sforza endlich zu belehnen; die Verhandlungen darüber schwebten ja seit Jahren. Nach Pavia nahm sie der Herzog von neuem auf, aber zugleich regte sich die Besorgnis vor der spanischen Begehrlichkeit stärker als je. Wenige Tage nach der Schlacht machte Morone dem Vertreter Venedigs die erste Andeutung, daß es nötig werden könne, sich gegen den Kaiser zu sichern*). Da alle Bemühungen in Spanien zu nichts führten, Lannoy zwar die Investitur zusagte, aber unter überaus lästigen Bedingungen, und überdies die Oeffnung des Mailändischen Kastells für die Aufbewahrung des gefangenen Königs forderte, so that Morone Mitte Mai einen Schritt weiter. An entlegenem Orte eröffnete er dem venezianischen Gesandten die Absicht seines Herrn, in nähere Verbindung mit der Republik von S. Marco zu treten, in der Hoffnung, auch den Papst hineinzuziehen; auch mit der Schweiz und Frankreich habe er bereits angeknüpft **).

*) De Leva 2, 277.

**) Die Zehn an den Gesandten in Mailand, 17. Mai, bei Gius. Mueller, Documenti per la vita di Girol. Morone p. 342 (Band 3 der Miscellanea di storia Italiana).

Dieſes Entgegenkommen Mailands mußte natürlich in Venedig und Rom großen Eindruck machen: wenn auch Mailand ſich gegen die Spanier erhob, wo hatten ſie dann noch einen Punkt, auf dem ſie fußen konnten? Aber trotz der verzweifelten Lage des Feindes, den ein entſchloſſener Angriff vernichten mußte, ſuchte die italieniſche Klugheit nach weiteren Bürgſchaften des Erfolges. Nicht einmal Venedig, geſchweige denn Clemens traute den bisher von Frankreich erhaltenen Zuſagen. Wie, wenn die Regentin die italieniſchen Anerbietungen nur benützte, um mit ihnen den Kaiſer zu günſtigeren Bedingungen zu treiben? wenn der Kaiſer mit Frankreich Frieden ſchloß? wenn Frankreich in dieſem Frieden Italien preisgab?

Die italieniſchen Streitkräfte waren den Kaiſerlichen an Zahl weit überlegen, aber ſie hatten keinen Führer, der es mit Pescara oder Leyva aufnehmen konnte. Da tauchte in Morone's erfinderiſchem Kopfe ein Gedanke auf*), welcher allen Schwierigkeiten mit einem Schlage ein Ende machen konnte. Wir haben von der lebhaften Unzufriedenheit der kaiſerlichen Feldherren mit Lannoy's eigenwilligem Verfahren gehört. Nachdem ſie mit ihm feſtgeſtellt hatten, König Franz ſolle nach Neapel geführt werden, hatte er, ohne ſie eines Wortes zu würdigen, die Fahrt nach Spanien gerichtet, 1500 Spanier mit ſich genommen und alles Geld, deſſen er habhaft werden konnte. Bourbon war darüber beſonders empört, weil er

*) Er ſelbſt freilich behauptet, die Anregung dazu ſei von Venedig und Rom gekommen. Aber Guicciardini's Angabe, welcher in dieſer Zeit über die italieniſchen Dinge genau unterrichtet iſt, wird durch die Natur der Dinge und der Menſchen unterſtützt. Auch Sauli führt in ſeiner Selbſtbiographie (Miscellanea di storia italiana 17, 9 ff.) die Entſtehung des Planes ſehr beſtimmt auf die päpſtlichen Gemächer und auf die Zeit unmittelbar nach Oſtern zurück. Er wirft aber in ſeiner ſehr viel ſpäter geſchriebenen Aufzeichnung die Ereigniſſe des Sommers ſo wirr durcheinander und mengt ſo viel vollkommen Unrichtiges ein, daß ſein Zeugnis kaum einen Wert beanſpruchen kann.

Lannoy's feindselige Ansicht kannte, der auf seine Kosten den Frieden mit Frankreich empfahl, der die ihm versprochene Königin von Portugal auf den französischen Thron zu heben riet. Andere Gründe tiefer Indignation hatte Pescara. Er war sich wohl bewußt, daß nur er das kaiserliche Heer bis zum großen Siegestage zusammengehalten habe und daß an diesem Siege ihm das mit mehreren Wunden erkaufte Hauptverdienst gebühre. Lannoy, welchen nur er im Dezember abgehalten hatte, nach Neapel abzuziehen, war am 24. Februar keineswegs unter den Tapfersten gewesen. Trotzdem hatte das Glück diesem Lannoy den Siegespreis, den Degen des Königs Franz, zugeworfen. Und nun führte er den Gefangenen dem Kaiser zu, hatte er dessen Ohr! Karl seinerseits war keineswegs gegen Pescara sehr generös gewesen. Der Marchese wünschte Carpi und das Herzogtum Sora; er erhielt es nicht. Sein Lohn bestand in den endlosen Verdrießlichkeiten, welche mit der Führung eines unbesoldeten und zuchtlosen Heeres verbunden waren. Wie im Winter, so mußte er auch jetzt im Sommer seine Kostbarkeiten verkaufen, seine Güter verpfänden, um nur die dringendsten Bedürfnisse wenigstens zu einem geringen Teile befriedigen zu können. Der in Neapel aus sehr edlem spanischen Blut um 1490 geborene Marchese, stolz, leidenschaftlich und doch von kalter Ueberlegung, mit klarem Blicke über die Weltverhältnisse, konnte es nicht fassen, wie der Kaiser ihn, wie er alles in diesem großen Augenblicke behandelte. Seiner Gemahlin, der mit Recht viel gepriesenen Vittoria Colonna, hatte derselbe geschrieben, nichts sei so groß, was Pescara, dessen Tapferkeit, Kriegserfahrung und glücklicher Führung er zum großen Teile den Sieg verdanke, nicht von seiner Dankbarkeit und Freigebigkeit erwarten könne*). Aber diesen Worten entsprach die That so wenig, daß Pescara vom Kaiser seine Entlassung forderte,

*) A. v. Reumont, Vittoria Colonna S. 58. Merkwürdigerweise kennen wir aus dieser ganzen Zeit nicht ein einziges Schreiben Karls an Pescara selbst.

um in irgend einem Winkel, fern von Verdacht und Streit, sein Leben zu beschließen*). Seine Verstimmung wurde nicht wenig durch körperliche Leiden gesteigert, eine Folge der ungeheuren Anstrengungen, welche die letzten Jahre gefordert hatten.

Bis Pavia hatte die kaiserliche Sache keinen eifrigeren Vertreter in Italien gefunden als Morone. Wir haben öfter gehört, wie energisch und geschickt er in den kritischsten Augenblicken eingriff. Diese Thätigkeit mußte ihn Pescara nahegebracht haben. Nun sah er sich mit diesem durch gleichen Kummer noch enger verbunden. Beider Hoffnungen auf den großen Sieg waren durch den Kaiser gleich bitter getäuscht worden. Was verbindet näher als gemeinsam bestandene Gefahren und gemeinsamer Schmerz? Die beiden Männer tauschten wohl ihre Klagen, zuletzt ihren Zorn aus. Auch jetzt wieder hatten sie dieselbe Not, der eine, wie er sein Heer, der andere, wie er sein Land vor dem Verderben bewahren solle. Beide harrten mit gleicher Ungeduld auf günstige Entscheidungen aus Spanien, beide erfuhren auch jetzt wieder dieselbe Enttäuschung. Wenn nun Pescara von Entlassung sprach, er, der das kaiserliche Heer fest in seiner Hand, es allein zusammenhielt, so drängte sich Morone fast unwiderstehlich der Gedanke auf: sollte dieser gewaltige Kriegsmann, dieser kluge Rechner, dieser stolze, leidenschaftliche Neapolitaner nicht eher einen großen Schlag gegen den undankbaren Kaiser wagen, als sich ins Nichts zurückstoßen lassen? Wenn der Italiener Italien die Hand bot, so war die Herrschaft des Kaisers über Italien vernichtet. Morone hatten die Wechselfälle der italienischen Politik dahin geführt, dreimal die Fahne zu wechseln**). Wohin man sah, konnte man Männer von gleichen Schicksalen finden. Treulosigkeit war gewissermaßen die Seele der italienischen Politik. Und

*) Sepúlveda und Pescara selbst bei Gius. Mueller p. 359.

**) Siehe die biographische Skizze über ihn im Archivio storico italiano III, 8, 59 ff. und Gioda, Girol. Morone e i suoi tempi. Torino 1887.

wenn der erste Vasall der französischen Krone, der Herzog von Bourbon, kein Bedenken getragen hatte, sich nicht nur gegen seinen König, sondern auch gegen sein Volk zu empören, sollte da nicht Pescara einem fremden Herrscher, einem ihm persönlich ganz fremden, den Rücken kehren können, um seine Heimat von unerträglicher Knechtschaft zu befreien?

Morone's Plan, Pescara für Italien zu gewinnen, fand in Venedig und Rom Zustimmung. Clemens zeigte Geneigtheit, ihm nicht nur die Führung des italienischen Heeres, sondern die Krone Neapels zu übertragen. Das war gegenüber der vom Kaiser erlittenen Behandlung so verlockend, daß Morone, in seinen Plan verliebt, eine Abweisung kaum für möglich halten mochte. Dennoch ging er vorsichtig zu Werke. Eines Tages machte er Pescara Andeutungen über die Umtriebe verschiedener italienischer Staaten mit Frankreich und fragte ihn, was er davon denke. Pescara erwiderte, wenn sie sich wirklich mit Frankreich vereinigten, könnte es für den Kaiser übel werden, er vielleicht gar Neapel verlieren. Morone fragte, wer dann wohl Neapel erhalten werde. Das, sagte Pescara, wisse er nicht, es werde aber nicht an solchen fehlen, die es gern nähmen. Darauf Morone halb lachend: Ew. Excellenz könnte es haben, wenn sie sich mit ihnen verbände, worauf Pescara schwieg. Weiter ging der Kanzler an diesem Tage nicht. Nachdem er sich aber noch einmal in einem Gespräch mit des Papstes Abgesandten, dem Genuesen Domenico Sauli, über die päpstlichen Absichten versichert und mit seinem Herzog beraten und Giberti ihn ermuntert, Pescara in des Papstes Namen den Oberbefehl über das italienische Heer und die Belehnung mit Neapel anzubieten, entschloß sich Morone zu dem Wagnis. Denn daß er Großes wagte, war ihm trotz allem klar. Er begab sich, vermutlich am 22. Juli, nach Novara, wo damals Pescara weilte, und suchte den Feldherrn auf. Nachdem er von weither das Terrain vorbereitet und wieder die gewünschte Stimmung gefunden zu haben meinte, fuhr er fort, er habe ihm Großes

mitzuteilen, müsse aber zuvor sein Wort als Soldat, Feldherr und Edelmann haben, daß er niemand, auch dem Kaiser nichts davon sagen werde. Da Pescara das Wort unbedenklich gab, eröffnete er ihm genauer, was zwischen den verschiedenen italienischen Staaten und Frankreich verhandelt sei. Wenn Pescara seine Mißhandlung rächen und sich erinnern wolle, daß er ein geborener Italiener sei, und bedenken, welchen Ruhm er gewinnen könne als Befreier seines Vaterlandes, so liege es in seiner Hand, das Haupt des ganzen Unternehmens zu werden; dann würden alle bereit sein, ihm das Königreich Neapel zu geben*).

„Einen Augenblick," berichtet Pescara dem Kaiser, „dachte ich daran, ihn zu züchtigen, daß er solche Sachen zu reden wage; da ich aber über die Wichtigkeit der Sache nachdachte und erwog, wie wertvoll es sei, die Einzelheiten zu erfahren, antwortete ich, er habe mir da ein großes Ding gesagt und gewagt; ich könne ihm nicht sogleich antworten. Nachdem ich alles reiflich überlegt, erwiderte ich, ich sei allerdings, die Wahrheit zu bekennen, wenig mit der Art zufrieden, wie man mich behandle, fordere aber von Ew. Majestät nichts, als daß sie mir erlaube, mich aus diesen Arbeiten und Mühseligkeiten zurückzuziehen; aber keine Unzufriedenheit werde mich je zu etwas Ungebührlichem bestimmen. Wenn ich jedoch mit voller Wahrung meiner Ehre mich von Ew. Majestät losmachen könnte, würde ich es thun und gern zeigen, wer ich wäre, und daß ich einen größeren Wert hätte als andere, aus denen Ew. Majestät mehr machte. Ehe ich aber Schande erlitte, wollte ich lieber den grausamsten Tod sterben, den je ein Mensch gestorben."

War Pescara in der That, wie er dem Kaiser schreibt, auf der Stelle entschlossen, ihm die Treue zu wahren? Schon am 22. Juli schrieb Morone über diese erste Unterredung an

*) Nach dem ausführlichen Geständnis Morone's bei Gius. Mueller p. 484 f. und Pescara's Schreiben an den Kaiser vom 30. Juli ib. p. 358 f.

den nach Rom zurückgekehrten Sauli, Pescara berichtete dagegen dem Kaiser zuerst am 25. Er war so elend, daß er Nájera diktieren mußte. Hat er doch nicht etwa drei Tage mit sich gerungen? Die Leidenschaft trieb zur Rache, die Klugheit mahnte ab. Von dem italienischen Patriotismus, an den Morone appelliert, konnte in dem kaiserlichen Feldherrn nichts sein. Wo lebte der überhaupt? Etwa in diesem Morone, welcher den Franzosen gedient, oder in Venedig, oder in Rom? Dieser Patriotismus war nichts als eine vorübergehende Wallung oder eine Phrase zur Verhüllung eigennütziger Absichten. Pescara kannte die Italiener gut genug, um keinem von ihnen zu trauen. Wenn sie ihm heute die Krone Neapels zeigten, diese Krone verschwand sicher, wenn er ihre Zwecke erreicht. Und war etwa das Schicksal Bourbons verlockend? Wie aber sollte er sich nun verhalten? Wenn er von Ehre sprach als seinem höchsten Gut, hatte er diese Ehre nicht Morone verpfändet? Gab es keine Möglichkeit, das gegebene Wort und zugleich die Treue gegen den Kaiser zu halten? War es für ihn nicht ein unschätzbarer Gewinn, die Pläne der Feinde genau zu kennen, mußte er Morone dem Kaiser verraten?

Er beschloß, es dennoch zu thun, nicht nur dem Kaiser, sondern auch Bourbon, Leyva und Nájera das Geheimnis mitzuteilen. Er beschwor den Kaiser, dieser Gefahr (denn nicht nur der Papst, Venedig, Mailand, sondern auch Genua, Ferrara, kurz ganz Italien sei im Abscheu gegen sein Heer und in der Furcht vor seiner Größe einig) rasch zu begegnen, sofort 300 000 Dukaten bar und 5 oder 6000 Spanier und Deutsche zu senden, und vor allem ohne weiteres Zögern mit Frankreich abzuschließen. Seinerseits habe er bereits Alessandria und Vercelli gesichert, gegen Genua die nötigen Maßregeln getroffen, Ferdinand unterrichtet und zu Werbungen aufgefordert.

Morone hatte den Feldherrn nicht weiter bringen können als zu der Erklärung, er müsse zuerst prüfen, ob der Abfall vom Kaiser sich mit seiner Ehre vertrage; er werde einen Freund

in Neapel darüber zu Rate ziehen. Diese ausweichende Antwort erregte natürlich Unzufriedenheit, namentlich in Rom, wo Giberti zuerst gar nicht wagte, sie dem Papste mitzuteilen. Dazu kam, daß die Erklärung Frankreichs auf die Forderungen der Kurie eine Woche nach der anderen ausblieb; zuletzt erfuhr man, daß der päpstliche Bote unterwegs umgekommen sei; Clemens mußte einen neuen Boten senden. Endlich traf jetzt aus Spanien die ersehnte Investitur für Sforza ein mit gemilderten Bedingungen; er sollte zunächst dafür nur 100000 Dukaten zahlen. Wenn nun auch der Herzog erklärte, trotzdem festzubleiben, so erwachten doch natürlich Zweifel an seiner Zuverlässigkeit. Deshalb fand es Morone nötig, die Freunde mit Versicherungen über Pescara zu stärken, welche wohl über die Wahrheit hinausgingen. So schrieb er nach Rom, der Marchese glühe so für sein Unternehmen, daß er in der Nacht keinen Schlaf finde. Mit der höchsten Spannung erwarte er er die Entscheidung Frankreichs, habe übrigens erklärt, auch ohne dieselbe könne man erwägen, was sich thun lasse. Der Papst war davon sehr erbaut, ließ aber doch merken, daß er ohne französische Hilfe nicht gut finde, etwas zu wagen*).

Frankreich aber, welches im Juni so bereitwillig entgegengekommen war, zeigte sich jetzt sehr zurückhaltend. Es lag in der Natur der Dinge, daß es die italienische Bewegung, ebenso wie die Annäherung Englands zu verwerten suchte, um den Kaiser zur Nachgiebigkeit zu bestimmen. Um den 20. August trafen Pescara's erste Meldungen in Toledo ein. Die fremden Diplomaten erfuhren alsbald, daß der Kaiser von den geheimen Verhandlungen des Papstes, Venedigs und Mailands mit Frankreich wisse. Gegen den Nuntius entfuhr ihm der zornige Ausruf: „Kann Gott zulassen, daß der Papst immer auf diesen feigen Verräter Giberti hört?“ **)

*) Foscari an die Zehn, Rom 11. August. Archiv der Frari.
**) Navagero an die Zehn, Toledo 21. August.

Man forſcht geſpannt, wie dieſe böſen Nachrichten aus Italien auf den Kaiſer wirkten, und iſt doch einigermaßen überraſcht, zu finden, daß ſie an ſeiner bisherigen Politik nicht das Geringſte änderten. In dem nächſten Schreiben an Seſſa herrſcht derſelbe Ton ruhiger Zuverſicht, wie in den früheren. Was dieſer ihm über die italieniſchen Umtriebe melde, ſchreibt der Kaiſer, werde durch Briefe aus Venedig, Mailand und Genua beſtätigt. Er müſſe Clemens verſichern, ſobald der ſchon vor zwei Monaten vom Papſte angekündigte Kardinal Salviati bei ihm eingetroffen, ſollten alle ſchwebenden Fragen, auch die über Reggio und Rubiera, befriedigend geordnet werden. Er müſſe ſuchen, den Papſt in guter Laune zu erhalten, mit ihm in den mildeſten Ausdrücken reden, aber Giberti ſorgfältig beobachten. Er ſolle den Papſt noch einmal bitten, ſeinem Bruder Ferdinand 20 000 Dukaten zu ſchicken und ihm ſelbſt die längſt erbetene Cruzada zu bewilligen. Man hält es kaum für möglich, daß das geſchrieben wurde, nachdem der Kaiſer eben erfahren, wie eben dieſer Papſt nicht nur mit Venedig, Mailand, Genua und Frankreich kabaliere, ſondern ſeinen Feldherrn durch die glänzendſten Anerbietungen verſuche. Pescara hatte gemahnt, er müſſe ſofort 300 000 Dukaten bar erhalten, ſonſt könne er das Heer nicht zuſammenhalten. Der Kaiſer ſchrieb dagegen, Soria müſſe ſchon einen Wechſel über 80 000 Dukaten erhalten haben; zuſammen mit den 100 000 Dukaten, welche Sforza für die Inveſtitur, und mit der Summe, welche Venedig zu zahlen habe, werde das für die Armee genügen!*)

Wenn der Kaiſer ſo in betreff Italiens fortmanövrierte, als ſei dort alles in beſter Ordnung, ſo erfuhr auch ſeine Taktik gegen Frankreich nicht die leiſeſte Aenderung. Nachdem die Verhandlungen mit Tournon und Selve in Stillſtand geraten waren, that er nichts, um ſie wieder in Gang zu bringen,

*) Karl an Seſſa, 23. Auguſt.

ſondern erwartete ruhig die Ankunft der Herzogin von Alençon. Der gefangene König wurde durch dieſe Unbeweglichkeit des Kaiſers in tiefſte Schwermut geſtürzt. Er hatte ſicher gehofft, ihn alsbald nach ſeiner Ankunft in Spanien zu ſprechen und zu verſöhnen. Nun verging Woche auf Woche, ohne daß der Kaiſer ſich rührte. Da brachte die furchtbare Auguſthitze Madrids, zuſammen mit der inneren Erregung, dem Gefangenen ein Fieber, welches bald einen ernſten Charakter annahm. Karl ſandte dem Kranken ſeinen eigenen Arzt und Lannoy, um ihn zu beruhigen. Aber ihn perſönlich zu ſehen, verweigerte er ſelbſt dann, als er am 1. September zur Jagd nach Segovia ritt, wobei er entweder Madrid ſelbſt paſſieren, oder doch die unmittelbare Nähe der Stadt berühren mußte. Vom 4. bis 16. jagte er ruhig in den Wäldern Segovias, obwohl er doch von dem immer bedenklicher werdenden Zuſtande des Königs hören mußte. Auch auf dem Rückwege nach Toledo beabſichtigte er nicht, dem Kranken die erbetene Wohlthat zu gewähren. Als er aber am Abend des 18. September in San Auguſtin bei dem Grafen von Puño Roſtro eintraf, ereilte ihn ein Kurier mit der Nachricht, wenn er den Kranken noch am Leben ſehen wolle, müſſe er eilen. Jetzt warf er ſich aufs Pferd und jagte trotz der hereinbrechenden Nacht, von wenigen Granden begleitet, nach Madrid. In Alcovendas, 3 Meilen von Madrid, traf ihn ein zweiter Kurier: er dürfe keinen Augenblick verlieren. Er beſchleunigte den Lauf ſeines Pferdes, ſo daß er die ſechs Meilen von San Auguſtin in dritthalb Stunden zurücklegte und nach acht Uhr in Madrid eintraf. Vom Pferde geſprungen, ließ er ſich ſofort in den Turm des Alcazar führen, welcher dem König zum Gefängnis diente. Nur Lannoy durfte ihn begleiten; Montmorency hielt die Fackel*).

Was nun da unter den beiden Herrſchern geredet wurde, ob wirklich der Kranke, ſich gewaltſam aufraffend, in den Armen

*) Nach dem Bericht Oviedo's bei Gachard p. 86 f.

des Kaisers sich wieder seinen Sklaven, dieser ihn seinen Freund und Bruder nannte, verhieß, alles solle sich nach seinem Wunsch ordnen, er fordere ja nur, was billig, mag dahingestellt bleiben, obwohl zwei gleichzeitige Berichte es fast wörtlich übereinstimmend melden*). Jedenfalls fühlte sich Franz von Karls Worten merkwürdig getröstet, so daß sein Zustand schon in der nächsten Nacht eine wesentliche Besserung erfuhr. Den andern Tag wiederholte Karl seinen Besuch. Während er bei Franz war, wurde gemeldet, daß soeben des Königs Schwester angekommen sei. Karl eilte ihr entgegen, küßte sie und führte sie zum Kranken. Jetzt, sagte er, werde die Krankheit rasch schwinden, und auch die Verhandlungen bald zum erwünschten Ziel führen. „Nachdem er ihnen," erzählt Oviedo, „noch viele andere süße, hoffnungsreiche, zweideutige Worte gesagt, welche aber beide tröstlich auslegten" **), nahm er Abschied und eilte nach Toledo zurück, zehn Meilen in einem Tage zurücklegend.

Die Besserung des Kranken war indessen nur vorübergehend. Am 21. und 22. kamen wieder fast hoffnungslose Berichte nach Toledo. „Der Kaiser," schreibt Navagero, Contarini's Nachfolger, „dessen Seele weder durch das Glück sehr gehoben, noch durch das Unglück niedergeschlagen wird, sagt: Dominus dedit, dominus abstulit." Der ganze Hof war in großer Aufregung. Am 24. schien das Ende nahe. Stundenlang lag der Kranke sprachlos, bewußtlos da. Diese bedrohliche Wendung wurde durch einen Abscess im Kopfe herbeigeführt. Die glückliche Oeffnung desselben brachte die Rettung. Während der größten Spannung hatte der Kaiser die Verhandlungen mit England von neuem aufgenommen. Den ganzen 22. war er mit den Gesandten zusammen. Den 23. hielt er einen vielstündigen Rat ab. Am Hofe wurde verbreitet, der Kaiser hoffe sich enger als je mit England zu ver-

*) Der Oviedo's und die Depesche Navagero's vom 21. September. Vgl. auch Salviati's Bericht vom 22. September bei Molini 1, 191 f.

**) Oviedo p. 88.

binden, das in seine Heirat mit der portugiesischen Prinzessin willige.

Da alle Berichte sowohl der englischen als der kaiserlichen Gesandten aus dieser Zeit fehlen, wissen wir nicht, ob der Kaiser damals schon den Friedensschluß Englands mit Frankreich erfuhr. Von jener Hoffnung konnte aber unter keinen Umständen die Rede sein. Am 29. September traf endlich Salviati in Toledo ein. Der Kaiser empfing ihn mit ganz ausgezeichneter Freundlichkeit, ritt ihm selbst vor das Thor entgegen. Als der Legat ihm in der ersten Audienz den Frieden der Christenheit, den Kampf gegen Türken und Ketzer ans Herz legte, beteuerte Karl wie immer, daß er nichts mehr wünsche, alles für den Frieden thun werde. Er machte auf den Legaten den besten Eindruck. „Ich finde," schreibt Salviati, „in diesem Fürsten unendliche Güte, große, weit über sein Alter reichende Klugheit, unglaubliche Milde. Während man mir gesagt hatte, Se. Majestät sei wortkarg, finde ich ihn sehr leutselig und mitteilsam, obwohl er nichts sagt, das er nicht wohl überlegt hat, alles gewichtig und inhaltreich. Von einem solchen Fürsten darf man das Größte und Beste hoffen" *).

Wenn er Salviati gesagt hatte, dieser werde sich selbst überzeugen können, wie eifrig er auf den Frieden hinarbeite, so fand das nun freilich in der am 4. Oktober beginnenden Verhandlung mit der Herzogin von Alençon keine Bestätigung. Die Friedensliebe des Kaisers blieb immer in gleicher Weise an die Bedingungen gebunden, mit denen er nur zurückzufordern meinte, was ihm gehörte. Die Herzogin, welche um jeden Preis den leidenden Bruder zu befreien wünschte, machte vergeblich einige Konzessionen: Karl solle das Herzogtum Burgund erhalten, aber es seiner mit dem Könige zu vermählenden Schwester Eleonore als Mitgift geben. Karl erwiderte, Eleonore sei dem Herzog von Bourbon versprochen. Dann schlug die unermüd-

*) Molini 1, 195 f.

liche Unterhändlerin vor, sobald der König nach Frankreich zurückkehre, solle Burgund dem Kaiser abgetreten, sein Recht auf dasselbe aber dem Urteile des Pariser Parlaments unterworfen werden. Karl wies das natürlich zurück, wollte aber das Urteil von beiden Teilen ernannter Schiedsrichter zulassen. Das erklärten Tournon und Selve für unstatthaft, welche ebenso vergeblich, wie die Herzogin mit dem Kaiser, ihrerseits mit den Räten disputierten. Weit davon entfernt, seine Forderungen zu ermäßigen, steigerte sie der Kaiser vielmehr, indem er zuletzt alles, was er ursprünglich verlangt hatte, mit den Anerbietungen, welche König Franz aus Pizzighettone gemacht, kombinierte und überdies forderte, Franz müsse alle seine alten Verbündeten, die Herzoge von Geldern und Württemberg, die de la Mark und den jungen Heinrich d'Albret preisgeben*). Darauf erteilte der Gefangene am 10. Oktober eine unbedingt ablehende Antwort mit der bitteren Bemerkung, er bedaure, daß der Kaiser die schönen, ihm in der Krankheit gegebenen Worte nicht wahr mache. Am 13. Oktober verließ die Herzogin Toledo. Die bald darauf gemachte Proposition, Burgund der mit dem Könige vermählten Eleonore zu übertragen und für den Gefangenen ein Lösegeld von drei Millionen Goldthalern zu zahlen, wies der Kaiser kurz ab. Er wolle kein Geld, er wolle sein Recht.

Als des Königs Schwester zu ihm zurückkehrte und ihm die verzweifelte Aussichtslosigkeit seiner Lage schilderte, kam er auf die schon einmal in Italien gefaßte Idee zurück, sich durch die Flucht zu retten. So unmöglich es schien, aus der Mitte des feindlichen Landes zu entrinnen, so wurde doch ein schlauer Anschlag ersonnen, bei dessen Ausführung die Herzogin mit edler Aufopferung mitzuwirken bereit war. Aber ein gekränkter Diener des Königs verriet seinen Herrn**). Die Bewachung

*) Champollion p. 363 ff.

**) Siehe darüber die interessanten, von Paillard in der Revue historique 8, 297 ff. mitgeteilten Daten.

desselben wurde womöglich noch verschärft. Jetzt faßte der König den Entschluß, seinen unerbittlichen Gegner dadurch zu beugen, daß er auf die Krone verzichte. Er ließ in aller Form seine Abdankung zu Gunsten des Dauphin aufsetzen und bat Karl, um ihn noch mehr von seinem festen Entschluß zu überzeugen, daß er lieber im Gefängnis bleiben, als Frankreich zur Ohnmacht verurteilen werde, er möge ihm einen Hofstaat von sechzig Personen bewilligen. Der Kaiser ließ sich dadurch so wenig erschüttern, wie durch alles andere. Da nun so alle Bemühungen fehlgeschlagen waren, einen auf die Dauer für Frankreich doch unerträglichen Zustand zu beendigen, entschloß sich die Regentin Ende November, scheinbar auf die Bedingungen des Kaisers einzugehen. Der König billigte die von ihr ausgefertigte Instruktion*). Italien, Burgund, die niederländischen Grenzdistrikte erklärte er sich damit bereit abzutreten. Aber, sagten seine Bevollmächtigten, nur der König selbst könne die Uebergabe Burgunds gegen die Opposition des ganzen Reichs und des Herzogtums selbst durchsetzen. Als Bürgschaft biete er dem Kaiser die Heirat mit des Kaisers Schwester Eleonore und die Auslieferung seiner beiden ältesten Söhne als Geiseln; könne auch er die Abtretung Burgunds nicht erreichen, so werde er ins Gefängnis zurückkehren. Von der Herstellung des Herzogs von Bourbon war keine Rede.

Dieser hatte sich inzwischen in Toledo eingefunden, um den Kaiser an seine alten Zusagen zu erinnern, welche ja dieser selbst bisher den Franzosen gegenüber beharrlich festgehalten hatte. Nun aber gelang es Lannoy, Eleonore mehr und mehr mit Abneigung gegen die Heirat mit einem Flüchtlinge zu erfüllen und ihr die Herrlichkeit des französischen Thrones verlockend auszumalen. Die verwitwete Königin von Portugal scheint ihrerseits schon damals, als die Herzogin von Alençon in Toledo erschien, zur französischen Heirat geneigt zu haben,

*) Champollion p. 408 ff., 425 ff.

da der Kaiser sie unmittelbar nach der Ankunft der Herzogin veranlaßte, eine Pilgerfahrt nach Guadelupe zu unternehmen. Jetzt erklärte sie sich gerade heraus für König Franz. Lannoy erreichte aber noch ein weiteres. Hatte er immer auf Kosten Italiens eine Verständigung mit Frankreich empfohlen, so neigte der Kaiser, seit er durch Pescara von den gefährlichen Anschlägen der Italiener wußte, natürlich dazu, wenigstens insofern auf Lannoy zu hören, daß er Bourbon mit Mailand entschädige. Der Einfluß Gattinara's mußte ja notwendig durch die bösen Umtriebe seiner Landsleute geschwächt werden. Er wird nicht ohne hartnäckigen Widerstand einer Politik Raum gegeben haben, welche er für verderblich hielt, aber der Kaiser trennte sich diesmal von seinem Kanzler. Nicht ihm, der bisher die Verhandlungen mit den Franzosen hauptsächlich geleitet hatte, sondern Lannoy wurde am 2. Dezember der Auftrag erteilt, zusammen mit dem wie er denkenden Moncada eine Verständigung mit Frankreich zu versuchen, unter Bedingungen freilich, welche fast in allen Hauptstücken dem ursprünglichen Programm Gattinara's entsprachen. Die Verhandlungen wurden diesmal in Madrid unter unmittelbarer Teilnahme des Königs geführt. Trotz Lannoy's Eifer für den Abschluß ergaben sich doch noch mancherlei Schwierigkeiten. „Die Franzosen," sagte der Kaiser eines Tages ärgerlich zu den päpstlichen Diplomaten, „wollen heute dies, morgen das." Endlich, am 19. Dezember, wurde der Vertrag unterzeichnet. Der König versprach, ihn sechs Wochen nach erhaltener Freiheit zu ratifizieren, ihn in weniger als vier Monaten von den Ständen und Parlamenten seines Reiches genehmigen zu lassen und, wenn er das nicht erreichen könne, in die Gefangenschaft zurückzukehren. Seine beiden ältesten Söhne sollten in dem Augenblicke, wo er französischen Boden betrete, dem Kaiser als Bürgen ausgeliefert werden.

Noch einmal hatte Gattinara, obwohl durch längere Krankheit geschwächt, die ernstesten Bedenken erhoben. Wenn der Kaiser, sagte er, nicht vor der Freilassung des Königs Burgund

in seine Hand bringe, werde der frei gewordene König alle seine Verheißungen in den Wind schlagen, ebensowenig Wort halten, wie je zuvor. Die königlichen Kinder würden dem Kaiser nichts nützen. Er möge sich hüten, daß dieser Vertrag nicht alle seine Aussichten zerstöre. Er weigerte sich zuletzt entschieden, den Pakt zu unterzeichnen. Als der Kaiser es befahl, erwiderte er, er sei durch sein Amt verpflichtet, nichts zu thun, wovon er in seinem Gewissen überzeugt sei, daß es dem Kaiser zum Schaden gereichen werde. Er bot abermals seine Entlassung an*).

Aber die Weltlage stritt gegen den Kanzler; ganz besonders hatten sich die italienischen Verhältnisse so entwickelt, daß die von ihm empfohlene Politik, sich gegen Frankreich auf Italien zu stützen, völlig in der Luft stand. Allerdings gab es einen Augenblick, wo der Kaiser sich ihm wieder zuzuneigen schien. Ende Oktober, als das völlige Scheitern der Verhandlungen mit der Herzogin von Alençon den Kaiser sehr verstimmt, die Versicherungen Salviati's ihm einen günstigen Eindruck gemacht hatten, erließ er ein ausführliches Schreiben an Sessa, welches trotz allem Vorgefallenen den lebhaften Wunsch kundgab, mit dem Papste die alte Freundschaft herzustellen. Derselbe habe ebensowenig wie Venedig Grund, vom Kaiser etwas zu fürchten, der vielmehr alle seine Wünsche nach Kräften erfüllen werde. Er übersandte den Entwurf eines neuen Bündnisses mit Clemens, dessen Bedingungen diesen freilich in betreff Reggio's und Rubiera's nicht befriedigen konnten; indem er aber den Beschwerden des Papstes über seine Hauptleute Recht gab, stark betonte, der Statthalter Christi auf Erden müsse mehr als jeder andere italienische Fürst mit schuldigem Respekt behandelt werden, die Gleichheit ihrer Interessen gegen Türken und Ketzer nachdrücklich hervorhob, ließ er keinen Zweifel, daß

*) Serassi, Lettere del conte Baldassare Castiglione 2, 30. Vgl. Navagero's Bericht vom 11. Dezember bei Rawdon Brown p. 508.

er jetzt wesentlich von den Anschauungen Gattina's beherrscht wurde *).

Aber einige Wochen, ehe diese Wendung in Toledo eintrat, war ihr in Italien jede Aussicht zerstört worden. Die, wie es schien, schon im Juli dem Abschluß nahe Verbindung der Italiener mit Frankreich war in den nächsten Monaten nicht aus der Stelle gekommen, weil die Regentin natürlich die Befreiung ihres Sohnes dadurch nicht erschweren wollte, und weil auf der anderen Seite Venedig und der Papst durch ihr Zaudern mit neuem Mißtrauen erfüllt wurden. Ebenso hemmte das allmählich doch sehr rätselhafte Verhalten Pescara's, der zwar immer schöne Worte gab, aber stets neue Gründe fand, seine definitive Entscheidung hinauszuschieben. So schleppten sich die Dinge den August und September in unaufhörlichen, immer gleich fruchtlosen Verhandlungen hin. Pescara seinerseits war indessen schon Anfang September, sobald er vom Kaiser Vollmacht erhalten hatte zu handeln, wie er es nötig und zweckmäßig finde, entschlossen gewesen, die Maske abzuwerfen. Da Herzog Sforza, schrieb er dem Kaiser am 8. September, das Kastell von Mailand nicht verlasse, werde er sich Novara's bemächtigen und dann Mailand in den Besitz des Kaisers bringen. Es sollte doch noch über einen Monat vergehen, bis Pescara seine Absicht ausführte. Er lag schwer leidend darnieder. Er hätte gern von seinem Kaiser bestimmtere Weisungen gehabt. Der trostlose Zustand seines Heeres fesselte ihn immer wieder an die durch Morone ermöglichten Zahlungen. Er fürchtete die Verzweiflung der Venezianer und des Papstes, wenn er an Sforza die Hand lege. Eine Weile schien auch eine gefährliche Erkrankung des Herzogs ihn der unerwünschten Notwendigkeit eines Gewaltstreichs zu überheben. Aber endlich glaubte er nicht länger zögern zu dürfen. Von allen Seiten kamen die bedenklichsten Nachrichten: die Feinde

*) Karl an Sessa, 31. Oktober, Gayangos p. 412 ff.

seien fertig, loszuschlagen. Jetzt aber war auch Morone krank geworden. Die Vorsichtsmaßregeln, die Rüstungen und Drohungen der Kaiserlichen hatten doch auch ihn argwöhnisch gemacht. Man liest nicht ohne Staunen die zwischen ihm und Pescara Anfang Oktober gewechselten Briefe. „Ich will Ew. Exzellenz nicht verschweigen," schreibt Morone den 8. Oktober an Pescara, „daß Don Antonio de Leyva in einem Gespräch äußerte, ich sei der Hauptanstifter der italienischen Praktiken; wenn ich zu Ew. Exzellenz käme, würde ich festgehalten werden. Ich schreibe das nicht, weil ich an Ew. Exzellenz zweifele, sondern weil Sie vielleicht betrogen und ich vergewaltigt werden könnte." Aber auf Pescara's Wort werde er doch zu ihm kommen. Pescara erwiderte am 10., in seinem Lager könne niemand etwas gegen seinen Willen thun, sein Wille aber sei so, wie es sich gegen einen gezieme, der ihm immer so große Dienste geleistet. Wünsche Morone noch weitere Sicherheit, so werde er sie geben. Er würde nach Mailand kommen, wenn ihn nicht sein erbärmlicher Zustand ans Lager fesselte.

Diese Worte genügten dem Kanzler, den doch natürlich viele gewarnt. Wie geblendet brach der kluge Mann am 13. mit fünfzig Reitern nach Novara auf, wo Pescara krank lag. Am 14. hatte er mit ihm lange Gespräche. Am 15. dachte er nach Mailand zurückzukehren. Leyva geleitete ihn von Pescara; er wollte mit ihm speisen. Unterwegs aber rief er: „Ihr seid mein Gefangener!" Morone's Reiter wollten ihren Herrn befreien, aber Leyva hatte seine Spanier in Bereitschaft gestellt: die Reiter flohen, Morone wurde als Gefangener fortgeführt*).

Sofort ließ Pescara Alessandria, Vercelli und Lodi besetzen und den unglücklichen Herzog zur Auslieferung seiner übrigen Städte auffordern; nur das Kastell von Mailand solle ihm bleiben. Der hilflose, seiner einzigen Stütze beraubte Herr

*) Gius. Mueller p. 413 ff.

lieferte ohne weiteres Como, Lecco, Pizzighettone und Cremona aus; von dem ganzen mailändiſchen Gebiet blieben ihm nur die Kaſtelle von Cremona und Mailand.

Einen Augenblick ſchienen dieſe Ereigniſſe die Italiener in Verwirrung und Mutloſigkeit zu ſtürzen. Aber nur einen Augenblick. Sie konnten nicht mehr zweifeln, daß Pescara alle ihre Umtriebe dem Kaiſer verraten habe. Sein Vorgehen gegen Sforza verwandelte die alte Beſorgnis, daß ſich der Kaiſer zum Herrn von ganz Italien machen wolle, in Gewißheit. Die Lage wurde in kurzem ſo, daß nicht nur Pescara und Nájera, ſondern auch der den Italienern geneigte Carracciolo und der vor kurzem mit einer wichtigen Miſſion nach Italien gekommene Hurtado de Mendoza dem Kaiſer erklärten, er müſſe ſo raſch als möglich mit Frankreich Frieden ſchließen. Das, ſchrieb ihm Mendoza am 5. November, ſei die Meinung all ſeiner Diener. Dieſe Mahnung mußte aber nicht wenig Grund dadurch gewinnen, daß Pescara's Zuſtand bereits Ende Oktober hoffnungslos geworden war. Denn was konnte der Kaiſer von Italien hoffen, wenn er den Mann verlor, vor dem ſeine dortigen Feinde bisher allein gezittert hatten? Wie wollte er ſeine Armee erhalten ohne Geld, wie er war, in dem völlig erſchöpften Lande, überall vom grimmigſten Haſſe bedroht? Und es galt, ſie nicht nur erhalten, ſondern vermehren, wenn der Friede mit Frankreich nicht zuſtande kam; denn am 1. Januar lief der Waffenſtillſtand ab. Das war eine offenbare Unmöglichkeit und die Lage um ſo ſchwieriger, als jeder Brief aus Italien von den böſen Intriguen Englands meldete, das noch mehr als ſelbſt Frankreich Italien gegen den Kaiſer aufſtifte. Aus England ſelbſt hörte er zwar noch immer ſchöne Worte. König Heinrich wollte nach wie vor ſein Freund bleiben, aber nur unter der Bedingung, daß er endlich ſeine alten Schulden abtrage und König Franz freigebe.

Bei dieſer Lage der Dinge hatte der Kaiſer in der That keine Wahl. Wohin er blickte, überall dieſelbe Not. In den

Niederlanden sah sich Margarete durch die Opposition der Stände, durch die Unzufriedenheit des Volkes, welche hie und da in offene Meuterei ausbrach, so bedrängt, daß sie am 14. Juli auf eigene Hand einen Waffenstillstand mit Frankreich abgeschlossen hatte. Karl war über dieses Vorgehen seiner Tante sehr ungehalten, konnte aber an dem Zwang der Verhältnisse nichts ändern. Alle Niederländer in seiner Umgebung, bis auf den einzigen Beaurain, machten mit Lannoy gemeinsame Sache in der Anempfehlung des Friedens, welcher das einzige Mittel sei, um ihre Heimat vor schweren Konvulsionen zu bewahren. Trotz alledem war die Sache auch mit der Unterzeichnung des Vertrags vom 19. Dezember noch keineswegs entschieden. Am 2. Januar kehrten Lannoy und Moncada nach Toledo zurück, um beim Kaiser die Genehmigung ihres Werkes zu betreiben. Am 8. war noch nichts entschieden. Namentlich die Entschädigung Bourbons machte Schwierigkeiten*). Den folgenden Tag schrieb Karl seinem Bruder, es werde noch über den Frieden verhandelt. Inzwischen drängten sich die Unglücksposten aus Italien. Pescara war in der Nacht vom 2. auf 3. Dezember seinen langen Leiden erlegen, bis zum letzten Atemzuge um das Heer besorgt. Da er den Tod nahen fühlte, ließ er Leyva und seinen Neffen del Guasto rufen, übertrug ihnen das Kommando und mahnte sie, Freundschaft mit einander und Treue gegen den Kaiser zu halten. Dann mußten die Hauptleute der Landsknechte kommen; er ließ sich von ihnen Treue gegen den Kaiser versprechen. Bis wenige Minuten vor seinem Ende bewahrte er völlige Klarheit des Geistes, mit allen seinen Gedanken im Dienste des Kaisers, der ihm doch auch in der letzten Zeit keineswegs gerecht geworden war, ihm noch in den letzten Monaten durch sein Zaudern Kummer bereitet hatte. „Ew. Majestät", schrieb Nájera, „hat den besten Diener, den treuesten Vasallen verloren, den je ein Fürst be-

*) Bericht der englischen Gesandten vom 26. Januar, Brewer p. 853

ſaß." Er ſo gut wie Mendoza erklärte, jetzt ſei der Friede mit Frankreich nötiger als je *). Auf der anderen Seite freilich warnte Seſſa, der Kaiſer möge nicht meinen, durch den Frieden mit Frankreich die Ruhe in Italien herzuſtellen. Er ſei im Gegenteil überzeugt, in demſelben Augenblicke, wo König Franz ſeine Freiheit erlange, werde der Krieg in Italien mit größerer Wut ausbrechen als je, da die Italiener mit Sicherheit darauf rechneten, den König zum Bruche des Friedens zu beſtimmen **).

Konnte der Kaiſer etwas anderes erwarten? Hatte der König nicht ſchon in Italien erklärt, wenn man ihn durch lange Gefangenſchaft zu unerträglichen Bedingungen zwinge, werde er ſie abwerfen, ſobald er frei ſei? Sollte der Kaiſer gar nichts von jenem Proteſt erfahren haben, durch welchen der König am 14. Auguſt alle derartigen Abmachungen im voraus für null und nichtig erklärt hatte? Lag es nicht zeitweilig im franzöſiſchen Intereſſe, etwas davon zu verraten? Was man auch von Gattinara's Politik halten mochte, ſeine Prophezeiung, auf dieſem Wege werde der Kaiſer nie Burgund erhalten, wurde durch alle Gründe der Wahrſcheinlichkeit unterſtützt. Aber wenn der Kanzler darin noch ſo ſehr recht hatte, das, was er ſeinerſeits empfahl, war ja unmöglich. Unmöglich war überhaupt alles, was der Kaiſer thun mochte, wenn er nicht auf den Traum der Weltherrſchaft verzichtete. Er entſchied ſich für einen Frieden, an deſſen Wahrheit er ſelbſt kaum glauben konnte.

*) Berichte Mendoza's vom 6., Nájera's vom 7. Dezember, Gayangos p. 510 ff. Wie ſeltſam verſchieden die Zeitgenoſſen Pescara's Todestag angaben, den ſie vom 2. November bis 1. Dezember variieren ließen, ſieht man aus der Zuſammenſtellung bei Cicogna p. 255 n. 123. Merkwürdigerweiſe ſtimmen auch Mendoza und Nájera nicht überein: jener läßt ihn am 3., dieſer am 2. zwiſchen 9 und 10 Uhr abends ſterben. Da Nájera dem Toten viel näher ſtand als Mendoza, ſeine Angaben auch viel detaillierter ſind, ſo gebe ich ihnen den Vorzug. Beide ſtimmen darin überein, den Tod von Gift herzuleiten, was wenig glaublich iſt, da Pescara ſchon ſeit vielen Monaten ſchwer krank war.

**) Seſſa an Karl, 30. November.

Am 11. Januar kehrten Lannoy und Moncada mit dem Sekretär Lallemand nach Madrid zurück. Sie hatten Auftrag, den König in der denkbar feierlichsten Weise an sein Wort zu binden. Am 13. erfolgte der definitive Abschluß. Den nächsten Tag versammelten sich die Unterhändler im Gemache des Königs, wo ein Altar aufgerichtet war. Der Erzbischof von Embrun celebrierte die Messe, der Vertrag wurde verlesen und der König schwur auf das Evangelium, ihn treu zu beobachten. Die beiderseitigen Bevollmächtigten leisteten denselben Schwur. Darauf unterzeichnete zuerst der König, dann die anderen das Friedensinstrument. Das alles genügte nicht. Lannoy forderte Franz auf, ihm auf Ritterehre den treuen Vollzug zu versprechen. Der König entblößte sein Haupt, legte seine Hand in die Lannoy's und versprach als Edelmann, ins Gefängnis zurückzukehren, wenn er nicht sechs Wochen nach erhaltener Freiheit alle Bedingungen des Friedens hätte erfüllen können. Lallemand nahm dieses Versprechen zu Protokoll *).

Der Kaiser schien alle Sicherheiten erlangt zu haben, welche sich ersinnen ließen. Aber am Tage vor diesem feierlichen Akt hatte der König seine Gesandten, Tournon, Selve, Montmorency und drei andere Franzosen um sich versammelt und, nachdem sie geschworen, geheim zu halten, was er thun werde, vor ihnen jenen Protest vom 14. August erneuert. Was der Kaiser durch Gewalt und lange Gefangenschaft von ihm erzwinge, sei exorbitant und werde Frankreich in Sklaverei stürzen; er erkläre es für null und nichtig; er sei entschlossen, die Rechte der Krone Frankreich zu wahren **).

So war der Friede vernichtet, ehe er zum Abschluß kam. Es ist deshalb überflüssig, im einzelnen die Artikel aufzuzählen, durch welche Franz seine Ansprüche auf Neapel, Mailand und was er sonst in Italien besessen oder gefordert hatte, aufgab,

*) Mignet 2, 181 f.
**) Champollion p. 466 ff.

das Herzogtum Burgund, so wie es Karl der Kühne besessen, an den Kaiser abtrat, samt Tournay, Artois und Hesdin und aller Souveränität über niederländische Gebiete, den Herzog von Bourbon mit seinen Freunden in alle alten Besitzungen und Rechte einsetzte, ebenso allen Verwandten, Verbündeten und Anhängern des Kaisers zurückgab, was sie während des Kriegs verloren. Die 50 Artikel dieses Madrider Friedens*) machten den König von Frankreich zum Untergebenen des Kaisers. Wäre er zur Ausführung gekommen, so würde der Kaiser in der That das geworden sein, was er nach Artikel 26 sein sollte: le chef des princes seculiers de la Chrestiente. Frankreich wäre ungefähr auf die Machtstufe zurückgeworfen worden, auf welcher es nach der Beendigung der englischen Kriege gestanden hatte, nur mit dem ungeheuren Unterschiede, daß jetzt neben diesem kleinen Frankreich nicht ebenso kleine Nachbarn, sondern ein übermächtiger Kaiser gestanden haben würde, welcher durch seinen burgundischen Besitz Frankreich von der Schweiz und durch seinen verbündeten Bourbon von Italien abgeschnitten haben würde, welcher durch diesen Bourbon und seine Anhänger, durch den Prinzen Philibert von Oranien, den Grafen von Nassau, die Prinzessin von Chimay, die Croy, Fiennes, Vergy u. s. w. im Rest von Frankreich etabliert gewesen wäre, zugleich der übermächtige Gebieter Spaniens, Italiens, der Niederlande und Deutschlands. Was die französische Politik an Schutzwaffen gegen die Habsburger in den letzten Jahrzehnten gewonnen hatte, das alles lieferte dieser Vertrag aus. König Franz mußte sich verpflichten, Henri d'Albret zur Erfüllung der Ansprüche Karls auf Navarra anzuhalten, ebenso den Herzog Karl von Geldern dazu, daß er den Kaiser zu seinem Erben einsetze; konnte er das nicht, so mußte er diese beiden, ebenso wie den Herzog Ulrich und die de la Mark ihrem Schicksale überlassen. Wenn der Kaiser seine Fahrt nach Italien antritt, so wird ihm der König seine

*) Man sehe sie bei Dumont IV, 1, 400 ff.

Flotte zur Verfügung stellen und zwar so, daß sie zwar mit Geschütz, Matrosen und allem sonst für die Fahrt Nötigen ausgestattet ist, aber ohne einen einzigen Soldaten in den vom Kaiser bestimmten Hafen einläuft. Er wird außerdem für diese Fahrt 200000 Sonnenthaler beisteuern, und 500 schwere Reiter mit angemessener Artillerie auf seine Kosten stellen. Für die große Expedition gegen den Türken hat man im einzelnen noch nicht festgestellt, was der König zu leisten hat. Aber der Kaiser wird über diesen Kreuzzug den Oberbefehl haben.

Der Kaiser ist nur von einem Wunsche erfüllt, den allgemeinen Frieden in der Christenheit herzustellen, alle ihre Kräfte gegen Ungläubige und Ketzer zu sammeln*), den Ruhm und die Macht der heiligen katholischen Kirche zu erhöhen. Da der König diesen Wunsch teilt, haben sie ihre alte Feindschaft begraben: sie wollen sich ewig untereinander lieben als „gute, wahre und loyale Brüder, Freunde, Alliierte und Verbündete." In ewigem Schutz- und Trutzbündnis werden sie über den Frieden unter allen Christen wachen. Ihre Unterthanen sollen sich ungestörter Ruhe, freundlichen Verkehrs unter einander erfreuen, zu Land und zu Wasser vor jeder Gewalt sicher. Das Unwesen der Korsaren und Piraten werden die Verbündeten ausrotten. Man sieht einen fast paradiesischen Zustand vor sich aufsteigen, wenn man alle diese Beteuerungen von Liebe und Freundschaft liest und die mächtigsten Herrscher der Christenheit so reine Gefühle verkündigen hört. Man sieht endlose Kriege und Umwälzungen aus diesem Friedenswerk hervorgehen, wenn man sich besinnt, welche bittere Feindschaft unter diesen herrlichen Zusicherungen lauerte.

*) Wie es in der Einleitung heißt, die Paciscierenden wollen donner chemin à une bonne paix universelle, pour pouvoir convertir les armes communes de tous roys, princes et potentats chrestiens à la répulsion et ruine des mecreans infideles et extirpation des erreurs de la secte Lutherienne et des autres sectes reprouvees.

Die Vermählung.

Am 14. Januar wußte der Kaiser von dem in Madrid erfolgten Abschlusse, am 15., daß der König in der denkbar feierlichsten Weise sich gebunden. Wenn man erwägt, wie gefährlich die Lage in Italien war, wie dringend alle seine dortigen Hauptleute und Diplomaten zu raschester Entscheidung mahnten, wenn man liest, wie der Nuntius den Kaiser beschwört, keinen Tag länger zu säumen*), so erscheint es selbstverständlich, daß dieser jetzt keinen Augenblick verlieren werde, den endlich gewonnenen Frieden aller Welt zu verkünden. Aber es vergehen zehn Tage, bis dazu geschritten wird. Noch am 19. stellt der Kaiser Castiglione gegenüber den erfolgten Abschluß in Abrede. Hat er etwa noch immer Bedenken? Versucht Gattinara auch jetzt noch den gethanen Schritt rückgängig zu machen? Wir hören nichts darüber. Aber erst am 25. schreibt der Kaiser an den König und an seinen Gesandten de Praet in Frankreich, als habe er soeben von dem in Madrid Geschehenen Kunde erhalten**), und erst am 8. Februar ergehen auf Grund des wichtigen Ereignisses die ersten Weisungen nach Italien. „Die Dinge werden hier ins unendliche verzögert," schreibt Castiglione im März. Wie wir die Praxis dieses Hofes kennen, begreift sich das nur zu gut, wo es sich um wichtige

*) Bericht Castiglione's vom 19. Januar. Serassi 2, 12.

**) Bradford p. 193 ff. Vgl. Gayangos p. 559.

Entſchließungen handelte. Hier aber war ja die Entſcheidung gefallen. Jetzt gebot doch die einfachſte Klugheit, aus der vollendeten Thatſache raſch nach allen Seiten die erwünſchten Folgerungen zu ziehen. Vor allem dem Gefangenen gegenüber. Da der Pakt mit ihm geſchloſſen, die innigſte Verbindung mit ihm eingegangen war, mußte man ihn ſchleunig aus der peinlichen Situation befreien, jetzt wenigſtens ihm Großmut beweiſen, zumal am 19. die feierliche Verlobung desſelben mit des Kaiſers Schweſter vollzogen worden war. Aber der König blieb, wenn man ihm auch freiere Bewegung geſtattete, unter derſelben argwöhniſchen Bewachung wie früher. Erſt am 11. Februar ratifizierte der Kaiſer den Vertrag vom 13. Januar.

Zwei Tage darauf trafen die beiden Herrſcher auf der Brücke des Manzanares vor Madrid zuſammen. Sie umarmten ſich ſo herzlich, als wären ſie, was ſie ſchienen; ſie verkehrten einige Tage mit einander wie „wahre Brüder“. Am 16. begaben ſie ſich nach Illescas zur Königin Eleonore. Der König begrüßte ſeine Braut aufs zärtlichſte*). Mehrere Tage blieben die beiden Herrſcher im intimſten Verkehr. Am 19. Februar ritten ſie zuſammen fort. Da, wo an einem Kruzifix der Weg ſich ſchied, ließ der Kaiſer das Gefolge ſich entfernen. Allein mit dem Könige, ſprach er: „Gedenkt Ihr, mein Bruder, deſſen, was Ihr mit mir ausgemacht habt?“ — „Gewiß,“ erwiderte der König, „ich könnte alle Kapitel aus dem Kopfe herſagen.“ — „Da Ihr Euch auch Eures Schwures erinnert,“ fuhr der Kaiſer fort, „ſagt mir, wollt Ihr ihn erfüllen, oder findet Ihr eine Schwierigkeit?“ Die Antwort lautete: „Ich will alles erfüllen und weiß, daß mich niemand in meinem Reiche hindern wird. Erlebt Ihr etwas anderes von mir, ſo ſollt Ihr mich für einen niederträchtigen Böſewicht halten.“ — „Dasſelbe,“ ſagte der Kaiſer, „ſollt Ihr von mir denken, wenn

*) Siehe die ausführliche Schilderung dieſer Vorgänge bei Mignet 2, 186 ff.

ich Euch nicht die Freiheit gebe. Um das Einzige bitte ich Euch: solltet Ihr mich in etwas betrügen, thut es nicht in dem, was meine Schwester, Eure Gattin, angeht; das wäre eine Beleidigung, welche ich rächen müßte." Darauf nahmen sie Abschied mit den Worten: „Gott schütze Euch, Bruder"*)!

Der Kaiser begab sich nach Illescas zu seiner Schwester. Die Regentin hatte gewünscht, daß sie den König begleite. Das fand Karl unzulässig; doch sollte sie ihm in einiger Entfernung folgen, um an der Grenze bereit zu sein, sobald die Ausführung des Vertrages gesichert sei. Am 23. nahm der Kaiser von Eleonore Abschied. Sie sollte den französischen Thron besteigen, er ging, die von Spanien so lange ersehnte Verbindung mit Isabella von Portugal zu vollziehen.

Wir wissen, wie diese Ehe seit Jahren die Gedanken des Kaisers beschäftigte. Nachdem seine Hand seit der frühesten Kindheit durch so viele Verlöbnisse gewandert war, fast alle windige Fiktionen einer trügerischen Politik, entsprach diese portugiesische Heirat nicht nur dem wahren Interesse des Kaisers, sondern auch einer tieferen Empfindung. Als die Cortes im Juni 1525 von neuem auf Karls baldige Heirat drangen und ihn an das erinnerten, was er ihnen vor zwei Jahren versprochen, bemerkten sie, er möge wohl bedenken, daß die Infantin Isabel, die Schwester des Königs von Portugal, „eine der ausgezeichnetsten Personen ist, welche es heute in der Christenheit gibt". Sie gaben eine begeisterte Schilderung ihrer Tugenden und sonstigen vorzüglichen Eigenschaften. Karl erwiderte, er sei an England gebunden, ohne dessen Einwilligung er keine anderweitige Verbindung eingehen könne; ohne die englische

*) Sandoval 1, 729. Vgl. den Bericht Castiglione's bei Serassi p. 32. Der Beichtvater hatte Castiglione erzählt, Karl habe dem König in dieser letzten Unterhaltung gesagt, er habe ihn bisher trotz des langen Kriegs nie persönlich gehaßt; wenn er aber seiner Schwester nicht Wort halte, so sei das eine Beleidigung, welche er nie vergessen könne; dann werde er ihn persönlich hassen und an ihm Rache nehmen, wo er nur könne.

Mitgift wisse er die großen Summen nicht zu zahlen, welche er König Heinrich schulde. Den Cortes wurde jedoch die Erfüllung ihres Wunsches in Aussicht gestellt, wenn sie die Loslösung von England finanziell erleichterten. Ohne Befragung ihrer Städte glaubten die Abgeordneten diese neue Bürde nicht übernehmen zu dürfen. Da sie am 17. August zurückkehrten, brachten sie die Bewilligung von 400 000 Dukaten, wenn sich Karl mit der Infantin vermähle, und zwar sobald als möglich. Den nächsten Tag versprach er ihnen das. Am 23. ging die Anzeige der Verlobung nach Rom*).

Von der Vermählung konnte jedoch nicht so bald die Rede sein, wie die Cortes, wie auch der Kaiser wünschte. Die Feststellung der Ehepakten forderte langwierige Verhandlungen, welche erst Ende Oktober zum Abschluß kamen. Sodann machte die nahe Verwandtschaft der beiden Häuser von Spanien und Portugal einen päpstlichen Dispens nötig. Es paßte der Kurie, die Erteilung desselben als einen ganz besonderen Liebesdienst geltend zu machen, während es doch nur ihren Interessen entsprach, durch diese portugiesische Heirat die Entfremdung zwischen Karl und England zu verschärfen. Endlich waren alle diese Weitläufigkeiten erledigt. Die Hochzeit konnte bestimmt werden. Am 2. Januar 1526 verließen die Herzöge von Calabrien und Bejar und der Erzbischof von Toledo mit glänzendem Gefolge den kaiserlichen Hof, um die Braut an der Grenze in Empfang zu nehmen. In der Nähe von Badajoz fand das am 7. Februar statt. Nachdem man in dieser Hauptstadt Estremadura's sieben Tage lang Feste gefeiert, wurde die Reise nach Sevilla fortgesetzt**).

Es war wohl keine Eingebung poetischen Gefühls, welche die schöne Hauptstadt Andalusiens zum Schauplatz der Vermählung wählen ließ. Die Cortes hatten immer wieder die

*) Danvila y Collado, El poder civil en España 2, 67. Navagero's Depesche vom 21. August. Gayangos p. 303.

**) Sandoval 1, 694 f., 729 f.

Klage erhoben, daß Karl in so langen Jahren erst einen kleinen Teil seines Reiches besucht habe. Noch immer war er nicht südlich über Toledo hinausgekommen. Das sollte nun jetzt in der feierlichsten Weise gut gemacht werden. Schon im Oktober stand es fest, daß die Hochzeit in Sevilla stattfinden werde. Man kann sich denken, was diese Stadt und die Großen Andalusiens aufboten, um die ihnen erwiesene Ehre zu vergelten. Es strahlte aber die Stadt und die Landschaft in der üppigen Pracht, welche der Beginn des Frühlings über diese südliche Welt ausgießt. Wenn man die Beschreibung Navagero's liest, kann man nicht zweifeln, daß Sevilla damals die Perle unter allen spanischen Städten war. Er findet sie einer italienischen Stadt ähnlicher, als irgend eine andere. Er preist ihre breiten Straßen, weiten Plätze, herrlichen Paläste, grandiosen Kirchen. Das Land vollends ist sein ganzes Entzücken. Während er den größten Teil Spaniens steril, baumlos findet, kann er die Ueppigkeit der andalusischen Vegetation, diese wundervollen Haine von Orangen, Zitronen, Oliven, Granaten, welche sich viele Meilen am Guadalquivir hinziehen, gar nicht genug bewundern: seine Sätze sind eine fast ununterbrochene Reihe von Superlativen*). Und in dieses so von verschwenderischer Natur gesegnete Land, dessen arabische Kultur von spanischer Indolenz damals noch weniger vergraben war als später, ergossen sich nun alle Schätze Indiens. Nur über Sevilla durfte ja der Handel mit der neuen Welt gehen. Hier stand die mächtige Casa de la Contratacion, bei der die Kostbarkeiten Indiens zusammenflossen. Hier legten die reich beladenen Schiffe an, welche der Strom damals noch bequem herauf trug. In den Straßen begegnete man den Wundern der neuentdeckten Hemisphäre, Menschen, Tieren und Früchten, die man noch nie gesehen. Aber freilich, schon jetzt machte sich auch die Schatten-

*) Naugerii Opera p. 310 ff. Dieser Brief vom 12. Mai ist wörtlich aufgenommen in Navagero's Viaggio fatto in Ispagna ib. p. 357 ff.

ſeite des indiſchen Glücks fühlbar. „Es gehen," ſchreibt Navagero, „ſo viele nach Indien, daß die Stadt ſchlecht bevölkert und faſt in den Händen der Frauen iſt." Aber der Handel bringt unendlichen Gewinn.

Dieſer Reichtum bereitete der Kaiſerin den glänzendſten Empfang, als ſie am 3. März in Sevilla einzog. Alles jedoch übertraf die Pracht, welche am 10. zum Empfang des Kaiſers aufgeboten wurde. Ueber 100000 Menſchen waren vor der Stadt an der Straße zuſammen gedrängt, welche der Kaiſer durchzog, von den Abordnungen der Granden, Prieſter und Kaufleute begrüßt. Nachdem er vor dem Thore die Privilegien Sevilla's beſtätigt, die Stadt ihm gehuldigt, betrat er unter goldenem, von den Erſten des Landes getragenen Baldachin die zur Kathedrale führende Straße, in welcher alle Häuſer von oben bis unten mit Teppichen, mit koſtbaren Seidenſtoffen behängt, die Fenſter und Dächer mit Frauen und Mädchen beſetzt waren. Vom Thor bis zur Kirche hatte man ſieben gewaltige Triumphpforten errichtet, jede mit Muſikbanden beſetzt und mit lateiniſchen Diſtichen geziert, welche die Größe, die Klugheit, Gerechtigkeit, Milde, Frömmigkeit des Kaiſers prieſen, deſſen lebensgroßes Bildnis jede trug. Auf der letzten war der Kaiſer dargeſtellt, wie er von allen Tugenden gekrönt, das Glücksrad feſſelt: die ihn umgebenden Völker des Erdballs rufen: er ſiegt, herrſcht, gebietet, er der Größte, dem der Erdkreis gehorcht. Vor der wundervollen Kathedrale, nach St. Peter der größten der Chriſtenheit, ſtieg der Kaiſer vom Pferde, um ſeine Andacht zu verrichten. Dann begab er ſich zu Fuße nach dem nahen Alcazar, dem reizenden mauriſchen Schloſſe, wo ihn Iſabella erwartete. Der Kardinallegat Salviati vollzog hier die Vermählung. Nach Mitternacht, ehe ſich das junge Paar zur Ruhe begab, celebrierte der Erzbiſchof von Toledo eine feierliche Meſſe *).

*) Sandoval 1, 731 ff. Das Schreiben des venezianiſchen Sekretärs Zuan Negro, Sevilla 15. März, bei Cicogna p. 336.

„Die Kaiserin," schreibt Sandoval, „erschien allen als eine der schönsten Frauen der Welt." Die von ihr erhaltenen zuverlässigen Bildnisse bestätigen dieses überschwengliche Lob nicht, aber sie zeigen ein anmutiges, seelenvolles Antlitz. Ihre Figur schildert Navagero's Sekretär als klein und sehr mager, rühmt aber ihren weißen Teint und besonders ihren vortrefflichen Verstand, ihre Klugheit und ihr Geschick, jedem zu antworten. Sie war nicht mehr, wie so oft damals die Fürstinnen bei ihrer Verheiratung, ein Kind, sondern stand, 1503 geboren, in voller Jugendkraft. Sie hatte das wahre Leben des weiblichen Gemüts vor dem Frost der Hofluft zu bewahren gewußt. Sie weckte in dem Herzen Karls, das bis dahin sich kaum geregt, echte, dauernde Liebe.

Ein günstiger Zufall hat uns über diese schönen Tage von Sevilla die Schilderung eines Deutschen aufbewahrt, welche freilich nicht mit der klassischen Klarheit Navagero's spricht, aber in ihren unbeholfenen Sätzen doch das Wesen der Dinge erraten läßt. Der ungenannte Landsmann steht staunend vor der Pracht und Fülle dieser südlichen Welt. „Ich hab mein Lebenlang," ruft er aus, „solch Gepräng nie gesehn mit Zier und Hoffart, als das portugallische Volk, insonderheit Jungfrauen, treiben. Gold, Perlen, Edelgestein ist ein Waare bei ihnen." Das Hofgesinde, das dem Kaiser gefolgt, schätzt er auf 12000. Spanische und portugiesische Große tummeln sich in unendlichen Ritterspielen, in Pracht und Kunst wetteifernd. „Kayserliche Majestät," schreibt er, „hat viel trefflicher Rennen, Stechen, Ochsenhauen, Stockspiele und am Abend allweg Tänz, haben sich die spanischen Herren gegen den portugallischen sehn lassen, dergleichen von Kostlichkeit nie gesehn ist worden; sein beide Parteien hoffährtig genug." Welche Menschenmassen lockten diese Herrlichkeiten heran! „So ist ein mächtig groß Volk in der Stadt von Einwohnern, so kommt aus allen Landen täglich viel fremdes Volk, bevorab zu Wasser, welches bis an die Mauern der Stadt ab und zulauft; kommt aus Indien und den neuen er-

funbenen Inſeln täglich ſeltſam Volk, was groß Kurzweil iſt zu ſehn.“ Er beſchreibt, wie die Fürſten am Sonntag Miſericordias angefangen haben zu ſtechen. „Iſt Kaiſerl. Majeſtät mit der Kaiſerin auf die Rennbahn daſſelbig zu ſehn geritten, welches wahrlich ſchön und lieblich zu ſehen war. Die Kaiſerin iſt wahrlich hübſch, ganz ſchwank und dünn von Leib, hat ein große Gracia des Angeſichts, freundlich lieblich, mit allen lieblichen Gezierden, was zu einer ſchönen Fürſtin gehört. Saß auf einem weißen Zelter wohl geziert. Kaiſerl. Majeſtät ritt neben ihr zur Linken auf einer kleinen Eſelin.“ Der Kaiſer, meint er, ſei viel „tapferer“, ſoll heißen kräftiger geworden, ſeit er Deutſchland verlaſſen: „Hat ein ziemlichen Bart, nit dick, will nit mehr regiert werden, iſt eins großen Verſtands und karg worden,“ wohl um das Geld für die Romfahrt zuſammen zu bringen.

„Hinter der Kathedrale,“ ſchreibt Navagero, „nicht weit davon, liegt der Alcazar, einſt der Palaſt der mauriſchen Könige, ſehr reich und ſchön in mauriſchem Stil erbaut, durchweg vom ſchönſten Marmor. Da ſind Bäder und Säle und Kammern die Menge und durch alle ſtrömt das Waſſer: der entzückendſte Aufenthalt im Sommer. Da iſt ein Hof voll der ſchönſten Orangen und Zitronen und dahinter die allerſchönſten Gärten, darin ein herrlicher Orangenhain, der die Sonne nicht zuläßt: in ganz Spanien iſt kein wonnigerer Aufenthalt.“ Da durfte der Kaiſer die Seligkeit der jungen Liebe genießen.

Aber auch in dieſe Zaubergärten drang nur zu bald die Sorge ein und bitterer Kummer. Wenige Tage nach ſeiner Vermählung erhielt er die Nachricht vom Tode ſeiner Schweſter Iſabella, der unglücklichen Dänenkönigin. Sogar gegen die Diplomaten klagte er lebhaft über dieſen Verluſt der erſt Fünfundzwanzigjährigen, die ihm doch ſo lange nur ſchwere Gedanken bereitet, nicht allein durch ihr äußeres Mißgeſchick, ſondern vor allem durch ihr Wanken im Glauben. Mußte er ſie nun nicht in ewiger Verdammnis denken?

Am 27. März erfuhr er die auf seinen Befehl erfolgte Hinrichtung des Bischofs von Zamora. In seinem Gewissen bedurfte er gewiß keiner Rechtfertigung, daß den argen Missethäter endlich die gerechte Strafe ereilt. Aber er hatte an einen Bischof der heiligen Kirche die Hand gelegt; ehe ihn die Kirche durch den Mund des Papstes von dieser Sünde absolviert, war er von ihr ausgeschlossen. Er konnte nicht, wie seine noch nie versäumte Sitte forderte, die Karwoche in der Stille eines Klosters mit frommen Uebungen begehn, er mußte dem Gottesdienst fern bleiben, er meinte nicht einmal an den Turnieren teilnehmen zu dürfen. Erst als am 30. April die sehnlichst erwartete Absolution aus Rom eingetroffen war, atmete er auf. Am 1. Mai fand in der Kathedrale die feierliche Lossprechung durch den Beichtvater statt und sofort eilte er in das Hieronymitenkloster bei Sevilla, dessen wundervolle Bauten und Gärten, „voll unendlicher Orangen und Cedern und Myrten" Navagero preist; da blieb er eine ganze Woche *).

Hatte ihn die Hinrichtung Acuña's an die bösen Tage der Comuneros erinnert, so meldeten die Boten aus Valencia von dem verzweifelten Widerstande der Mauren. Er mußte den Herzog von Segorbe entsenden, um dem Greuel der Muselmänner ein Ende zu machen, freilich ohne Mannschaft und ohne Geld. Denn trotz der reichen portugiesischen Mitgift war es mit der kaiserl. Kasse keineswegs glänzend bestellt. Von der Million Dukaten, welche der Kaiserin verheißen war, gingen gleich 400000 für alte Schulden an Portugal ab. Trotz der beträchtlichen Summe, welche immerhin frei blieb, ließ der

*) Cicogna p. 188 f. Castiglione kann in seinem Bericht vom 9. April die Devotion des Kaisers nicht genug rühmen. Er habe ja den Tod des Bischofs sehr wohl geheim halten können; es sei wohl nie vorgekommen, daß ein Kaiser, den niemand angeklagt, einen so großen Gehorsam gegen den Heil. Stuhl bewiesen. „Ich kann nicht sagen," schreibt er, „wie große Reue Se. Majestät an den Tag gelegt hat, indem er den anschuldigte, der ihn fälschlich überredet, er würde nicht dafür exkommuniziert werden, daß er einen so bösen Menschen gerecht strafe."

Flotte zur Verfügung stellen und zwar so, daß sie zwar mit Geschütz, Matrosen und allem sonst für die Fahrt Nötigen ausgestattet ist, aber ohne einen einzigen Soldaten in den vom Kaiser bestimmten Hafen einläuft. Er wird außerdem für diese Fahrt 200000 Sonnenthaler beisteuern, und 500 schwere Reiter mit angemessener Artillerie auf seine Kosten stellen. Für die große Expedition gegen den Türken hat man im einzelnen noch nicht festgestellt, was der König zu leisten hat. Aber der Kaiser wird über diesen Kreuzzug den Oberbefehl haben.

Der Kaiser ist nur von einem Wunsche erfüllt, den allgemeinen Frieden in der Christenheit herzustellen, alle ihre Kräfte gegen Ungläubige und Ketzer zu sammeln*), den Ruhm und die Macht der heiligen katholischen Kirche zu erhöhen. Da der König diesen Wunsch teilt, haben sie ihre alte Feindschaft begraben: sie wollen sich ewig untereinander lieben als „gute, wahre und loyale Brüder, Freunde, Alliierte und Verbündete." In ewigem Schutz- und Trutzbündnis werden sie über den Frieden unter allen Christen wachen. Ihre Unterthanen sollen sich ungestörter Ruhe, freundlichen Verkehrs unter einander erfreuen, zu Land und zu Wasser vor jeder Gewalt sicher. Das Unwesen der Korsaren und Piraten werden die Verbündeten ausrotten. Man sieht einen fast paradiesischen Zustand vor sich aufsteigen, wenn man alle diese Beteuerungen von Liebe und Freundschaft liest und die mächtigsten Herrscher der Christenheit so reine Gefühle verkündigen hört. Man sieht endlose Kriege und Umwälzungen aus diesem Friedenswerk hervorgehen, wenn man sich besinnt, welche bittere Feindschaft unter diesen herrlichen Zusicherungen lauerte.

*) Wie es in der Einleitung heißt, die Paciscierenden wollen donner chemin à une bonne paix universelle, pour pouvoir convertir les armes communes de tous roys, princes et potentats chrestiens à la répulsion et ruine des mecreans infideles et extirpation des erreurs de la secte Lutherienne et des autres sectes reprouvees.

Die Vermählung.

Am 14. Januar wußte der Kaiser von dem in Madrid erfolgten Abschlusse, am 15., daß der König in der denkbar feierlichsten Weise sich gebunden. Wenn man erwägt, wie gefährlich die Lage in Italien war, wie dringend alle seine dortigen Hauptleute und Diplomaten zu raschester Entscheidung mahnten, wenn man liest, wie der Nuntius den Kaiser beschwört, keinen Tag länger zu säumen*), so erscheint es selbstverständlich, daß dieser jetzt keinen Augenblick verlieren werde, den endlich gewonnenen Frieden aller Welt zu verkünden. Aber es vergehen zehn Tage, bis dazu geschritten wird. Noch am 19. stellt der Kaiser Castiglione gegenüber den erfolgten Abschluß in Abrede. Hat er etwa noch immer Bedenken? Versucht Gattinara auch jetzt noch den gethanen Schritt rückgängig zu machen? Wir hören nichts darüber. Aber erst am 25. schreibt der Kaiser an den König und an seinen Gesandten de Praet in Frankreich, als habe er soeben von dem in Madrid Geschehenen Kunde erhalten**), und erst am 8. Februar ergehen auf Grund des wichtigen Ereignisses die ersten Weisungen nach Italien. „Die Dinge werden hier ins unendliche verzögert," schreibt Castiglione im März. Wie wir die Praxis dieses Hofes kennen, begreift sich das nur zu gut, wo es sich um wichtige

*) Bericht Castiglione's vom 19. Januar. Serassi 2, 12.

**) Bradford p. 193 ff. Vgl. Gayangos p. 559.

Entſchließungen handelte. Hier aber war ja die Entſcheidung gefallen. Jetzt gebot doch die einfachſte Klugheit, aus der vollendeten Thatſache raſch nach allen Seiten die erwünſchten Folgerungen zu ziehen. Vor allem dem Gefangenen gegenüber. Da der Pakt mit ihm geſchloſſen, die innigſte Verbindung mit ihm eingegangen war, mußte man ihn ſchleunig aus der peinlichen Situation befreien, jetzt wenigſtens ihm Großmut beweiſen, zumal am 19. die feierliche Verlobung desſelben mit des Kaiſers Schweſter vollzogen worden war. Aber der König blieb, wenn man ihm auch freiere Bewegung geſtattete, unter derſelben argwöhniſchen Bewachung wie früher. Erſt am 11. Februar ratifizierte der Kaiſer den Vertrag vom 13. Januar.

Zwei Tage darauf trafen die beiden Herrſcher auf der Brücke des Manzanares vor Madrid zuſammen. Sie umarmten ſich ſo herzlich, als wären ſie, was ſie ſchienen; ſie verkehrten einige Tage mit einander wie „wahre Brüder“. Am 16. begaben ſie ſich nach Illescas zur Königin Eleonore. Der König begrüßte ſeine Braut aufs zärtlichſte*). Mehrere Tage blieben die beiden Herrſcher im intimſten Verkehr. Am 19. Februar ritten ſie zuſammen fort. Da, wo an einem Kruzifix der Weg ſich ſchied, ließ der Kaiſer das Gefolge ſich entfernen. Allein mit dem Könige, ſprach er: „Gedenkt Ihr, mein Bruder, deſſen, was Ihr mit mir ausgemacht habt?“ — „Gewiß,“ erwiderte der König, „ich könnte alle Kapitel aus dem Kopfe herſagen.“ — „Da Ihr Euch auch Eures Schwures erinnert,“ fuhr der Kaiſer fort, „ſagt mir, wollt Ihr ihn erfüllen, oder findet Ihr eine Schwierigkeit?“ Die Antwort lautete: „Ich will alles erfüllen und weiß, daß mich niemand in meinem Reiche hindern wird. Erlebt Ihr etwas anderes von mir, ſo ſollt Ihr mich für einen niederträchtigen Böſewicht halten.“ — „Dasſelbe,“ ſagte der Kaiſer, „ſollt Ihr von mir denken, wenn

*) Siehe die ausführliche Schilderung dieſer Vorgänge bei Mignet 2, 186 ff.

ich Euch nicht die Freiheit gebe. Um das Einzige bitte ich Euch: solltet Ihr mich in etwas betrügen, thut es nicht in dem, was meine Schwester, Eure Gattin, angeht; das wäre eine Beleidigung, welche ich rächen müßte." Darauf nahmen sie Abschied mit den Worten: „Gott schütze Euch, Bruder"*)!

Der Kaiser begab sich nach Illescas zu seiner Schwester. Die Regentin hatte gewünscht, daß sie den König begleite. Das fand Karl unzulässig; doch sollte sie ihm in einiger Entfernung folgen, um an der Grenze bereit zu sein, sobald die Ausführung des Vertrages gesichert sei. Am 23. nahm der Kaiser von Eleonore Abschied. Sie sollte den französischen Thron besteigen, er ging, die von Spanien so lange ersehnte Verbindung mit Isabella von Portugal zu vollziehen.

Wir wissen, wie diese Ehe seit Jahren die Gedanken des Kaisers beschäftigte. Nachdem seine Hand seit der frühesten Kindheit durch so viele Verlöbnisse gewandert war, fast alle windige Fiktionen einer trügerischen Politik, entsprach diese portugiesische Heirat nicht nur dem wahren Interesse des Kaisers, sondern auch einer tieferen Empfindung. Als die Cortes im Juni 1525 von neuem auf Karls baldige Heirat drangen und ihn an das erinnerten, was er ihnen vor zwei Jahren versprochen, bemerkten sie, er möge wohl bedenken, daß die Infantin Isabel, die Schwester des Königs von Portugal, „eine der ausgezeichnetsten Personen ist, welche es heute in der Christenheit gibt". Sie gaben eine begeisterte Schilderung ihrer Tugenden und sonstigen vorzüglichen Eigenschaften. Karl erwiderte, er sei an England gebunden, ohne dessen Einwilligung er keine anderweitige Verbindung eingehen könne; ohne die englische

*) Sandoval 1, 729. Vgl. den Bericht Castiglione's bei Serassi p. 32. Der Beichtvater hatte Castiglione erzählt, Karl habe dem König in dieser letzten Unterhaltung gesagt, er habe ihn bisher trotz des langen Kriegs nie persönlich gehaßt; wenn er aber seiner Schwester nicht Wort halte, so sei das eine Beleidigung, welche er nie vergessen könne; dann werde er ihn persönlich hassen und an ihm Rache nehmen, wo er nur könne.

Mitgift wisse er die großen Summen nicht zu zahlen, welche er König Heinrich schulde. Den Cortes wurde jedoch die Erfüllung ihres Wunsches in Aussicht gestellt, wenn sie die Loslösung von England finanziell erleichterten. Ohne Befragung ihrer Städte glaubten die Abgeordneten diese neue Bürde nicht übernehmen zu dürfen. Da sie am 17. August zurückkehrten, brachten sie die Bewilligung von 400 000 Dukaten, wenn sich Karl mit der Infantin vermähle, und zwar sobald als möglich. Den nächsten Tag versprach er ihnen das. Am 23. ging die Anzeige der Verlobung nach Rom*).

Von der Vermählung konnte jedoch nicht so bald die Rede sein, wie die Cortes, wie auch der Kaiser wünschte. Die Feststellung der Ehepakten forderte langwierige Verhandlungen, welche erst Ende Oktober zum Abschluß kamen. Sodann machte die nahe Verwandtschaft der beiden Häuser von Spanien und Portugal einen päpstlichen Dispens nötig. Es paßte der Kurie, die Erteilung desselben als einen ganz besonderen Liebesdienst geltend zu machen, während es doch nur ihren Interessen entsprach, durch diese portugiesische Heirat die Entfremdung zwischen Karl und England zu verschärfen. Endlich waren alle diese Weitläufigkeiten erledigt. Die Hochzeit konnte bestimmt werden. Am 2. Januar 1526 verließen die Herzöge von Calabrien und Bejar und der Erzbischof von Toledo mit glänzendem Gefolge den kaiserlichen Hof, um die Braut an der Grenze in Empfang zu nehmen. In der Nähe von Badajoz fand das am 7. Februar statt. Nachdem man in dieser Hauptstadt Estremadura's sieben Tage lang Feste gefeiert, wurde die Reise nach Sevilla fortgesetzt**).

Es war wohl keine Eingebung poetischen Gefühls, welche die schöne Hauptstadt Andalusiens zum Schauplatz der Vermählung wählen ließ. Die Cortes hatten immer wieder die

*) Danvila y Collado, El poder civil en España 2, 67. Navagero's Depesche vom 21. August. Gayangos p. 303.

**) Sandoval 1, 694 f., 729 f.

Klage erhoben, daß Karl in so langen Jahren erst einen kleinen Teil seines Reiches besucht habe. Noch immer war er nicht südlich über Toledo hinausgekommen. Das sollte nun jetzt in der feierlichsten Weise gut gemacht werden. Schon im Oktober stand es fest, daß die Hochzeit in Sevilla stattfinden werde. Man kann sich denken, was diese Stadt und die Großen Andalusiens aufboten, um die ihnen erwiesene Ehre zu vergelten. Es strahlte aber die Stadt und die Landschaft in der üppigen Pracht, welche der Beginn des Frühlings über diese südliche Welt ausgießt. Wenn man die Beschreibung Navagero's liest, kann man nicht zweifeln, daß Sevilla damals die Perle unter allen spanischen Städten war. Er findet sie einer italienischen Stadt ähnlicher, als irgend eine andere. Er preist ihre breiten Straßen, weiten Plätze, herrlichen Paläste, grandiosen Kirchen. Das Land vollends ist sein ganzes Entzücken. Während er den größten Teil Spaniens steril, baumlos findet, kann er die Ueppigkeit der andalusischen Vegetation, diese wundervollen Haine von Orangen, Zitronen, Oliven, Granaten, welche sich viele Meilen am Guadalquivir hinziehen, gar nicht genug bewundern: seine Sätze sind eine fast ununterbrochene Reihe von Superlativen*). Und in dieses so von verschwenderischer Natur gesegnete Land, dessen arabische Kultur von spanischer Indolenz damals noch weniger vergraben war als später, ergossen sich nun alle Schätze Indiens. Nur über Sevilla durfte ja der Handel mit der neuen Welt gehen. Hier stand die mächtige Casa de la Contratacion, bei der die Kostbarkeiten Indiens zusammenflossen. Hier legten die reich beladenen Schiffe an, welche der Strom damals noch bequem herauf trug. In den Straßen begegnete man den Wundern der neuentdeckten Hemisphäre, Menschen, Tieren und Früchten, die man noch nie gesehen. Aber freilich, schon jetzt machte sich auch die Schatten-

*) Naugerii Opera p. 310 ff. Dieser Brief vom 12. Mai ist wörtlich aufgenommen in Navagero's Viaggio fatto in Ispagna ib. p. 357 ff.

ſeite des indiſchen Glücks fühlbar. „Es gehen," ſchreibt Navagero, „ſo viele nach Indien, daß die Stadt ſchlecht bevölkert und faſt in den Händen der Frauen iſt." Aber der Handel bringt unendlichen Gewinn.

Dieſer Reichtum bereitete der Kaiſerin den glänzendſten Empfang, als ſie am 3. März in Sevilla einzog. Alles jedoch übertraf die Pracht, welche am 10. zum Empfang des Kaiſers aufgeboten wurde. Ueber 100000 Menſchen waren vor der Stadt an der Straße zuſammen gedrängt, welche der Kaiſer durchzog, von den Abordnungen der Granden, Prieſter und Kaufleute begrüßt. Nachdem er vor dem Thore die Privilegien Sevilla's beſtätigt, die Stadt ihm gehuldigt, betrat er unter goldenem, von den Erſten des Landes getragenen Baldachin die zur Kathedrale führende Straße, in welcher alle Häuſer von oben bis unten mit Teppichen, mit koſtbaren Seidenſtoffen behängt, die Fenſter und Dächer mit Frauen und Mädchen beſetzt waren. Vom Thor bis zur Kirche hatte man ſieben gewaltige Triumphpforten errichtet, jede mit Muſikbanden beſetzt und mit lateiniſchen Diſtichen geziert, welche die Größe, die Klugheit, Gerechtigkeit, Milde, Frömmigkeit des Kaiſers prieſen, deſſen lebensgroßes Bildnis jede trug. Auf der letzten war der Kaiſer dargeſtellt, wie er von allen Tugenden gekrönt, das Glücksrad feſſelt: die ihn umgebenden Völker des Erdballs rufen: er ſiegt, herrſcht, gebietet, er der Größte, dem der Erdkreis gehorcht. Vor der wundervollen Kathedrale, nach St. Peter der größten der Chriſtenheit, ſtieg der Kaiſer vom Pferde, um ſeine Andacht zu verrichten. Dann begab er ſich zu Fuße nach dem nahen Alcazar, dem reizenden mauriſchen Schloſſe, wo ihn Iſabella erwartete. Der Kardinallegat Salviati vollzog hier die Vermählung. Nach Mitternacht, ehe ſich das junge Paar zur Ruhe begab, celebrierte der Erzbiſchof von Toledo eine feierliche Meſſe *).

*) Sandoval 1, 731 ff. Das Schreiben des venezianiſchen Sekretärs Zuan Negro, Sevilla 15. März, bei Cicogna p. 336.

„Die Kaiserin," schreibt Sandoval, „erschien allen als eine der schönsten Frauen der Welt." Die von ihr erhaltenen zuverlässigen Bildnisse bestätigen dieses überschwengliche Lob nicht, aber sie zeigen ein anmutiges, seelenvolles Antlitz. Ihre Figur schildert Navagero's Sekretär als klein und sehr mager, rühmt aber ihren weißen Teint und besonders ihren vortrefflichen Verstand, ihre Klugheit und ihr Geschick, jedem zu antworten. Sie war nicht mehr, wie so oft damals die Fürstinnen bei ihrer Verheiratung, ein Kind, sondern stand, 1503 geboren, in voller Jugendkraft. Sie hatte das wahre Leben des weiblichen Gemüts vor dem Frost der Hofluft zu bewahren gewußt. Sie weckte in dem Herzen Karls, das bis dahin sich kaum geregt, echte, dauernde Liebe.

Ein günstiger Zufall hat uns über diese schönen Tage von Sevilla die Schilderung eines Deutschen aufbewahrt, welche freilich nicht mit der klassischen Klarheit Navagero's spricht, aber in ihren unbeholfenen Sätzen doch das Wesen der Dinge erraten läßt. Der ungenannte Landsmann steht staunend vor der Pracht und Fülle dieser südlichen Welt. „Ich hab mein Lebenlang," ruft er aus, „solch Gepräng nie gesehn mit Zier und Hoffart, als das portugallische Volk, insonderheit Jungfrauen, treiben. Gold, Perlen, Edelgestein ist ein Waare bei ihnen." Das Hofgesinde, das dem Kaiser gefolgt, schätzt er auf 12000. Spanische und portugiesische Große tummeln sich in unendlichen Ritterspielen, in Pracht und Kunst wetteifernd. „Kayserliche Majestät," schreibt er, „hat viel trefflicher Rennen, Stechen, Ochsenhauen, Stockspiele und am Abend allweg Tänz, haben sich die spanischen Herren gegen den portugallischen sehn lassen, dergleichen von Kostlichkeit nie gesehn ist worden; sein beide Parteien hoffährtig genug." Welche Menschenmassen lockten diese Herrlichkeiten heran! „So ist ein mächtig groß Volk in der Stadt von Einwohnern, so kommt aus allen Landen täglich viel fremdes Volk, bevorab zu Wasser, welches bis an die Mauern der Stadt ab und zulauft; kommt aus India und den neuen er-

funbenen Inſeln täglich ſeltſam Volk, was groß Kurzweil iſt zu ſehn." Er beſchreibt, wie die Fürſten am Sonntag Miſericordias angefangen haben zu ſtechen. „Iſt Kaiſerl. Majeſtät mit der Kaiſerin auf die Rennbahn daſſelbig zu ſehn geritten, welches wahrlich ſchön und lieblich zu ſehen war. Die Kaiſerin iſt wahrlich hübſch, ganz ſchwank und dünn von Leib, hat ein große Gracia des Angeſichts, freundlich lieblich, mit allen lieblichen Gezierden, was zu einer ſchönen Fürſtin gehört. Saß auf einem weißen Zelter wohl geziert. Kaiſerl. Majeſtät ritt neben ihr zur Linken auf einer kleinen Eſelin." Der Kaiſer, meint er, ſei viel „tapferer", ſoll heißen kräftiger geworden, ſeit er Deutſchland verlaſſen: „Hat ein ziemlichen Bart, nit dick, will nit mehr regiert werden, iſt eins großen Verſtands und karg worden," wohl um das Geld für die Romfahrt zuſammen zu bringen.

„Hinter der Kathedrale," ſchreibt Navagero, „nicht weit davon, liegt der Alcazar, einſt der Palaſt der mauriſchen Könige, ſehr reich und ſchön in mauriſchem Stil erbaut, durchweg vom ſchönſten Marmor. Da ſind Bäder und Säle und Kammern die Menge und durch alle ſtrömt das Waſſer: der entzückendſte Aufenthalt im Sommer. Da iſt ein Hof voll der ſchönſten Orangen und Zitronen und dahinter die allerſchönſten Gärten, darin ein herrlicher Orangenhain, der die Sonne nicht zuläßt: in ganz Spanien iſt kein wonnigerer Aufenthalt." Da durfte der Kaiſer die Seligkeit der jungen Liebe genießen.

Aber auch in dieſe Zaubergärten drang nur zu bald die Sorge ein und bitterer Kummer. Wenige Tage nach ſeiner Vermählung erhielt er die Nachricht vom Tode ſeiner Schweſter Iſabella, der unglücklichen Dänenkönigin. Sogar gegen die Diplomaten klagte er lebhaft über dieſen Verluſt der erſt Fünfundzwanzigjährigen, die ihm doch ſo lange nur ſchwere Gedanken bereitet, nicht allein durch ihr äußeres Mißgeſchick, ſondern vor allem durch ihr Wanken im Glauben. Mußte er ſie nun nicht in ewiger Verdammnis denken?

Am 27. März erfuhr er die auf seinen Befehl erfolgte Hinrichtung des Bischofs von Zamora. In seinem Gewissen bedurfte er gewiß keiner Rechtfertigung, daß den argen Missethäter endlich die gerechte Strafe ereilt. Aber er hatte an einen Bischof der heiligen Kirche die Hand gelegt; ehe ihn die Kirche durch den Mund des Papstes von dieser Sünde absolviert, war er von ihr ausgeschlossen. Er konnte nicht, wie seine noch nie versäumte Sitte forderte, die Karwoche in der Stille eines Klosters mit frommen Uebungen begehn, er mußte dem Gottesdienst fern bleiben, er meinte nicht einmal an den Turnieren teilnehmen zu dürfen. Erst als am 30. April die sehnlichst erwartete Absolution aus Rom eingetroffen war, atmete er auf. Am 1. Mai fand in der Kathedrale die feierliche Lossprechung durch den Beichtvater statt und sofort eilte er in das Hieronymitenkloster bei Sevilla, dessen wundervolle Bauten und Gärten, „voll unendlicher Orangen und Cedern und Myrten" Navagero preist; da blieb er eine ganze Woche *).

Hatte ihn die Hinrichtung Acuña's an die bösen Tage der Comuneros erinnert, so meldeten die Boten aus Valencia von dem verzweifelten Widerstande der Mauren. Er mußte den Herzog von Segorbe entsenden, um dem Greuel der Muselmänner ein Ende zu machen, freilich ohne Mannschaft und ohne Geld. Denn trotz der reichen portugiesischen Mitgift war es mit der kaiserl. Kasse keineswegs glänzend bestellt. Von der Million Dukaten, welche der Kaiserin verheißen war, gingen gleich 400 000 für alte Schulden an Portugal ab. Trotz der beträchtlichen Summe, welche immerhin frei blieb, ließ der

*) Cicogna p. 188 f. Castiglione kann in seinem Bericht vom 9. April die Devotion des Kaisers nicht genug rühmen. Er habe ja den Tod des Bischofs sehr wohl geheim halten können; es sei wohl nie vorgekommen, daß ein Kaiser, den niemand angeklagt, einen so großen Gehorsam gegen den Heil. Stuhl bewiesen. „Ich kann nicht sagen," schreibt er, „wie große Reue Se. Majestät an den Tag gelegt hat, indem er den anschuldigte, der ihn fälschlich überredet, er würde nicht dafür exkommuniziert werden, daß er einen so bösen Menschen gerecht strafe."

Kaiser ohne päpstliche Bewilligung eine Cruzada ausschreiben, deren Ertrag er für 800000 Dukaten *) verpfändete. Mußte da nicht, wenigstens für einen Augenblick, Ueberfluß herrschen? Nun kamen aus Italien die ernstesten Meldungen. Trotz der Verkündigung des Friedens war die ganze Halbinsel in feindlicher Bewegung; niemand zweifelte dort, daß König Franz, sobald er frei, Italien die Hand reichen werde. Dazu die wahrhaft verzweifelte Lage der kaiserlichen Armee. Das Land, schrieb Mendoza am 12. März aus Mailand, sei so ruiniert, daß der Kaiser entweder die Soldaten bezahlen, oder das Herzogtum räumen müsse. Er glaube nicht, daß man das Heer, dem man wieder über 600000 Dukaten schulde, das nicht länger wie bisher vom Lande leben könne, weil nichts mehr zu nehmen sei, nur noch einen Monat zusammenhalten könne, obwohl man die leichten Reiter bis auf 600, das italienische Fußvolk bis auf 1500 Mann entlassen habe. Wenn der Herzog von Bourbon kein Geld bringe, sei eine Meuterei unvermeidlich, das Volk aber werde sich dem Teufel ergeben. Den nächsten Tag schrieb Nájera, im ganzen Herzogtume gebe es nichts mehr, das verkauft oder verpfändet werden könne; niemand leihe einen Pfennig. In drei Tagen müsse er den Landsknechten einen Monatssold auszahlen, bis jetzt habe er mit aller Anstrengung nicht einen Heller aufgebracht. Zehn Tage später meldete er, die Lage habe sich so verschlimmert, daß die Hauptleute beschlossen, einen eigenen Gesandten an den Kaiser zu schicken, welcher ihm ihre Not ans Herz legen solle. „Die Armee," schreibt der Abt, „ist in Verzweiflung. Es gibt weder Geld noch Lebensmittel. Die Felder bleiben unbebaut, wir müssen Hungersnot fürchten. Wenn nicht sofort Geld kommt, ist alles verloren." Die italienischen Diplomaten in Sevilla wußten wohl von dieser Not. Schon vor Wochen war

*) Sandoval 1, 730, Cicogna p. 187. Wenn der Kaiser wirklich eine so große Summe daraus zog, so muß er die Cruzada für eine Reihe von Jahren verpfändet haben.

ein Bote Leyva's angekommen, um den Kaiser zu bestürmen. Dieser hatte erwidert, er begreife nicht, wie sie über Geldmangel klagten, da Leyva täglich für sich 500 Dukaten einnehme. Auch jene Notrufe erschütterten den Kaiser nicht. „Er schickt," schreibt Navagero, „nicht einen Heller. Man versichert, auch die größte Not könne ihn nicht bestimmen, die Mitgift anzugreifen, welche er für die Romfahrt sparen will, an die er Tag und Nacht denkt" *).

In der That, nach Italien und von da als gekrönter Kaiser nach Deutschland zu gehen, um dort die kirchliche und politische Ordnung herzustellen, das war jetzt wie vor einem Jahre Karls sehnlichster Wunsch. Als er seinem Bruder Ferdinand am 2. Februar den Abschluß des Friedens mit Frankreich ankündigte, von dem er dauernde Freundschaft mit König Franz hoffe, fügte er hinzu, er habe seine Angelegenheiten so geordnet, daß er sich um Johanni in Barcelona nach Italien einschiffen könne. Während an seinem Hofe sehr früh die Ansicht überwog, König Franz werde nicht Wort halten, beharrte der Kaiser merkwürdig lange dabei, der Friede werde die gehofften Früchte tragen. Aber schon Ende März müssen doch auch ihm starke Bedenken gekommen sein. Denn als er am 30. wieder seinem Bruder schreibt, drückt er sich sehr anders aus als am 2. Februar. Jetzt heißt es: „Ich habe ein großes Verlangen, zu Euch zu kommen, um Hand an die Ausrottung der Ketzerei zu legen; ich werde alles mögliche thun, um gegen Johanni abzureisen, wenn es meine Geschäfte erlauben." Ehe er sich aber bestimmt darüber äußere, müsse er sehen, wie sich Franzosen und Italiener verhalten **).

Am 21. Februar hatte König Franz, von Lannoy und

*) Cicogna p. 187. 190.

**) Die beiden Briefe vom 2. Februar und 30. März im Wiener Archiv. Der letztere übersetzt bei Bradford mit dem Datum des 25. März. Merkwürdig nüchtern klingen die Worte, in denen der Kaiser von seiner Ehe spricht: „Je suis maintenant entre en lordre de mariaige, ouquel je me treuve tres bien."

Alarcon geleitet, Madrid verlaſſen. Lannoy, den das Gefühl der von ihm übernommenen Verantwortlichkeit anfangen mochte ſchwer zu bedrücken, verriet lebhafte Sorge, daß ihm der König noch im letzten Augenblicke entrinnen könne. Als er am 26. in Aranda ankam, ſtellte er mit dem Könige Sicherheitsmaßregeln feſt, welche jeden Handſtreich unmöglich machen ſollten. Danach durfte zehn Tage vor und zehn Tage nach der Auslieferung des Königs ſich dem Orte derſelben kein Reiter auf zwanzig Meilen nähern; vom Hofe des Königs durfte niemand über Bayonne hinaus gehn; am Tage der Auslieferung durfte bis auf drei Meilen vom Orte derſelben keinerlei Anſammlung von Menſchen ſtattfinden; auf dem Bidaſoa, auf welchem die Auswechslung geſchehen ſollte, durfte kein Schiff ſein, ebenſowenig auf dem Meere bis auf fünf Meilen von der Mündung des Fluſſes. Zwölf kaiſerliche Leute ſollten ſechs Tage vorher revidieren, ob dieſe Bedingungen pünktlich ausgeführt würden *). In dieſem Sinne äußerſten Argwohns, welcher dem Könige bewies, wie wenig man ſeinen Eiden traute, wurde bis zum letzen Augenblicke verfahren. Endlich am 17. März, ſieben Uhr morgens, fand auf dem Bidaſoa die Auswechslung ſtatt. Der Madrider Vertrag hatte der Regentin die Wahl gelaſſen, ob ſie die beiden älteſten Söhne des Königs, oder nur den Dauphin und zwölf der erſten Kriegsmänner Frankreichs als Geiſeln ſtellen wolle; ſie hatte ſich für die erſte Alternative entſchieden. Karl hatte de Praet eingeſchärft, ſich genau Größe und Phyſiognomie der beiden Prinzen zu merken, damit nicht an ihrer Stelle andere Kinder überliefert werden könnten. An jenem Morgen ſtießen gleichzeitig von beiden Ufern zwei Barken ab, in der einen König Franz von Lannoy, in der anderen die Prinzen von Lautrec, geführt. In der Mitte des Waſſers war ein Ponton befeſtigt, da fand der Austauſch ſtatt. Die Prinzen, nachdem ſie dem Vater die Hand geküßt, wurden

*) Champollion p. 510 f.

Lannoy übergeben, worauf dieſer zum Könige: „Sire, jetzt iſt Ew. Hoheit frei, erfüllt, was Ihr verheißen.“ Der König: „Alles wird geſchehen.“ Er umarmte ſeine Kinder, und eilte in ihrer Barke ans Ufer. Sie fuhr ihm zu langſam: er ſprang ins Waſſer, warf ſich, ſobald er franzöſiſchen Boden erreicht, mit dem Rufe: „Maintenant, je suis roi! je suis roi encore!“ aufs Pferd und jagte nach Bayonne, wo ihn ſeine Mutter erwartete*).

Daß er den mit ſo vielen Eiden und Ehrenworten beſiegelten Vertrag nicht halten werde, verſtand ſich von ſelbſt. In England und Italien herrſchte darüber nicht der geringſte Zweifel, obwohl man von dem heimlichen Proteſt des Königs nichts wußte. Von beiden Seiten war bei der Regentin nichts verſäumt worden, um ſie in dieſem Sinne zu beſtimmen. Unter den erſten, welche den befreiten König in Bayonne begrüßten, waren engliſche und italieniſche Diplomaten, welche ſofort ein intimes Einvernehmen einleiteten. Wolſey ſchrieb der Regentin, er zweifle nicht, ſie werde dafür ſorgen, daß der unehrenhafte und unvernünftige Vertrag, den man dem Könige abgepreßt, in keinem Stücke beobachtet werde, da er weder durch Ehre noch Gewiſſen dazu verpflichtet ſei. Gott werde alle chriſtlichen Fürſten zu einmütigem Widerſtande gegen diejenigen verbinden, deren Tyrannei und Ehrgeiz vor nichts zurückſcheue**). Es fragte ſich lediglich, wie der König den Vertragsbruch einrichten ſolle. Als de Praet ihn in Bayonne aufforderte, die für dieſen Moment beſtimmten Akte auszuführen, ſchob er es unter irgend welchem Vorwande hinaus. In Bayonne gab es ſo viele Feſtlichkeiten, daß ſich für Staatsgeſchäfte keine Zeit fand. Am 21. brach der Hof von dort auf und erreichte am 28. Mont-de-Marſan. Am 2. April erſchien de Praet da abermals vor dem Könige, dieſes Mal von Peña-

*) Mignet 2, 198 ff. Bericht eines der zwölf Kaiſerlichen vom 23. März bei Gayangos p. 617.

** Brewer p. 916.

ioir begleitet, den Lannoy in seiner Angst mit einem dringenden Schreiben abgefertigt hatte. Sie forderten die Bestätigung des in Spanien Verhandelten. Der König verwies sie an seinen Rat. De Praet rief: „Sire, diese Dinge gehen Euch allein an und bedürfen keines Rates.“ Der König blieb bei seiner Erklärung*).

Die französischen Absichten gingen dahin, den Kaiser so lange in Ungewißheit zu halten, bis die Verhandlungen mit Italien und England zu einem sicheren Ergebnis geführt hätten. In Sevilla durchschaute man aber dieses Spiel, vollends, als gegen Mitte April ein Sekretär des Königs mit der Botschaft kam, er werde gern seine Versprechungen erfüllen, aber die Großen seines Reiches wollten nichts davon hören, was er auch thue, um sie zu überzeugen, daß der Vertrag und besonders die Heirat mit Eleonora für Frankreich vorteilhaft sei. Er werde jedoch allen möglichen Fleiß anwenden, daß er sein Wort halten könne. „Als solche Botschaft kommen,“ schreibt unser Deutscher, „in ein groß Geschrei erschollen über den Vizekönig von Neapolis erschollen, als über den, der solchen Friedens Ursacher gewesen.“ „Des Vizekönigs Autorität,“ bemerkt Castiglione am 26. April, „in eine äußerst geringe.“ Gattinara triumphierte: was er stets vorausgesagt hatte, ging in Erfüllung. Er war während der letzten Monate immer wieder auf seine Entlassung zurückgekommen. Seit sich der Kaiser in der wichtigsten Frage von ihm geschieden, wollte er die ungeheure Arbeitslast nicht länger tragen; er schien von ungeduldigem Verlangen erfüllt, sich nach seiner italienischen Heimat zurückzuziehen. Jetzt gab ihm der Kaiser die größten Beweise seiner Zufriedenheit. Er blieb nichtsdestoweniger dabei, sich von den Geschäften zurückziehen zu wollen. Als ihm Castiglione Vorstellungen darüber machte, erwiderte er, er müsse so han-

*) Der englische Gesandte Tayler an Wolsey, Mont-de-Marsan April. Brewer p. 930 f. Mignet 2, 205.

beln, damit sie einsähen, wie nötig er ihnen sei. Der Nuntius fürchtete, es könne daraus eine Verstimmung entstehen, welche schließlich doch zum Bruche führe*).

Die Lage gewann für den Kaiser rasch einen sehr ernsten Charakter. Schon am 11. Mai war von der Reise nach Italien keine Rede mehr. Daß Italien, sobald es von Frankreich nachdrücklichen Beistand erwarten konnte, sich in Bewegung setzen würde, mußte für gewiß gelten. Der englische Gesandte drängte so auf die sofortige Zahlung der kaiserlichen Schulden, daß seine Worte von König Heinrichs Freundschaft nichts bedeuteten. Man wußte überdies aus Italien längst, daß Wolsey bei dem Papst und Venedig fast noch eifriger gegen den Kaiser arbeite, als selbst Frankreich. Zog man die Summe, so ergab sich die Besorgnis, daß man statt des ersehnten Friedens einen schwereren Krieg haben werde, als der bisherige, einen Krieg, in dem England wenigstens ebenso auf französischer Seite stehen werde, wie früher auf kaiserlicher, und an dem sich ein großer Teil Italiens, der bisher entweder zum Kaiser gehalten oder unsicher geschwankt hatte, in entschieden feindseligem Sinne beteiligen werde. Dazu der trostlose Zustand der italienischen Armee, an deren Spitze kein Colonna und kein Pescara mehr stand. Und endlich die immer drohenderen Nachrichten von einem großen Unternehmen des Sultans, der sich anschicke, das zerrüttete Ungarn zu überschwemmen, vielleicht gar im Bündnisse mit König Franz gegen den Kaiser selbst zu Felde zu ziehen!

Im April schreibt der englische Gesandte einmal, seit seiner Heirat sei der Kaiser wunderbar verändert: man sehe ihn zuweilen in einsames Nachdenken versunken, drei oder vier Stunden lang. Der Engländer meinte das aus Karls Bedauern über seine Heirat erklären zu müssen, aus dem Kummer über seine Trennung von König Heinrich. Der Kaiser hatte wahrlich anderen Grund zu tiefsinnigem Grübeln. Welche großartige

*) Castiglione an Schomberg, 26. April.

Zukunft war an jenem 10. März vor seinem Geiste aufgestiegen, als er das Wunder von Pavia erfahren, und was war jetzt aus diesen die Welt umspannenden Hoffnungen geworden! Statt Friedens in der Christenheit, statt Triumphes über Türken und Ketzer sah er endlose Kämpfe mit den christlichen Hauptmächten und vor allem ein verhängnisvolles Zerwürfnis mit dem vor sich, ohne den er seine heiligsten Aufgaben nicht erfüllen konnte, mit dem Papst. Die größte Gelegenheit, wahrhaft kaiserliche Stellung zu erringen, hatte sich in peinliche Not verkehrt.

Unter diesen Umständen schien sich die schleunige Rückkehr nach dem Norden durchaus zu empfehlen. In Valladolid war der Hof den Orten, an denen die nächsten Entscheidungen fallen mußten, um drei, vier Tage näher als in Andalusien. Aber der Wert der Zeit war dem jungen Herrscher noch nicht aufgegangen; es widersprach auch seiner Art, einmal gefaßte Beschlüsse zu ändern. Da er nun Córdoba und Granada seinen Besuch zugesagt hatte, glaubte er wohl diese Absicht um so mehr ausführen zu sollen, als die zarte Gesundheit der Kaiserin einen längeren Aufenthalt in dem kühlen Granada sehr ratsam machte*). So brach er am 13. Mai trotz allem von Sevilla, wo die Hitze längst selbst den Italienern fast unerträglich geworden war**), nach jenen Hauptstädten Andalusiens auf. Vom 16. bis 24. weilte er in Córdoba, vom 28. Mai bis 4. Juni in Santa Fé, einst dem Standquartier der Katholischen Könige, da sie gegen den letzten Maurenkönig zu Felde lagen. Am 4. wurde dann der feierliche Einzug in Granada gehalten. Er konnte sich an Großartigkeit mit dem von Sevilla gebotenen nicht von fern vergleichen. Dafür thaten hier Natur und Geschichte unendlich mehr, als die glänzendsten Veranstaltungen

*) Unser Deutscher meldet zwar schon am 13. Mai die Schwangerschaft der Kaiserin; sie trat jedoch erst vier Monate später ein (Sandoval 1, 743).

**) Navagero schreibt: „Ende März und während des April habe ich es hier heißer gefunden, als in Italien während des Juli und August.“ Allerdings sage man, die Temperatur dieses Frühlings sei abnorm.

hätten erreichen können. Der große Kampf zwischen Islam und Christentum trat damals hier noch in tausend lebensvollen Zügen entgegen, welche seitdem verschwunden sind. Ein Drittel der großen Stadt war noch von Mauren bewohnt. Das arabische Gepräge zeigte sich nicht nur in Trachten und Sitten, sondern in Häusern, Straßen und Plätzen, welche erst wenig von ihrem ursprünglichen orientalischen Charakter eingebüßt hatten. Und oben über der Stadt thronte nicht nur die Alhambra, dieses reichste Denkmal der zierlichen Ueppigkeit arabischer Baukunst, auf jener Terrasse, mit deren wunderbarer Schönheit nur wenige Punkte der Erde wetteifern können, sondern weit und breit über und neben ihr sah man noch die reizvollen Werke der maurischen Herrschaft, manches freilich schon in Ruinen, welche aber noch beredt genug die einstige Pracht verkündeten. Man muß die Schilderung Navagero's lesen, um mit Hilfe der unvergeßlichen Eindrücke eigener Anschauung sich die Herrlichkeit des damaligen Granada einigermaßen zu vergegenwärtigen.

Auf den jungen Herrscher mußten die Größe der Natur, die Pracht der fremden Kunst und die stolzen Erinnerungen an seine Vorfahren, die Katholischen Könige, welche hier ruhten, einen tiefen Eindruck machen. Wir müssen annehmen, daß ihm schon damals ein lebendiges Verständnis für die künstlerische Größe seiner Zeit aufgegangen war; er würde sonst kaum mit so auffallendem Eifer darauf gedrungen haben, daß der Augsburger Waffenschmied Colman, dessen Ruf schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts nach Italien gedrungen war, für ihn gewonnen werde*). Wenn er nun aber mit solchem Sinn in der Alhambra weilte, wo er seine Wohnung genommen hatte, wenn er sich mit stolzem Selbstgefühl als den Erben der

*) Verschiedene Briefe Hannarts an Karl aus dem Jahre 1524 (im Wiener Archiv) beweisen, daß Karl um jeden Preis diesen ausgezeichneten Künstler nach Spanien zu ziehen wünschte. Siehe über ihn den Aufsatz Böheims in Janitschek's Repertorium für Kunstwissenschaft 8, 185 ff.

Katholiſchen Könige an dieſen unvergleichlichen Punkt gefeſſelt empfand, wenn ihm der ſehr berechtigte Gedanke kam, hier oben ſei die würdigſte Reſidenz für einen Katholiſchen König, hier im Angeſicht des Schönſten, was die Kunſt der Ungläubigen auf chriſtlichem Boden geſchaffen, dieſes einzigen Denkmals ihrer Macht und Bildung, die doch vor dem Kreuze verſunken, ſo war es nicht ein barbariſcher, ſondern ein ſehr edler Wunſch, neben dem Palaſt der Maurenkönige für ſich und ſeine Erben eine Wohnung aufzuführen, welche die Kunſt ſeiner Tage in ihrer ganzen Größe und Fülle verewigen ſollte. Es ſcheint auffallend, daß der Kaiſer in dieſem Augenblicke, wo ihm die ſchwerſten Kämpfe bevorſtanden und ſeine Finanzen die ſtrengſte Sparſamkeit forderten, einen Bau unternahm, welcher, in dem großen Stile ausgeführt, in welchem er geplant wurde, ſehr beträchtliche Summen verſchlingen mußte. Denn dieſer Königsſitz auf der Alhambra ſollte Spanien das erſte Werk der neuen, in Italien geborenen Bau- und Bildkunſt ſchenken; er ſollte in ſeinen Skulpturen die großen Thaten der Vergangenheit und Gegenwart verewigen; er ſollte in ſeiner Geſamtheit die hochfliegenden Gedanken des Kaiſers verkörpern, denen die Welt der That immer größere Schwierigkeiten entgegentürmte. Aber das war ja einmal das Weſen und Schickſal dieſes Herrſchers, daß er nirgends, auch nicht im Gebiete der Kunſt, ſeine Gedanken mit ſeinen Mitteln in Uebereinſtimmung zu ſetzen vermochte, daß er überall nach Zielen griff, welche die Natur der Dinge unerreichbar machte. Als er im Sommer 1526 den großen Plan faßte, ſchien es ihm genügend, von den 80 000 Dukaten, welche ihm die Mauren Granada's für eine gewiſſe Milderung der ihnen jetzt auferlegten Inquiſition zahlten, 10 000 Dukaten für den Bau zu beſtimmen. Wären die Gedanken Karls V. Herren über die feindliche Welt geworden, ſo würde ſich der Palaſt auf der Alhambra als das ſtolzeſte Denkmal ſeines Kunſtſinnes, die ſchönſte Verherrlichung ſeiner Thaten erhoben haben. Da ſein Leben die Arbeit des

Sisyphus wiederholen sollte, so sind die Ruinen dieses nie vollendeten Baues ein traurig beredtes Sinnbild seines vergeblichen Ringens und der tiefen Ohnmacht seiner Erben geworden, welche dieses kostbare Werk weder zu vollenden, noch nur in seinen schönen Bruchstücken zu erhalten vermochten*).

*) Man sehe über die Geschichte des Palastes die archivalischen Nachweisungen in der Revista de España 103, 191 ff. Ich bin dem Verfasser, Manuel Gómez Moreno, sowohl darin gefolgt, daß Karl keineswegs, wie ihm oft vorgeworfen, einen erheblichen Teil der Alhambra zerstört, um Raum für seinen Bau zu schaffen, als auch darin, daß er für denselben 10000, und nicht, wie Sandoval 1, 743 angibt, 18000 Dukaten bestimmt habe.

Roms Fall.

Eine Quelle großer Verlegenheiten war für den Kaiser fortwährend Italien. Allerdings würde auch ohne dasselbe eine wirkliche Verständigung mit Frankreich oder ein entschiedener Sieg sehr schwierig gewesen sei; aber die italienischen Beziehungen machten das eine wie das andere vollends unmöglich, weil einmal König Franz sich nie überwinden konnte, auf seine Stellung in Italien wirklich zu verzichten, und weil sodann des Kaisers Kräfte durch dieses Land so gebunden wurden, daß er nie frei über sie gegen Frankreich verfügen konnte. Unter allen Umständen durfte die französische Politik darauf rechnen, auf der Halbinsel Bundesgenossen gegen die dort ebenso wie in Frankreich selbst gefürchtete Uebermacht des Kaisers zu finden. Eine ganz besondere Wichtigkeit erlangten aber die italienischen Beziehungen dadurch für ganz Europa, daß sie die päpstliche Macht einschlossen. Seit die Kurie sich so in die politischen Händel verstrickt hatte, daß ihr die kirchlichen Sorgen ganz in den Hintergrund traten, gewann das Gewicht Italiens einen außerordentlichen Zuwachs, indem die noch immer gewaltige Autorität der Kurie für die politischen Interessen der Halbinsel aufgeboten werden konnte. Clemens VII. verfügte, wie wir wissen, nur über sehr geringe militärische und finanzielle Mittel; nichtsdestoweniger sehen wir ihn fortwährend von allen Mächten eifrig umworben. Für jede derselben ist es von großer

Bedeutung, den Papſt auf ihrer Seite zu haben, und für jede bringt es beträchtliche finanzielle und ſonſtige Vorteile. Denn der Papſt kann ihnen die Schätze ihrer Landeskirchen öffnen, er kann ihre Diener mit reichen Pfründen und mit dem, was damals für hochſtehende Staatsmänner das Ziel der heißeſten Wünſche war, mit dem roten Hut beglücken; er kann ihnen ihre Geiſtlichkeit freigebig oder karg ſtimmen u. ſ. w.

Für niemand hatte das Verhältnis zum Papſt ſelbſtverſtändlich eine größere Bedeutung als für den Kaiſer. Wir haben ſeine eigenen Aeußerungen darüber ſo oft vernommen, daß jede weitere Darlegung zwecklos iſt. Er trug, wie wir ſahen, das größte Verlangen, möglichſt bald nach Italien zu gehen, ſich vom Papſt krönen zu laſſen und dann in Deutſchland Ordnung zu machen. Ohne die zuverläſſige Mitwirkung des Papſtes konnte er die höchſten idealen Aufgaben ſeines kaiſerlichen Berufs nicht erfüllen, aber auch die reellſten politiſchen Intereſſen nicht wahren. Er bedurfte durchaus der päpſtlichen Unterſtützung für ſeine Finanzen. Clemens enthielt ihm die Cruzada vor, eine Hauptquelle der ſpaniſchen Einkünfte; die erwähnte eigenwillige Verfügung des Kaiſers darüber führte zu bedenklichen Schwierigkeiten. Der Papſt haderte mit ihm über die Beſetzung wichtiger kirchlicher Aemter in Spanien. Er enthielt Gattinara den verheißenen Kardinalshut vor, was nicht wenig zu deſſen für den Kaiſer höchſt läſtiger Verſtimmung beitrug. Er zeigte ſich gegen Ferdinand ſchwierig: kurz, der Kaiſer empfand überall den üblen Willen der Kurie, der natürlich beſonders auf die an ſich ſo ſchwierige Verwaltung Neapels den verdrießlichſten Einfluß übte. Er hatte ſo in jeder Beziehung das dringendſte Intereſſe, den Papſt auf ſeine Seite zu ziehen. Schon deshalb legten ſeine Gegner den größten Wert darauf, den Papſt in ihrer Mitte zu haben. Frankreich, Venedig, England waren in raſtloſer Bewegung, in unermüdlicher Thätigkeit, den unentſchloſſenen, zagenden Clemens zu entſchiedener Parteinahme zu drängen. Seit Pavia gehörten ihnen ſeine innerſten Neigungen.

fundenen Inseln täglich seltsam Volk, was groß Kurzweil ist zu sehn." Er beschreibt, wie die Fürsten am Sonntag Misericordias angefangen haben zu stechen. „Ist Kaiserl. Majestät mit der Kaiserin auf die Rennbahn dasselbig zu sehn geritten, welches wahrlich schön und lieblich zu sehen war. Die Kaiserin ist wahrlich hübsch, ganz schwank und dünn von Leib, hat ein große Gracia des Angesichts, freundlich lieblich, mit allen lieblichen Gezierden, was zu einer schönen Fürstin gehört. Saß auf einem weißen Zelter wohl geziert. Kaiserl. Majestät ritt neben ihr zur Linken auf einer kleinen Eselin." Der Kaiser, meint er, sei viel „tapferer", soll heißen kräftiger geworden, seit er Deutschland verlassen: „Hat ein ziemlichen Bart, nit dick, will nit mehr regiert werden, ist eins großen Verstands und karg worden," wohl um das Geld für die Romfahrt zusammen zu bringen.

„Hinter der Kathedrale," schreibt Navagero, „nicht weit davon, liegt der Alcazar, einst der Palast der maurischen Könige, sehr reich und schön in maurischem Stil erbaut, durchweg vom schönsten Marmor. Da sind Bäder und Säle und Kammern die Menge und durch alle strömt das Wasser: der entzückendste Aufenthalt im Sommer. Da ist ein Hof voll der schönsten Orangen und Zitronen und dahinter die allerschönsten Gärten, darin ein herrlicher Orangenhain, der die Sonne nicht zuläßt: in ganz Spanien ist kein wonnigerer Aufenthalt." Da durfte der Kaiser die Seligkeit der jungen Liebe genießen.

Aber auch in diese Zaubergärten drang nur zu bald die Sorge ein und bitterer Kummer. Wenige Tage nach seiner Vermählung erhielt er die Nachricht vom Tode seiner Schwester Isabella, der unglücklichen Dänenkönigin. Sogar gegen die Diplomaten klagte er lebhaft über diesen Verlust der erst Fünfundzwanzigjährigen, die ihm doch so lange nur schwere Gedanken bereitet, nicht allein durch ihr äußeres Mißgeschick, sondern vor allem durch ihr Wanken im Glauben. Mußte er sie nun nicht in ewiger Verdammnis denken?

Am 27. März erfuhr er die auf seinen Befehl erfolgte Hinrichtung des Bischofs von Zamora. In seinem Gewissen bedurfte er gewiß keiner Rechtfertigung, daß den argen Missethäter endlich die gerechte Strafe ereilt. Aber er hatte an einen Bischof der heiligen Kirche die Hand gelegt; ehe ihn die Kirche durch den Mund des Papstes von dieser Sünde absolviert, war er von ihr ausgeschlossen. Er konnte nicht, wie seine noch nie versäumte Sitte forderte, die Karwoche in der Stille eines Klosters mit frommen Uebungen begehn, er mußte dem Gottesdienst fern bleiben, er meinte nicht einmal an den Turnieren teilnehmen zu dürfen. Erst als am 30. April die sehnlichst erwartete Absolution aus Rom eingetroffen war, atmete er auf. Am 1. Mai fand in der Kathedrale die feierliche Lossprechung durch den Beichtvater statt und sofort eilte er in das Hieronymitenkloster bei Sevilla, dessen wundervolle Bauten und Gärten, „voll unendlicher Orangen und Cedern und Myrten" Navagero preist; da blieb er eine ganze Woche *).

Hatte ihn die Hinrichtung Acuña's an die bösen Tage der Comuneros erinnert, so meldeten die Boten aus Valencia von dem verzweifelten Widerstande der Mauren. Er mußte den Herzog von Segorbe entsenden, um dem Greuel der Muselmänner ein Ende zu machen, freilich ohne Mannschaft und ohne Geld. Denn trotz der reichen portugiesischen Mitgift war es mit der kaiserl. Kasse keineswegs glänzend bestellt. Von der Million Dukaten, welche der Kaiserin verheißen war, gingen gleich 400 000 für alte Schulden an Portugal ab. Trotz der beträchtlichen Summe, welche immerhin frei blieb, ließ der

*) Cicogna p. 188 f. Castiglione kann in seinem Bericht vom 9. April die Devotion des Kaisers nicht genug rühmen. Er habe ja den Tod des Bischofs sehr wohl geheim halten können; es sei wohl nie vorgekommen, daß ein Kaiser, den niemand angeklagt, einen so großen Gehorsam gegen den Heil. Stuhl bewiesen. „Ich kann nicht sagen," schreibt er, „wie große Reue Se. Majestät an den Tag gelegt hat, indem er den anschuldigte, der ihn fälschlich überredet, er würde nicht dafür exkommuniziert werden, daß er einen so bösen Menschen gerecht strafe."

funbenen Inſeln täglich ſeltſam Volk, was groß Kurzweil iſt zu ſehn." Er beſchreibt, wie die Fürſten am Sonntag Miſericordias angefangen haben zu ſtechen. „Iſt Kaiſerl. Majeſtät mit der Kaiſerin auf die Rennbahn daſſelbig zu ſehn geritten, welches wahrlich ſchön und lieblich zu ſehen war. Die Kaiſerin iſt wahrlich hübſch, ganz ſchwank und dünn von Leib, hat ein große Gracia des Angeſichts, freundlich lieblich, mit allen lieblichen Gezierden, was zu einer ſchönen Fürſtin gehört. Saß auf einem weißen Zelter wohl geziert. Kaiſerl. Majeſtät ritt neben ihr zur Linken auf einer kleinen Eſelin." Der Kaiſer, meint er, ſei viel „tapferer", ſoll heißen kräftiger geworden, ſeit er Deutſchland verlaſſen: „Hat ein ziemlichen Bart, nit dick, will nit mehr regiert werden, iſt eins großen Verſtands und karg worden," wohl um das Geld für die Romfahrt zuſammen zu bringen.

„Hinter der Kathedrale," ſchreibt Navagero, „nicht weit davon, liegt der Alcazar, einſt der Palaſt der mauriſchen Könige, ſehr reich und ſchön in mauriſchem Stil erbaut, durchweg vom ſchönſten Marmor. Da ſind Bäder und Säle und Kammern die Menge und durch alle ſtrömt das Waſſer: der entzückendſte Aufenthalt im Sommer. Da iſt ein Hof voll der ſchönſten Orangen und Zitronen und dahinter die allerſchönſten Gärten, darin ein herrlicher Orangenhain, der die Sonne nicht zuläßt: in ganz Spanien iſt kein wonnigerer Aufenthalt." Da durfte der Kaiſer die Seligkeit der jungen Liebe genießen.

Aber auch in dieſe Zaubergärten drang nur zu bald die Sorge ein und bitterer Kummer. Wenige Tage nach ſeiner Vermählung erhielt er die Nachricht vom Tode ſeiner Schweſter Iſabella, der unglücklichen Dänenkönigin. Sogar gegen die Diplomaten klagte er lebhaft über dieſen Verluſt der erſt Fünfundzwanzigjährigen, die ihm doch ſo lange nur ſchwere Gedanken bereitet, nicht allein durch ihr äußeres Mißgeſchick, ſondern vor allem durch ihr Wanken im Glauben. Mußte er ſie nun nicht in ewiger Verdammnis denken?

Am 27. März erfuhr er die auf seinen Befehl erfolgte Hinrichtung des Bischofs von Zamora. In seinem Gewissen bedurfte er gewiß keiner Rechtfertigung, daß den argen Missethäter endlich die gerechte Strafe ereilt. Aber er hatte an einen Bischof der heiligen Kirche die Hand gelegt; ehe ihn die Kirche durch den Mund des Papstes von dieser Sünde absolviert, war er von ihr ausgeschlossen. Er konnte nicht, wie seine noch nie versäumte Sitte forderte, die Karwoche in der Stille eines Klosters mit frommen Uebungen begehn, er mußte dem Gottesdienst fern bleiben, er meinte nicht einmal an den Turnieren teilnehmen zu dürfen. Erst als am 30. April die sehnlichst erwartete Absolution aus Rom eingetroffen war, atmete er auf. Am 1. Mai fand in der Kathedrale die feierliche Lossprechung durch den Beichtvater statt und sofort eilte er in das Hieronymitenkloster bei Sevilla, dessen wundervolle Bauten und Gärten, „voll unendlicher Orangen und Cedern und Myrten" Navagero preist; da blieb er eine ganze Woche*).

Hatte ihn die Hinrichtung Acuña's an die bösen Tage der Comuneros erinnert, so meldeten die Boten aus Valencia von dem verzweifelten Widerstande der Mauren. Er mußte den Herzog von Segorbe entsenden, um dem Greuel der Muselmänner ein Ende zu machen, freilich ohne Mannschaft und ohne Geld. Denn trotz der reichen portugiesischen Mitgift war es mit der kaiserl. Kasse keineswegs glänzend bestellt. Von der Million Dukaten, welche der Kaiserin verheißen war, gingen gleich 400 000 für alte Schulden an Portugal ab. Trotz der beträchtlichen Summe, welche immerhin frei blieb, ließ der

*) Cicogna p. 188 f. Castiglione kann in seinem Bericht vom 9. April die Devotion des Kaisers nicht genug rühmen. Er habe ja den Tod des Bischofs sehr wohl geheim halten können; es sei wohl nie vorgekommen, daß ein Kaiser, den niemand angeklagt, einen so großen Gehorsam gegen den Heil. Stuhl bewiesen. „Ich kann nicht sagen," schreibt er, „wie große Reue Se. Majestät an den Tag gelegt hat, indem er den anschuldigte, der ihn fälschlich überredet, er würde nicht dafür exkommuniziert werden, daß er einen so bösen Menschen gerecht strafe."

Kaiser ohne päpstliche Bewilligung eine Cruzada ausschreiben, deren Ertrag er für 800000 Dukaten *) verpfändete. Mußte da nicht, wenigstens für einen Augenblick, Ueberfluß herrschen? Nun kamen aus Italien die ernstesten Meldungen. Trotz der Verkündigung des Friedens war die ganze Halbinsel in feindlicher Bewegung; niemand zweifelte dort, daß König Franz, sobald er frei, Italien die Hand reichen werde. Dazu die wahrhaft verzweifelte Lage der kaiserlichen Armee. Das Land, schrieb Mendoza am 12. März aus Mailand, sei so ruiniert, daß der Kaiser entweder die Soldaten bezahlen, oder das Herzogtum räumen müsse. Er glaube nicht, daß man das Heer, dem man wieder über 600000 Dukaten schulde, das nicht länger wie bisher vom Lande leben könne, weil nichts mehr zu nehmen sei, nur noch einen Monat zusammenhalten könne, obwohl man die leichten Reiter bis auf 600, das italienische Fußvolk bis auf 1500 Mann entlassen habe. Wenn der Herzog von Bourbon kein Geld bringe, sei eine Meuterei unvermeidlich, das Volk aber werde sich dem Teufel ergeben. Den nächsten Tag schrieb Nájera, im ganzen Herzogtume gebe es nichts mehr, das verkauft oder verpfändet werden könne; niemand leihe einen Pfennig. In drei Tagen müsse er den Landsknechten einen Monatssold auszahlen, bis jetzt habe er mit aller Anstrengung nicht einen Heller aufgebracht. Zehn Tage später meldete er, die Lage habe sich so verschlimmert, daß die Hauptleute beschlossen, einen eigenen Gesandten an den Kaiser zu schicken, welcher ihm ihre Not ans Herz legen solle. „Die Armee," schreibt der Abt, „ist in Verzweiflung. Es gibt weder Geld noch Lebensmittel. Die Felder bleiben unbebaut, wir müssen Hungersnot fürchten. Wenn nicht sofort Geld kommt, ist alles verloren." Die italienischen Diplomaten in Sevilla wußten wohl von dieser Not. Schon vor Wochen war

*) Sandoval 1, 730, Cicogna p. 187. Wenn der Kaiser wirklich eine so große Summe daraus zog, so muß er die Cruzada für eine Reihe von Jahren verpfändet haben.

ein Bote Leyva's angekommen, um den Kaiser zu bestürmen. Dieser hatte erwidert, er begreife nicht, wie sie über Geldmangel klagten, da Leyva täglich für sich 500 Dukaten einnehme. Auch jene Notrufe erschütterten den Kaiser nicht. „Er schickt," schreibt Navagero, „nicht einen Heller. Man versichert, auch die größte Not könne ihn nicht bestimmen, die Mitgift anzugreifen, welche er für die Romfahrt sparen will, an die er Tag und Nacht denkt" *).

In der That, nach Italien und von da als gekrönter Kaiser nach Deutschland zu gehen, um dort die kirchliche und politische Ordnung herzustellen, das war jetzt wie vor einem Jahre Karls sehnlichster Wunsch. Als er seinem Bruder Ferdinand am 2. Februar den Abschluß des Friedens mit Frankreich ankündigte, von dem er dauernde Freundschaft mit König Franz hoffe, fügte er hinzu, er habe seine Angelegenheiten so geordnet, daß er sich um Johanni in Barcelona nach Italien einschiffen könne. Während an seinem Hofe sehr früh die Ansicht überwog, König Franz werde nicht Wort halten, beharrte der Kaiser merkwürdig lange dabei, der Friede werde die gehofften Früchte tragen. Aber schon Ende März müssen doch auch ihm starke Bedenken gekommen sein. Denn als er am 30. wieder seinem Bruder schreibt, drückt er sich sehr anders aus als am 2. Februar. Jetzt heißt es: „Ich habe ein großes Verlangen, zu Euch zu kommen, um Hand an die Ausrottung der Ketzerei zu legen; ich werde alles mögliche thun, um gegen Johanni abzureisen, wenn es meine Geschäfte erlauben." Ehe er sich aber bestimmt darüber äußere, müsse er sehen, wie sich Franzosen und Italiener verhalten **).

Am 21. Februar hatte König Franz, von Lannoy und

*) Cicogna p. 187. 190.

**) Die beiden Briefe vom 2. Februar und 30. März im Wiener Archiv. Der letztere übersetzt bei Bradford mit dem Datum des 25. März. Merkwürdig nüchtern klingen die Worte, in denen der Kaiser von seiner Ehe spricht: „Je suis maintenant entre en lordre de mariaige, ouquel je me treuve tres bien."

Kaiser ohne päpstliche Bewilligung eine Cruzada ausschreiben, deren Ertrag er für 800000 Dukaten *) verpfändete. Mußte da nicht, wenigstens für einen Augenblick, Ueberfluß herrschen? Nun kamen aus Italien die ernstesten Meldungen. Trotz der Verkündigung des Friedens war die ganze Halbinsel in feindlicher Bewegung; niemand zweifelte dort, daß König Franz, sobald er frei, Italien die Hand reichen werde. Dazu die wahrhaft verzweifelte Lage der kaiserlichen Armee. Das Land, schrieb Mendoza am 12. März aus Mailand, sei so ruiniert, daß der Kaiser entweder die Soldaten bezahlen, oder das Herzogtum räumen müsse. Er glaube nicht, daß man das Heer, dem man wieder über 600 000 Dukaten schulde, das nicht länger wie bisher vom Lande leben könne, weil nichts mehr zu nehmen sei, nur noch einen Monat zusammenhalten könne, obwohl man die leichten Reiter bis auf 600, das italienische Fußvolk bis auf 1500 Mann entlassen habe. Wenn der Herzog von Bourbon kein Geld bringe, sei eine Meuterei unvermeidlich, das Volk aber werde sich dem Teufel ergeben. Den nächsten Tag schrieb Nájera, im ganzen Herzogtume gebe es nichts mehr, das verkauft oder verpfändet werden könne; niemand leihe einen Pfennig. In drei Tagen müsse er den Landsknechten einen Monatssold auszahlen, bis jetzt habe er mit aller Anstrengung nicht einen Heller aufgebracht. Zehn Tage später meldete er, die Lage habe sich so verschlimmert, daß die Hauptleute beschlossen, einen eigenen Gesandten an den Kaiser zu schicken, welcher ihm ihre Not ans Herz legen solle. „Die Armee," schreibt der Abt, „ist in Verzweiflung. Es gibt weder Geld noch Lebensmittel. Die Felder bleiben unbebaut, wir müssen Hungersnot fürchten. Wenn nicht sofort Geld kommt, ist alles verloren." Die italienischen Diplomaten in Sevilla wußten wohl von dieser Not. Schon vor Wochen war

*) Sandoval 1, 730, Cicogna p. 187. Wenn der Kaiser wirklich eine so große Summe daraus zog, so muß er die Cruzada für eine Reihe von Jahren verpfändet haben.

ein Bote Leyva's angekommen, um den Kaiser zu bestürmen. Dieser hatte erwidert, er begreife nicht, wie sie über Geldmangel klagten, da Leyva täglich für sich 500 Dukaten einnehme. Auch jene Notrufe erschütterten den Kaiser nicht. „Er schickt," schreibt Navagero, „nicht einen Heller. Man versichert, auch die größte Not könne ihn nicht bestimmen, die Mitgift anzugreifen, welche er für die Romfahrt sparen will, an die er Tag und Nacht denkt" *).

In der That, nach Italien und von da als gekrönter Kaiser nach Deutschland zu gehen, um dort die kirchliche und politische Ordnung herzustellen, das war jetzt wie vor einem Jahre Karls sehnlichster Wunsch. Als er seinem Bruder Ferdinand am 2. Februar den Abschluß des Friedens mit Frankreich ankündigte, von dem er dauernde Freundschaft mit König Franz hoffe, fügte er hinzu, er habe seine Angelegenheiten so geordnet, daß er sich um Johanni in Barcelona nach Italien einschiffen könne. Während an seinem Hofe sehr früh die Ansicht überwog, König Franz werde nicht Wort halten, beharrte der Kaiser merkwürdig lange dabei, der Friede werde die gehofften Früchte tragen. Aber schon Ende März müssen doch auch ihm starke Bedenken gekommen sein. Denn als er am 30. wieder seinem Bruder schreibt, drückt er sich sehr anders aus als am 2. Februar. Jetzt heißt es: „Ich habe ein großes Verlangen, zu Euch zu kommen, um Hand an die Ausrottung der Ketzerei zu legen; ich werde alles mögliche thun, um gegen Johanni abzureisen, wenn es meine Geschäfte erlauben." Ehe er sich aber bestimmt darüber äußere, müsse er sehen, wie sich Franzosen und Italiener verhalten **).

Am 21. Februar hatte König Franz, von Lannoy und

---

*) Cicogna p. 187. 190.

**) Die beiden Briefe vom 2. Februar und 30. März im Wiener Archiv. Der letztere übersetzt bei Bradford mit dem Datum des 25. März. Merkwürdig nüchtern klingen die Worte, in denen der Kaiser von seiner Ehe spricht: „Je suis maintenant entre en lordre de mariaige, ouquel je me treuve tres bien."

Alarcon geleitet, Madrid verlassen. Lannoy, den das Gefühl der von ihm übernommenen Verantwortlichkeit anfangen mochte schwer zu bedrücken, verriet lebhafte Sorge, daß ihm der König noch im letzten Augenblicke entrinnen könne. Als er am 26. in Aranda ankam, stellte er mit dem Könige Sicherheitsmaßregeln fest, welche jeden Handstreich unmöglich machen sollten. Danach durfte zehn Tage vor und zehn Tage nach der Auslieferung des Königs sich dem Orte derselben kein Reiter auf zwanzig Meilen nähern; vom Hofe des Königs durfte niemand über Bayonne hinaus gehn; am Tage der Auslieferung durfte bis auf drei Meilen vom Orte derselben keinerlei Ansammlung von Menschen stattfinden; auf dem Bidasoa, auf welchem die Auswechslung geschehen sollte, durfte kein Schiff sein, ebensowenig auf dem Meere bis auf fünf Meilen von der Mündung des Flusses. Zwölf kaiserliche Leute sollten sechs Tage vorher revidieren, ob diese Bedingungen pünktlich ausgeführt würden *). In diesem Sinne äußersten Argwohns, welcher dem Könige bewies, wie wenig man seinen Eiden traute, wurde bis zum letzen Augenblicke verfahren. Endlich am 17. März, sieben Uhr morgens, fand auf dem Bidasoa die Auswechslung statt. Der Madrider Vertrag hatte der Regentin die Wahl gelassen, ob sie die beiden ältesten Söhne des Königs, oder nur den Dauphin und zwölf der ersten Kriegsmänner Frankreichs als Geiseln stellen wolle; sie hatte sich für die erste Alternative entschieden. Karl hatte de Praet eingeschärft, sich genau Größe und Physiognomie der beiden Prinzen zu merken, damit nicht an ihrer Stelle andere Kinder überliefert werden könnten. An jenem Morgen stießen gleichzeitig von beiden Ufern zwei Barken ab, in der einen König Franz von Lannoy, in der anderen die Prinzen von Lautrec, geführt. In der Mitte des Wassers war ein Ponton befestigt, da fand der Austausch statt. Die Prinzen, nachdem sie dem Vater die Hand geküßt, wurden

*) Champollion p. 510 f.

Lannoy übergeben, worauf dieser zum Könige: „Sire, jetzt ist Ew. Hoheit frei, erfüllt, was Ihr verheißen.“ Der König: „Alles wird geschehen.“ Er umarmte seine Kinder, und eilte in ihrer Barke ans Ufer. Sie fuhr ihm zu langsam: er sprang ins Wasser, warf sich, sobald er französischen Boden erreicht, mit dem Rufe: „Maintenant, je suis roi! je suis roi encore!“ aufs Pferd und jagte nach Bayonne, wo ihn seine Mutter erwartete*).

Daß er den mit so vielen Eiden und Ehrenworten besiegelten Vertrag nicht halten werde, verstand sich von selbst. In England und Italien herrschte darüber nicht der geringste Zweifel, obwohl man von dem heimlichen Protest des Königs nichts wußte. Von beiden Seiten war bei der Regentin nichts versäumt worden, um sie in diesem Sinne zu bestimmen. Unter den ersten, welche den befreiten König in Bayonne begrüßten, waren englische und italienische Diplomaten, welche sofort ein intimes Einvernehmen einleiteten. Wolsey schrieb der Regentin, er zweifle nicht, sie werde dafür sorgen, daß der unehrenhafte und unvernünftige Vertrag, den man dem Könige abgepreßt, in keinem Stücke beobachtet werde, da er weder durch Ehre noch Gewissen dazu verpflichtet sei. Gott werde alle christlichen Fürsten zu einmütigem Widerstande gegen diejenigen verbinden, deren Tyrannei und Ehrgeiz vor nichts zurückscheue**). Es fragte sich lediglich, wie der König den Vertragsbruch einrichten solle. Als de Praet ihn in Bayonne aufforderte, die für diesen Moment bestimmten Akte auszuführen, schob er es unter irgend welchem Vorwande hinaus. In Bayonne gab es so viele Festlichkeiten, daß sich für Staatsgeschäfte keine Zeit fand. Am 21. brach der Hof von dort auf und erreichte am 28. Mont-de-Marsan. Am 2. April erschien de Praet da abermals vor dem Könige, dieses Mal von Peña-

*) Mignet 2, 198 ff. Bericht eines der zwölf Kaiserlichen vom 23. März bei Gayangos p. 617.

** Brewer p. 916.

loſa begleitet, den Lannoy in ſeiner Angſt mit einem dringenden Schreiben abgeſchickt hatte. Sie forderten die Beſtätigung des in Spanien Verſprochenen. Der König verwies ſie an ſeinen Rat. De Praet rief: „Sire, dieſe Dinge gehen Euch allein an und bedürfen keines Rates.“ Der König blieb bei ſeiner Erklärung *).

Die franzöſiſchen Abſichten gingen dahin, den Kaiſer ſo lange in Ungewißheit zu halten, bis die Verhandlungen mit Italien und England zu einem ſicheren Ergebnis geführt hätten. In Sevilla durchſchaute man aber dieſes Spiel, vollends, als gegen Mitte April ein Sekretär des Königs mit der Botſchaft kam, er werde gern ſeine Verſprechungen erfüllen, aber die Großen ſeines Reiches wollten nichts davon hören, was er auch thue, um ſie zu überzeugen, daß der Vertrag und beſonders die Heirat mit Eleonore für Frankreich vorteilhaft ſei. Er werde jedoch allen möglichen Fleiß anwenden, daß er ſein Wort halten könne. „Als ſolche Botſchaft kommen,“ ſchreibt unſer Deutſcher, „iſt ein groß Geſchrei erſtlichen über den Vizekönig von Napolis erſchollen, als über den, der ſolchen Friedens Urſacher geweſen.“ „Des Vizekönigs Autorität,“ bemerkt Caſtiglione am 26. April, „iſt eine äußerſt geringe.“ Gattinara triumphierte: was er ſtets vorausgeſagt hatte, ging in Erfüllung. Er war während der letzten Monate immer wieder auf ſeine Entlaſſung zurückgekommen. Seit ſich der Kaiſer in der wichtigſten Frage von ihm geſchieden, wollte er die ungeheure Arbeitslaſt nicht länger tragen; er ſchien von ungeduldigem Verlangen erfüllt, ſich nach ſeiner italieniſchen Heimat zurückzuziehen. Jetzt gab ihm der Kaiſer die größten Beweiſe ſeiner Zufriedenheit. Er blieb nichtsdeſtoweniger dabei, ſich von den Geſchäften zurückziehen zu wollen. Als ihm Caſtiglione Vorſtellungen darüber machte, erwiderte er, er müſſe ſo han-

*) Der engliſche Geſandte Tayler an Wolſey, Mont-de-Marſan 4. April. Brewer p. 930 f. Mignet 2, 205.

deln, damit sie einsähen, wie nötig er ihnen sei. Der Nuntius fürchtete, es könne daraus eine Verstimmung entstehen, welche schließlich doch zum Bruche führe*).

Die Lage gewann für den Kaiser rasch einen sehr ernsten Charakter. Schon am 11. Mai war von der Reise nach Italien keine Rede mehr. Daß Italien, sobald es von Frankreich nachdrücklichen Beistand erwarten konnte, sich in Bewegung setzen würde, mußte für gewiß gelten. Der englische Gesandte drängte so auf die sofortige Zahlung der kaiserlichen Schulden, daß seine Worte von König Heinrichs Freundschaft nichts bedeuteten. Man wußte überdies aus Italien längst, daß Wolsey bei dem Papst und Venedig fast noch eifriger gegen den Kaiser arbeite, als selbst Frankreich. Zog man die Summe, so ergab sich die Besorgnis, daß man statt des ersehnten Friedens einen schwereren Krieg haben werde, als der bisherige, einen Krieg, in dem England wenigstens ebenso auf französischer Seite stehen werde, wie früher auf kaiserlicher, und an dem sich ein großer Teil Italiens, der bisher entweder zum Kaiser gehalten oder unsicher geschwankt hatte, in entschieden feindseligem Sinne beteiligen werde. Dazu der trostlose Zustand der italienischen Armee, an deren Spitze kein Colonna und kein Pescara mehr stand. Und endlich die immer drohenderen Nachrichten von einem großen Unternehmen des Sultans, der sich anschicke, das zerrüttete Ungarn zu überschwemmen, vielleicht gar im Bündnisse mit König Franz gegen den Kaiser selbst zu Felde zu ziehen!

Im April schreibt der englische Gesandte einmal, seit seiner Heirat sei der Kaiser wunderbar verändert: man sehe ihn zuweilen in einsames Nachdenken versunken, drei oder vier Stunden lang. Der Engländer meinte das aus Karls Bedauern über seine Heirat erklären zu müssen, aus dem Kummer über seine Trennung von König Heinrich. Der Kaiser hatte wahrlich anderen Grund zu tiefsinnigem Grübeln. Welche großartige

*) Castiglione an Schomberg, 26. April.

Zukunft war an jenem 10. März vor seinem Geiste aufgestiegen, als er das Wunder von Pavia erfahren, und was war jetzt aus diesen die Welt umspannenden Hoffnungen geworden! Statt Friedens in der Christenheit, statt Triumphes über Türken und Ketzer sah er endlose Kämpfe mit den christlichen Hauptmächten und vor allem ein verhängnisvolles Zerwürfnis mit dem vor sich, ohne den er seine heiligsten Aufgaben nicht erfüllen konnte, mit dem Papst. Die größte Gelegenheit, wahrhaft kaiserliche Stellung zu erringen, hatte sich in peinliche Not verkehrt.

Unter diesen Umständen schien sich die schleunige Rückkehr nach dem Norden durchaus zu empfehlen. In Valladolid war der Hof den Orten, an denen die nächsten Entscheidungen fallen mußten, um drei, vier Tage näher als in Andalusien. Aber der Wert der Zeit war dem jungen Herrscher noch nicht aufgegangen; es widersprach auch seiner Art, einmal gefaßte Beschlüsse zu ändern. Da er nun Córdoba und Granada seinen Besuch zugesagt hatte, glaubte er wohl diese Absicht um so mehr ausführen zu sollen, als die zarte Gesundheit der Kaiserin einen längeren Aufenthalt in dem kühlen Granada sehr ratsam machte*). So brach er am 13. Mai trotz allem von Sevilla, wo die Hitze längst selbst den Italienern fast unerträglich geworden war**), nach jenen Hauptstädten Andalusiens auf. Vom 16. bis 24. weilte er in Córdoba, vom 28. Mai bis 4. Juni in Santa Fé, einst dem Standquartier der Katholischen Könige, da sie gegen den letzten Maurenkönig zu Felde lagen. Am 4. wurde dann der feierliche Einzug in Granada gehalten. Er konnte sich an Großartigkeit mit dem von Sevilla gebotenen nicht von fern vergleichen. Dafür thaten hier Natur und Geschichte unendlich mehr, als die glänzendsten Veranstaltungen

*) Unser Deutscher meldet zwar schon am 13. Mai die Schwangerschaft der Kaiserin; sie trat jedoch erst vier Monate später ein (Sandoval 1, 743).

**) Navagero schreibt: „Ende März und während des April habe ich es hier heißer gefunden, als in Italien während des Juli und August.“ Allerdings sage man, die Temperatur dieses Frühlings sei abnorm.

hätten erreichen können. Der große Kampf zwischen Islam und Christentum trat damals hier noch in tausend lebensvollen Zügen entgegen, welche seitdem verschwunden sind. Ein Drittel der großen Stadt war noch von Mauren bewohnt. Das arabische Gepräge zeigte sich nicht nur in Trachten und Sitten, sondern in Häusern, Straßen und Plätzen, welche erst wenig von ihrem ursprünglichen orientalischen Charakter eingebüßt hatten. Und oben über der Stadt thronte nicht nur die Alhambra, dieses reichste Denkmal der zierlichen Ueppigkeit arabischer Baukunst, auf jener Terrasse, mit deren wunderbarer Schönheit nur wenige Punkte der Erde wetteifern können, sondern weit und breit über und neben ihr sah man noch die reizvollen Werke der maurischen Herrschaft, manches freilich schon in Ruinen, welche aber noch beredt genug die einstige Pracht verkündeten. Man muß die Schilderung Navagero's lesen, um mit Hilfe der unvergeßlichen Eindrücke eigener Anschauung sich die Herrlichkeit des damaligen Granada einigermaßen zu vergegenwärtigen.

Auf den jungen Herrscher mußten die Größe der Natur, die Pracht der fremden Kunst und die stolzen Erinnerungen an seine Vorfahren, die Katholischen Könige, welche hier ruhten, einen tiefen Eindruck machen. Wir müssen annehmen, daß ihm schon damals ein lebendiges Verständnis für die künstlerische Größe seiner Zeit aufgegangen war; er würde sonst kaum mit so auffallendem Eifer darauf gedrungen haben, daß der Augsburger Waffenschmied Colman, dessen Ruf schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts nach Italien gedrungen war, für ihn gewonnen werde*). Wenn er nun aber mit solchem Sinn in der Alhambra weilte, wo er seine Wohnung genommen hatte, wenn er sich mit stolzem Selbstgefühl als den Erben der

*) Verschiedene Briefe Hannarts an Karl aus dem Jahre 1524 (im Wiener Archiv) beweisen, daß Karl um jeden Preis diesen ausgezeichneten Künstler nach Spanien zu ziehen wünschte. Siehe über ihn den Aufsatz Böheims in Janitschek's Repertorium für Kunstwissenschaft 8, 185 ff.

Katholiſchen Könige an dieſen unvergleichlichen Punkt gefeſſelt empfand, wenn ihm der ſehr berechtigte Gedanke kam, hier oben ſei die würdigſte Reſidenz für einen Katholiſchen König, hier im Angeſicht des Schönſten, was die Kunſt der Ungläubigen auf chriſtlichem Boden geſchaffen, dieſes einzigen Denkmals ihrer Macht und Bildung, die doch vor dem Kreuze verſunken, ſo war es nicht ein barbariſcher, ſondern ein ſehr edler Wunſch, neben dem Palaſt der Maurenkönige für ſich und ſeine Erben eine Wohnung aufzuführen, welche die Kunſt ſeiner Tage in ihrer ganzen Größe und Fülle verewigen ſollte. Es ſcheint auffallend, daß der Kaiſer in dieſem Augenblicke, wo ihm die ſchwerſten Kämpfe bevorſtanden und ſeine Finanzen die ſtrengſte Sparſamkeit forderten, einen Bau unternahm, welcher, in dem großen Stile ausgeführt, in welchem er geplant wurde, ſehr beträchtliche Summen verſchlingen mußte. Denn dieſer Königsſitz auf der Alhambra ſollte Spanien das erſte Werk der neuen, in Italien geborenen Bau- und Bildkunſt ſchenken; er ſollte in ſeinen Skulpturen die großen Thaten der Vergangenheit und Gegenwart verewigen; er ſollte in ſeiner Geſamtheit die hochfliegenden Gedanken des Kaiſers verkörpern, denen die Welt der That immer größere Schwierigkeiten entgegentürmte. Aber das war ja einmal das Weſen und Schickſal dieſes Herrſchers, daß er nirgends, auch nicht im Gebiete der Kunſt, ſeine Gedanken mit ſeinen Mitteln in Uebereinſtimmung zu ſetzen vermochte, daß er überall nach Zielen griff, welche die Natur der Dinge unerreichbar machte. Als er im Sommer 1526 den großen Plan faßte, ſchien es ihm genügend, von den 80 000 Dukaten, welche ihm die Mauren Granada's für eine gewiſſe Milderung der ihnen jetzt auferlegten Inquiſition zahlten, 10 000 Dukaten für den Bau zu beſtimmen. Wären die Gedanken Karls V. Herren über die feindliche Welt geworden, ſo würde ſich der Palaſt auf der Alhambra als das ſtolzeſte Denkmal ſeines Kunſtſinnes, die ſchönſte Verherrlichung ſeiner Thaten erhoben haben. Da ſein Leben die Arbeit des

Sisyphus wiederholen sollte, so sind die Ruinen dieses nie vollendeten Baues ein traurig beredtes Sinnbild seines vergeblichen Ringens und der tiefen Ohnmacht seiner Erben geworden, welche dieses kostbare Werk weder zu vollenden, noch nur in seinen schönen Bruchstücken zu erhalten vermochten*).

*) Man sehe über die Geschichte des Palastes die archivalischen Nachweisungen in der Revista de España 103, 191 ff. Ich bin dem Verfasser, Manuel Gómez Moreno, sowohl darin gefolgt, daß Karl keineswegs, wie ihm oft vorgeworfen, einen erheblichen Teil der Alhambra zerstört, um Raum für seinen Bau zu schaffen, als auch darin, daß er für denselben 10000, und nicht, wie Sandoval 1, 743 angibt, 18000 Dukaten bestimmt habe.

Roms Fall.

Eine Quelle großer Verlegenheiten war für den Kaiser fortwährend Italien. Allerdings würde auch ohne dasſelbe eine wirkliche Verſtändigung mit Frankreich oder ein entſchiedener Sieg ſehr ſchwierig geweſen ſei; aber die italieniſchen Beziehungen machten das eine wie das andere vollends unmöglich, weil einmal König Franz ſich nie überwinden konnte, auf ſeine Stellung in Italien wirklich zu verzichten, und weil ſodann des Kaiſers Kräfte durch dieſes Land ſo gebunden wurden, daß er nie frei über ſie gegen Frankreich verfügen konnte. Unter allen Umſtänden durfte die franzöſiſche Politik darauf rechnen, auf der Halbinſel Bundesgenoſſen gegen die dort ebenſo wie in Frankreich ſelbſt gefürchtete Uebermacht des Kaiſers zu finden. Eine ganz beſondere Wichtigkeit erlangten aber die italieniſchen Beziehungen dadurch für ganz Europa, daß ſie die päpſtliche Macht einſchloſſen. Seit die Kurie ſich ſo in die politiſchen Händel verſtrickt hatte, daß ihr die kirchlichen Sorgen ganz in den Hintergrund traten, gewann das Gewicht Italiens einen außerordentlichen Zuwachs, indem die noch immer gewaltige Autorität der Kurie für die politiſchen Intereſſen der Halbinſel aufgeboten werden konnte. Clemens VII. verfügte, wie wir wiſſen, nur über ſehr geringe militäriſche und finanzielle Mittel; nichtsdeſtoweniger ſehen wir ihn fortwährend von allen Mächten eifrig umworben. Für jede derſelben iſt es von großer

Bedeutung, den Papſt auf ihrer Seite zu haben, und für jede bringt es beträchtliche finanzielle und ſonſtige Vorteile. Denn der Papſt kann ihnen die Schätze ihrer Landeskirchen öffnen, er kann ihre Diener mit reichen Pfründen und mit dem, was damals für hochſtehende Staatsmänner das Ziel der heißeſten Wünſche war, mit dem roten Hut beglücken; er kann ihnen ihre Geiſtlichkeit freigebig oder karg ſtimmen u. ſ. w.

Für niemand hatte das Verhältnis zum Papſt ſelbſtverſtändlich eine größere Bedeutung als für den Kaiſer. Wir haben ſeine eigenen Aeußerungen darüber ſo oft vernommen, daß jede weitere Darlegung zwecklos iſt. Er trug, wie wir ſahen, das größte Verlangen, möglichſt bald nach Italien zu gehen, ſich vom Papſt krönen zu laſſen und dann in Deutſchland Ordnung zu machen. Ohne die zuverläſſige Mitwirkung des Papſtes konnte er die höchſten idealen Aufgaben ſeines kaiſerlichen Berufs nicht erfüllen, aber auch die reellſten politiſchen Intereſſen nicht wahren. Er bedurfte durchaus der päpſtlichen Unterſtützung für ſeine Finanzen. Clemens enthielt ihm die Cruzada vor, eine Hauptquelle der ſpaniſchen Einkünfte; die erwähnte eigenwillige Verfügung des Kaiſers darüber führte zu bedenklichen Schwierigkeiten. Der Papſt haderte mit ihm über die Beſetzung wichtiger kirchlicher Aemter in Spanien. Er enthielt Gattinara den verheißenen Kardinalshut vor, was nicht wenig zu deſſen für den Kaiſer höchſt läſtiger Verſtimmung beitrug. Er zeigte ſich gegen Ferdinand ſchwierig: kurz, der Kaiſer empfand überall den üblen Willen der Kurie, der natürlich beſonders auf die an ſich ſo ſchwierige Verwaltung Neapels den verdrießlichſten Einfluß übte. Er hatte ſo in jeder Beziehung das dringendſte Intereſſe, den Papſt auf ſeine Seite zu ziehen. Schon deshalb legten ſeine Gegner den größten Wert darauf, den Papſt in ihrer Mitte zu haben. Frankreich, Venedig, England waren in raſtloſer Bewegung, in unermüdlicher Thätigkeit, den unentſchloſſenen, zagenden Clemens zu entſchiedener Parteinahme zu drängen. Seit Pavia gehörten ihnen ſeine innerſten Neigungen.

Nur die Angſt vor der kaiſerlichen Uebermacht hatte ihn, wie wir ſahen, zu dem Bündnis vom 1. April getrieben. Da der Kaiſer diejenigen Bedingungen desſelben nicht einhielt, auf welche Clemens den höchſten Wert legte, da auf der anderen Seite die kaiſerliche Armee ihre Furchtbarkeit mehr und mehr einbüßte, ging Clemens auf das große Komplott ein, deſſen Gelingen dem Kaiſer ſeinen erſten Feldherrn und den beſten Teil ſeines Heeres geraubt haben würde. Als er durch die Verhaftung Morone's erfuhr, daß der Kaiſer von ſeinen Praktiken unterrichtet ſein werde, als ſich dann Pescara des ganzen mailändiſchen Gebiets bis auf die beiden Kaſtelle von Mailand und Cremona bemächtigte, war der Schrecken und die Verwirrung in Rom zuerſt ſo groß, wie nach Pavia. Aber dieſe Stimmung wurde bald durch die Angſt verdrängt, der Kaiſer wolle ſich zum Herrn Mailands machen, wodurch er ganz Italien in unbedingte Abhängigkeit verſetzen werde. Der Papſt gab Seſſa darüber die unumwundenſten Erklärungen. Wolle der Kaiſer Herr von Italien werden, ſo ſei er bereit, mit den anderen italieniſchen Fürſten das Märtyrerlos zu teilen. Er verriet den feſten Entſchluß, zuſammen mit Venedig, Frankreich und England alles aufzubieten, um ein ſo ſchreckliches Schickſal von Italien fernzuhalten. Carpi und Foscari fanden jetzt beim Papſte das bereitwilligſte Gehör. Die Venezianer waren durch die jüngſten Maßregeln Pescara's in eine ungeheure Aufregung verſetzt; man konnte hören, ſie wollten lieber Vaſallen des Türken, als des Kaiſers werden. Sie ſetzten eiligſt ihre Grenze in Verteidigungsſtand und ſammelten beträchtliche Streitkräfte*).

Als nun der Tod Pescara's die troſtloſe Lage der Kaiſerlichen erheblich verſchlimmerte, mußte man erwarten, daß jetzt die ſo lange geplante Aktion der Italiener endlich beginnen werde. Venedig wäre unbedingt dazu bereit geweſen, aber der

*) Seſſa an Karl, Rom den 31., Nájera an Karl, Mailand den 27. Oktober, bei Gayangos.

Papſt ſank alsbald in ſeine alten Bedenklichkeiten zurück. Die franzöſiſchen Agenten verſäumten zwar nichts, um ihn vorwärts zu treiben, aber die von ihm geforderte Sicherheit für eine nachdrückliche Unterſtützung Frankreichs vermochten ſie jetzt ſo wenig zu geben als früher. Der höchſte Wunſch der Regentin blieb nach wie vor auf die baldige Befreiung ihres Sohnes gerichtet; ſie konnte derſelben nicht durch bindende Abmachungen mit den Italienern, von denen der Kaiſer ſofort erfahren haben würde, neue Schwierigkeiten bereiten. Aehnlich ſtand es mit England. Es entfaltete einen außerordentlichen Eifer, um unter den Italienern und zwiſchen ihnen und Frankreich das Bündnis gegen den Kaiſer zum Abſchluſſe zu bringen, aber ſich ſelbſt wünſchte es nicht zu thätiger Teilnahme zu verpflichten. So erwog Clemens ängſtlich die Chancen für und wider, als der längſt angekündigte außerordentliche Geſandte des Kaiſers, D. Miguel de Herrera, am 6. Dezember in Rom eintraf. Die von ihm überbrachten Vorſchläge für den Abſchluß eines Bündniſſes verhießen dem Papſt Erfüllung ſeiner Wünſche in betreff Ferrara's; was Mailand angehe, ſo wolle der Kaiſer, wenn Sforza ſterbe, dasſelbe weder ſelbſt nehmen, noch ſeinem Bruder Ferdinand geben, ſondern einem Dritten, am liebſten Bourbon übertragen. Für dieſe Gewährung ſolle der Papſt 200000 Dukaten, oder doch wenigſtens 150000 zahlen. Der Kaiſer ließ hoffen, er werde dann ſeine Armee aus Italien zurückziehen und eine Flotte gegen die Türken ausrüſten. Wenn dagegen, ſchrieb er an Seſſa, Clemens ſeine Intriguen in Italien fortſetze, wenn er nicht alle ſeine Macht aufbiete, um die Bemühungen des Kaiſers für Herſtellung der Ruhe und des Friedens in Italien und der ganzen Chriſtenheit zu unterſtützen, ſo laufe er die größte Gefahr. Er werde dann den Kaiſer, welcher ſtets der pflichttreueſte Sohn des heil. Stuhles und beſonders der gute Freund von Clemens geweſen, zu ſeinem Feinde machen. Er möge wohl erwägen, was das bei der gegenwärtigen Lage der Welt und den immerwährenden Fortſchritten Luthers zu bedeuten habe. Der Kaiſer ließ auch

durchblicken, er könne sich wohl mit König Franz verständigen, daß sie dann zusammen ihre Waffen gegen Italien kehrten*).

Clemens fand die Zusagen des Kaisers namentlich in betreff Mailands ungenügend. Als die Instruktion für Herrera aufgesetzt wurde, meinte man in Toledo nur die Eventualität von Sforza's Tod erwägen zu müssen. Die Krankheitsgefahr war aber seitdem längst gewichen; statt dessen sah sich der Herzog in seinem mailändischen Kastell seit Mitte November von den Kaiserlichen belagert, welche die völlige Beseitigung Sforza's höchstens aufschieben wollten, bis eine Untersuchung entschieden habe, ob er an dem Komplott gegen den Kaiser, seinen Lehensherrn, teilgenommen habe. Clemens fand es verdächtig, daß Herrera über diese Komplikation nichts zu sagen hatte. Von einer etwaigen Einsetzung Bourbons in die mailändische Herrschaft wollte er nichts wissen, obwohl er dieselbe früher selbst vorgeschlagen hatte. Auch die Verheißungen des Kaisers über Reggio und Rubiera befriedigten ihn nicht: Karl müsse sich verpflichten, die beiden Städte zu bestimmter Zeit zu übergeben. Wenn er es aber so ablehnte, auf das vom Kaiser gewünschte Bündnis einzugehen, so schreckte er doch auch vor der entschiedenen Ablehnung zurück. Sessa und Herrera, welche nicht wissen konnten, was des Kaisers Wünsche bei dem gegenwärtigen Stande der mailändischen Frage seien, welche ebensowenig wußten, wie es augenblicklich zwischen dem Kaiser und Frankreich stand, schien es zweckmäßig, eine zweimonatliche Frist für die Einholung der kaiserlichen Weisungen auszumachen, und Clemens, dem es natürlich immer erwünscht war, eine Entscheidung hinauszuschieben, ging nach einigem Bedenken auf den Vorschlag ein, obwohl derselbe gegen sein Interesse sei. Sessa sah in diesem Abkommen einen großen Gewinn. Die Italiener, schrieb er, seien jetzt vollständig zum Schlagen bereit, die kaiserliche Armee dagegen in der größten Bedrängnis. Die

*) Karl an Sessa, Toledo 31. Oktober, Gayangos p. 420 ff. Vgl. Grethen, Die politischen Beziehungen Clemens' VII. zu Karl V. S. 88 ff.

Italiener würden deshalb Clemens diesen Schritt nie verzeihen. Ihre Indignation werde den Papst ganz auf des Kaisers Seite drängen. Die Annahme ihres Vorschlags sei deshalb fast gleichbedeutend mit der Erklärung des Papstes für den Kaiser*).

Nun gerieten allerdings Venezianer und Franzosen über diesen neuesten Beweis päpstlicher Unzuverlässigkeit in gewaltigen Zorn; Carpi und Foscari gefielen sich in den stärksten Ausdrücken über die Unentschlossenheit des Papstes, welche der Ruin Italiens sei. Aber wie seine Lage und Natur nun einmal war, konnten sie doch Clemens aus seinem Verhalten kaum einen Vorwurf machen. Wenn der zweimonatliche Stillstand im Interesse des Kaisers lag, so entsprach er dem päpstlichen nicht weniger. Für Clemens kam, wie die Dinge nun einmal gegangen waren, alles darauf an, das Ende der Verhandlungen des Kaisers mit Frankreich abzuwarten. Ohne Zweifel wußte er, daß sich die Regentin entschlossen hatte, alle Bedingungen des Kaisers scheinbar anzunehmen. Der Friede und die Rückkehr des gefangenen Königs nach Frankreich konnte also nicht lange mehr ausstehen. Sobald das eingetreten, hatte der Papst ganz anders sicheren Boden unter den Füßen.

Wir haben bereits gehört, wie Italien dem Madrider Frieden in der sicheren Erwartung zujubelte, daß der befreite König nie die ihm auferlegten Bedingungen erfüllen werde. Unglücklicherweise ging Karl, als er am 8. Februar die neuen Weisungen für Sessa und Herrera erließ, von der entgegengesetzten Annahme aus. Den Bericht seiner beiden Gesandten vom 16. Dezember wird er spätestens um die Mitte Januar erhalten haben, fast gleichzeitig mit der Unterzeichnung des Friedens. Unmittelbar danach beschwor ihn der ihm sehr freundlich gesinnte Nuntius Castiglione, doch keine Stunde mit der Antwort an den Papst zu verlieren. War es schon von übler Wirkung, daß Karl doch erst am 8. Februar, also unmittelbar

*) Herrera und Sessa an Karl, Rom 16. Dezember.

vor dem Ablauf des zweimonatlichen Stillstandes, seine Befehle gab, so entsprach es noch weniger der wirklichen Weltlage, wie er dieselben faßte. Er bestand darauf, daß Bourbon Herzog von Mailand werde, wenn Sforza schuldig befunden werde. Er versicherte zwar, die Untersuchung gegen den Herzog solle mit voller Gerechtigkeit geführt werden; daß sie aber für den Kaiser die Schuld Sforza's ergeben mußte, verstand sich trotzdem von selbst. So wurde denn auch bereits die Urkunde ausgestellt, welche Bourbon mit Mailand belehnte. Er erklärte die Zahlung der 200 000 Dukaten für unerläßlich; von einer etwaigen Ermäßigung dieser Summe um 50 000 Dukaten, welche er am 31. Oktober zugegeben hatte, war jetzt keine Rede mehr. Wie die Frage über Reggio und Rubiera entschieden werden sollte, wissen wir nicht genau. Wenn aber der Kaiser die Aufnahme des Herzogs von Ferrara in das mit dem Papst abzuschließende Bündnis verlangte, so war damit alles gesagt; denn Clemens und Alfons waren jetzt ebenso unverträglich, wie früher Leo und Alfons gewesen waren. Die Gewinnung Ferrara's bildete den Mittelpunkt der Bestrebungen des einen Medici wie des anderen.

Daß ein Papst, ein so kluger, welterfahrener, von Leidenschaften so wenig beirrter Papst wie Clemens, im Jahre 1526, in dem Augenblicke, wo er Deutschland immer mehr von der Ketzerei überflutet, Ungarn aufs höchste von den Türken bedroht wußte, die für die Abwendung dieser Gefahren unentbehrliche Eintracht mit dem Kaiser untergeordneten Hausinteressen opferte, wird immer neue Verwunderung erwecken. Man darf dabei aber doch nicht übersehen, daß des Kaisers Verhalten mit seinen höchsten Aufgaben und Interessen kaum weniger im Widerspruch stand. Was bedeuteten Reggio und Rubiera, was bedeutete selbst Mailand im Vergleich mit dem Großen, das auf dem Spiele stand, wenn der Zwist über jene italienischen Kleinigkeiten den offenen Bruch zwischen Kaiser und Papst herbeiführte? Wenn der Papst zwar oft von Luther und dem Türken

redete, aber so handelte, als ob beide nicht vorhanden wären, so kann dem Kaiser derselbe Vorwurf nicht erspart werden. Eine durchgreifende Konsequenz des politischen Gedankens wird bei ihm nicht viel weniger als beim Papste vermißt. Aber freilich, wie hätte solche Klarheit des Denkens und Planens bei einem Herrscher möglich sein sollen, dessen gesamtes Streben auf einer langen Reihe von Illusionen ruhte und dessen diplomatische Klugheit doch keineswegs den Einfluß trübender Stimmungen ausschloß. Er hatte Clemens gegenüber das sehr begreifliche Gefühl, daß dieser seine Freundschaft mit schnödem Undank gelohnt habe, daß er seine Pflicht gegen einen so katholischen Kaiser gröblich vernachlässige. Die heftige Entrüstung, welcher er vor einem Jahre (s. oben S. 376 f.) so starken Ausdruck gegeben hatte, war durch Pavia scheinbar ganz ausgelöscht gewesen. In Schrift und Wort bezeigte er seitdem stets die tiefste Ehrfurcht, die unbedingteste Ergebenheit; Salviati und Castiglione können die Gesinnungen des Kaisers gegen den Papst nicht genug rühmen. Aber im tiefsten Grunde war nichtsdestoweniger eine starke Gereiztheit zurückgeblieben, ein lebhaftes Mißtrauen. Er würde doch vielleicht eine Verständigung mit Clemens gefunden haben, wenn er geglaubt hätte, er könne sich auf das Wort des Papstes verlassen. Der schwankende Charakter desselben, seine Abhängigkeit von äußeren Einflüssen und die Feindseligkeit dieser Einflüsse waren ihm zu bekannt. Wie seltsam, rief er eines Tages, sei es doch, daß dieser Clemens, der als Kardinal Papst gewesen sei, als Papst von einem anderen regiert werde! War früher die Politik der Kurie dadurch bezeichnet worden, daß sich das Ansehen Schombergs und Giberti's einigermaßen die Wage hielt, so bedeutete jener seit dem Sommer 1525 nichts mehr. Giberti konnte hinter seinem Rücken die schlimmsten Intriguen spinnen. Auch er scheiterte zwar oft an der Unentschlossenheit des Papstes, aber das Ohr desselben hatte er nichtsdestoweniger so gut wie allein. Da konnten denn natürlich auch die Berichte Salviati's und

Caſtiglione's an Schomberg, ihre immer wiederholten Verſicherungen von dem guten Willen Karls, ihre dringenden und ſehr begründeten Warnungen vor Feindſeligkeiten gegen den Kaiſer auf Clemens nur einen ſehr geringen Eindruck machen, wenn er überhaupt davon erfuhr. „Ich weiß nicht," ſchrieb Caſtiglione Ende März, „welches böſe Geſchick oder welche böſe Konſtellation jeden Tag neuen Argwohn, bald auf dieſer, bald auf jener Seite erweckt." Dieſes böſe Geſchick war im letzten Grunde die Natur der beiden Gewalten ſelbſt, welche nie anders konnten, als ſich gegenſeitig mit Mißtrauen verfolgen.

Nach dem Geſagten verſteht es ſich von ſelbſt, daß in dem Augenblicke, wo Clemens von der Rückkehr des Königs nach Frankreich erfuhr, der Gedanke, ſich mit dem Kaiſer zu verbinden, völlig zurücktrat. Er ſchickte ſofort einen Vertrauten an den franzöſiſchen Hof, um das längſt gewünſchte Bündnis zum Abſchluß zu bringen; er begann Parma, Piacenza und verſchiedene Orte im Florentiniſchen befeſtigen zu laſſen; ſein Verkehr mit den Geſandten Frankreichs, Venedigs und Sforza's wurde jeden Tag lebhafter und intimer. Er nahm den gefürchteten Andrea Doria in ſeine Dienſte. Die neuen Vorſchläge Karls wies er natürlich entſchieden zurück. Hatte dieſer die Aufnahme Ferrara's in das Bündnis gefordert und Caracciolo beauftragt, heimliche Verhandlungen mit Herzog Alfons anzuknüpfen, ſo trat an dieſen nun auch Clemens trotz allem Groll mit Anerbietungen heran. Im Winter war eine Reiſe des Herzogs an den kaiſerlichen Hof nur durch die Weigerung der Regentin vereitelt worden, ihm ſicheres Geleit zu geben; jetzt bereitete der kluge Fürſt, welcher ſtets auf der gewinnenden Seite zu ſtehen verſtand, ſeinen Uebergang zu den Feinden des Kaiſers vor.

Dem Weſen nach war das große Bündnis gegen den Kaiſer in dem Augenblicke fertig, wo König Franz nach Frankreich zurückkehrte. Hauptſächlich die Weitläufigkeit des Verkehrs unter den Beteiligten verzögerte den Abſchluß desſelben bis Ende Mai.

Sobald der Kaiſer die Ueberzeugung gewann, daß König Franz den Madrider Vertrag nicht halten wolle, beauftragte er Lannoy, welcher noch immer mit Königin Eleonore in Vitoria weilte, ſich an das franzöſiſche Hoflager zu begeben und die letzten Täuſchungen zu zerſtreuen. Für König Franz konnte es nicht ſehr angenehm ſein, dem Manne, welcher ihm unter allen Dienern des Kaiſers am freundlichſten geweſen, dem er noch im Augenblicke der Befreiung ſeine feierlichen Verſprechungen wiederholt hatte, jetzt ſagen zu ſollen, daß Eid und Ritterwort nichts bedeutet hatten. Am 8. Mai traf Lannoy in Cognac ein, wo Franz ſeit Ende April reſidierte. So dringend als möglich ermahnte er den König, ſein Wort zu halten. Am 10. wurde er mit De Praet vor den Rat geladen, wo ihnen der Kanzler Du Prat erklärte, der König könne Burgund nicht von ſeinem Königreiche trennen; ſeine Unterthanen würden nie in eine ſolche Minderung des königlichen Erbes willigen. Darauf nahm der König ſelbſt das Wort. Ohne alle verhüllenden Phraſen erklärte er jetzt, er habe weder ſein Wort geben noch durch ſeinen Eid gebunden werden können, da man ihm beides in der Gefangenſchaft abgenötigt habe. Nach dem Kriegsrecht, behauptete er, verpflichteten nur ſolche Verſprechungen, die man im Beſitz der Freiheit gebe. Die innige Verbindung mit dem Kaiſer wünſche er nichtsdeſtoweniger zu erhalten, indem er den Vertrag ſoweit als möglich erfülle. Statt Burgunds bot er wieder ein großes Löſegeld*).

Während Lannoy und De Praet ſich hoffnungslos abmühten, mehr als ſchöne Worte zu bekommen, wurden die Verhandlungen unter des Kaiſers Feinden eifrig fortgeführt. Im Weſen waren ſie, wie geſagt, längſt einig; immerhin gab es einige Bedenken. Niemand traute dem Papſte; man hätte gern von ihm eine Bürgſchaft gehabt, daß er dieſes Mal Wort halten werde. England, welches in dieſer Beziehung dem Papſte das

*) Mignet 2, 206 ff.

Stärkſte bot*), welches ſeit Jahr und Tag in Frankreich und Italien zum Kriege gegen den Kaiſer gehetzt hatte, wünſchte ſeinerſeits jetzt noch aus dem Spiele zu bleiben, nur als Protektor des großen Bundes zu figurieren. Umgekehrt konnte man in Rom gar nicht begreifen, wie König Franz Bedenken trage, offen mit dem Kaiſer zu brechen: daß ſeine Verſprechungen ihn nicht bänden, verſtehe ſich ja doch von ſelbſt. Aber höchſte Eile thue not: jetzt ſeien die Kaiſerlichen völlig zerrüttet, ohne Geld, ohne Führer, durch die Belagerung der beiden Kaſtelle inmitten einer wütenden Bevölkerung gefeſſelt. Fielen aber dieſe beiden Bollwerke, die ſich nicht lange mehr halten könnten, ſo ſei der günſtige Moment verpaßt**). Aber trotz allen Beſchwörungen aus Rom kam doch erſt am 22. Mai das große Werk zum Abſchluß, welches die unheiligſten Abſichten mit dem Titel der heiligſten Liga bedeckte. „Die chriſtliche Republik," ſagte die Einleitung dieſer Liga von Cognac, „wird ſeit ſo vielen Jahren von unaufhörlichen Kriegen umgewühlt und zerrüttet, daß ihr offenbarer Untergang droht, wenn Gott dieſen grauſamen Kriegen kein Ziel ſetzt. Dieſes erwägend, hat unſer ſehr heiliger Vater Clemens VII. als ſorgſamer Hirt beſchloſſen, alles zu verſuchen, um unter den chriſtlichen Fürſten einen wahren und dauernden Frieden herzuſtellen." Gerade ſo erbaulich hatte, wie wir uns erinnern, die Einleitung des Madrider Friedens geklungen. Die Liga wurde zunächſt zwiſchen Clemens, Franz, Sforza, Venedig und Florenz unter Protektion Heinrichs VIII. beſchloſſen; es ſollten ihr aber alle übrigen Fürſten, vor allen der Kaiſer aufgefordert werden beizutreten, den man mit folgenden Forderungen begrüßte: Sforza iſt in den vollen Beſitz ſeines Herzogtums, alle italieniſchen Staaten ſind in den Zuſtand vor dem Kriege herzuſtellen; der Kaiſer hat die fran-

*) Man leſe den Bericht Ghinucci's an Wolſey, Rom 5. Mai. Brewer p. 964.

**) Man leſe die merkwürdigen Briefe Guicciardini's aus dem April und Mai 1526 in ſeinen Opere inedite 4, 2 ff.

zösischen Prinzen gegen angemessenes Lösegeld frei zu geben; er darf zu seiner Krönung nach Italien nur mit einem Gefolge kommen, wie es dem Papste und Venedig angemessen scheint; er hat binnen drei Monaten alle seine Schulden an England zu bezahlen. Da natürlich niemand glaubte, daß sich der Kaiser diesen Bedingungen unterwerfen werde, so bestimmte das heilige Friedensbündnis, wie sich die einzelnen am Kriege zu beteiligen hätten: Die Italiener sollten 2000 schwere, 2000 leichte Reiter und 20000 Mann zu Fuß stellen, Frankreich sofort 500 Lanzen und 4000 Mann zu Fuß über die Alpen senden, jeden Monat an den Papst und Venedig 40000 Thaler zahlen, um dafür ein starkes Schweizerheer zu werben und den Kaiser in Spanien mit 2000 Lanzen und 10000 Mann zu Fuß angreifen. Eine vereinigte Flotte von 28 Galeeren, denen Andrea Doria sein Geschwader zuführt, wird zunächst Genua nehmen, dann, nachdem die Kaiserlichen aus der Lombardei vertrieben, den Angriff auf Neapel unterstützen; nach Eroberung dieses Königreichs wird der Papst mit Zustimmung seiner Verbündeten darüber verfügen. Frankreich, welches vor einem Jahre so uneigennützig Italien die Hand gereicht, zeigte sich jetzt weniger generös. Der mit einer französischen Prinzessin zu verheiratende Sforza wird ihm die Grafschaft Asti abtreten und jährlich 50000 Dukaten zahlen; Genua kehrt unter französische Herrschaft zurück; der künftige Herrscher Neapels zahlt König Franz eine jährliche Pension von wenigstens 75000 Dukaten. Derselbe hat sich auch England dankbar zu beweisen, indem er einem natürlichen Sohne Heinrichs VIII. ein Fürstentum mit 30000 Dukaten und Wolsey eine Herrschaft mit 10000 Dukaten Rente schenkt *).

Der Papst schien schon vor dem Abschlusse dieses Bündnisses vollkommen verwandelt zu sein. Bereits ehe man von dem ersehnten Akt wußte, erhielt Guido Rangone Befehl, 6000 Mann zu werben, nach der Schweiz gingen Geldsendungen,

*) Dumont IV, 1, 451 ff.

um ſchleunig 5—6000 Mann gegen Mailand in Bewegung zu ſetzen, wo man in der Bevölkerung für einen großen Aufſtand arbeitete. Am 31. Mai endlich kam die Nachricht, nicht zwar daß die Liga ſchon geſchloſſen, aber daß doch an ihr kein Zweifel mehr ſei: ſofort ergingen nach allen Seiten die Befehle, das päpſtliche Heer in Piacenza zu ſammeln, die venezianiſchen Truppen gegen die Lombardei in Bewegung zu ſetzen, den Marſch der Schweizer zu beeilen *). Giberti war Feuer und Flamme. Die Briefe, welche er nach allen Richtungen fliegen ließ, atmen jubelnde Zuverſicht, daß endlich der große Tag erſchienen iſt, wo die Spanier den Lohn für ihre Miſſethaten ernten, Italien frei werden wird. „In acht Tagen," ſchreibt er ſeinem Agenten am franzöſiſchen Hofe den 9. Juni, werden in Piacenza 8000 Mann zu Fuß, 7—800 ſchwere, 800 leichte Reiter unter dem Oberbefehl Giovanni's de Medici verſammelt ſein; ebenſoviele hat Venedig jetzt ſchon bereit; 8000 Schweizer ſtehen vielleicht ſchon im Mailändiſchen. Die Bewohner ſind alle hoch aufgerichtet von Hoffnungen; die Mailänder brennen vor Verlangen, ſich zu befreien. Alles iſt ſo vortrefflich eingeleitet, daß ich hoffen würde, in wenigen Tagen den Sieg in Händen zu haben, wenn nur Frankreich, wie ich ſo oft ſchrieb, zugleich mit dem Abſchluß des Bundes Geld und Truppen und vor allem die Flotte gegen Genua geſchickt hätte." Denſelben Tag trieb er den Nuntius in England alles zu thun, damit König Heinrich wenigſtens heimlich helfe und Frankreich vor allen Verlockungen des Kaiſers befeſtige. Wolſey möge bedenken, daß jetzt die Stunde gekommen ſei, dem gefährlicheren Adler die Flügel zu beſchneiden, wie er ſie früher dem Hahn geſtutzt **).

In der That, wie vor einem Jahre, ſo bot ſich auch jetzt noch Italien die Gunſt des Augenblicks. Es konnte nicht mehr wie damals ohne alle Opfer an Frankreich den verhaßten Be-

*) Briefe Guicciardini's vom 26. und 31. Mai. Opp. ined. 4, 26 ff.
**) Lettere di Principi 1, 189 ff.

drücker abschütteln. Aber wenn es mannhaft focht, während Frankreich säumte, so richtete es sich ruhmvoll aus tiefem Elend auf. Denn es mußte siegen, wenn es nur zu kämpfen wagte. Die Lage der kaiserlichen Armee war die verzweifeltste, welche sich denken läßt. So weit die Soldaten das Land mit ihren Plünderungen und Mißhandlungen bedeckt hatten, warteten die Menschen nur auf den günstigen Augenblick, um blutige Rache zu nehmen. In Piemont wurde schon Anfang Juni eine ganze Kompanie Reiter von den wütenden Bewohnern niedergemacht, zwei andere ausgeplündert. Man konnte sich über solche Ausbrüche der Verzweiflung nicht wundern. Mußte doch selbst Mendoza dem Kaiser gestehen, daß die Soldaten in Piemont für mehr als anderthalb Millionen Dukaten Schaden gethan! Noch viel schlimmer lagen die Dinge im Mailändischen, vor allem in Mailand selbst, das nun wieder seit Ende Oktober eine starke Besatzung ernähren und bezahlen mußte, während sein Herzog im Kastell belagert wurde. Aus Spanien und Neapel kam wohl jetzt etwas Geld, aber was bedeuteten 20 oder auch 100000 Dukaten gegen die ungeheuren Schulden, unter denen die Feldherren seufzten! Und nun traf auch jetzt wieder in den kritischsten Moment eine gefährliche Verstimmung des Mannes, auf welchem die schwerste Last ruhte. Wir hörten früher, wie der Kaiser die Klagen seiner Hauptleute mit dem Hinweis auf die großen Summen zurückgewiesen hatte, welche sie selbst zu gewinnen wüßten, namentlich Leyva. Diese Aeußerung wurde Ende Mai im Hauptquartier bekannt und machte den übelsten Eindruck. Mendoza, Herrera und Nájera schrieben an demselben 2. Juni, das sei eine höchst fatale Sache, daß ein Mann wie Leyva auf Grund nichtswürdiger Verleumdungen sich in einem Augenblicke gekränkt sehe, wo die verzweifelte Sache des Kaisers nur durch seine unbedingte Hingebung gerettet werden könne. Der Kaiser sollte so alten und erprobten Dienern sein volles Vertrauen beweisen und ihnen dadurch die Autorität stärken, deren sie im höchsten Grade bedürften.

Unter diesen Umständen erforderte es auf seiten der italienischen Verbündeten nur ein entschlossenes Vorgehen, um Großes zu erreichen. Man muß sagen, daß die Führer des päpstlichen Heeres nichts versäumten, um sowohl ihre Truppen rasch in Piacenza zu sammeln, als den zweckmäßigsten Angriffsplan festzustellen. Medici, Rangone und Vitello wetteiferten in energischer Thätigkeit, und Guicciardini, welcher als päpstlicher Generalkommissär mit fast absoluter Vollmacht das Ganze zu leiten hatte, zeigt in seinen Briefen, daß er den Kern der Situation meisterhaft erkannte. „Alles," sagte er, „kömmt auf die schleunige Ausnutzung des günstigen Moments an. Jetzt sind die Kaiserlichen genötigt, ihre schwachen Haufen, 10 bis 12000 Mann, über das ganze mailändische Gebiet zu zerstreuen, teils um die Soldaten ernähren, teils um die unzufriedene Bevölkerung niederhalten zu können. Die Belagerung der beiden Kastelle nimmt einen großen Teil ihrer Kräfte in Anspruch. Die Belagerten, namentlich Herzog Sforza in Mailand, können sich aber nicht lange mehr halten. Um jeden Preis muß seine Kapitulation verhindert werden; sie würde die Feinde unendlich stärken, uns ebenso schwächen und entmutigen. Deshalb müssen die Venezianer gleichzeitig von Osten, wir von Süden auf Mailand rücken. Es wäre sehr wünschenswert, daß uns die Schweizer dabei unterstützten. Kommen sie aber nicht rasch, so müssen wir auch ohne sie handeln. Es ist höchst fatal, daß Frankreich noch immer zögert, den Krieg zu beginnen, vor allem Genua anzugreifen; daß es vielleicht sogar noch zwischen uns und dem Kaiser schwankt. Wenn wir uns aber dadurch in Unthätigkeit versetzen lassen, so ist alles verloren"*).

In diesem Sinne hatte er zeitig auf die Venezianer zu wirken gesucht. Aber der von der Republik an die Spitze ihres Heeres gestellte Herzog von Urbino dachte ganz anders. Er

*) Guicciardini's Briefe vom 17. Juni und den folgenden Tagen. Opp. ined. 4, 65 ff.

hatte den größten Respekt vor den feindlichen und eine sehr geringe Meinung von den frisch angeworbenen italienischen Truppen, welche allerdings, wie auch Guicciardini zugeben mußte, viel zu wünschen übrig ließen. Er war überhaupt die Bedenklichkeit selbst. Den von den päpstlichen Führern in Piacenza aufgestellten Plan fand er viel zu gewagt. Er forderte, daß die päpstlichen Truppen von Piacenza zurückgingen, unterhalb Cremona's über den Po setzten und sich mit ihm vereinigten; dann sollte die ganze italienische Streitmacht gegen die Adda vorrücken und dort in starker Stellung die Ankunft der Schweizer erwarten. Ohne diese Schweizer erklärte er nichts unternehmen zu können*).

Nun aber verzögerten die verschiedensten teils durch die Italiener, teils durch Frankreich verschuldeten Umstände die Ankunft dieser für unentbehrlich gehaltenen Hilfe, und kostbare Tage gingen ungenützt dahin. Während die Italiener so ihre Aussichten verdarben, hatten die Kaiserlichen ihrerseits in Mailand schwere Zeit. Der aufs äußerste erbitterten Bevölkerung gab die Nachricht vom Herannahen der Verbündeten Mut, ihren Grimm auszulassen. In zwei Tagen wurden nicht weniger als 150 Kaiserliche erschlagen. Eine Bande von 500 Mann zog aus der Stadt und machte weit und breit, wo sie vereinzelte Soldaten antraf, dieselben nieder. Und in der Stadt selbst kam es am 16. Juni zu einem blutigen Tumult. Zwei wichtige Posten wurden von dem empörten Volk überwältigt, der Campanile am Dom erstürmt, die Glocken in Bewegung gesetzt, um alles unter die Waffen zu rufen. Man erstaunt, daß die schwache Besatzung in den engen Straßen der großen Stadt sich zu behaupten vermochte, daß die Soldaten des Kastells der Bevölkerung nicht zu Hilfe kamen. Als statt dessen Spanier und Landsknechte von draußen herbeieilten, die Soldaten einige Häuser anzündeten, ihre losgelassene Wut die Stadt mit Ver-

*) De Leva 2, 339 ff.

nichtung bedrohte, erschraken die Vornehmen und baten um Gnade. Da die Hauptleute der Stadt für ihre eigene Behauptung bedurften, boten sie alles auf, dem Morden und Brennen ein Ende zu machen. Es gelang nur mit der größten Anstrengung. Alle Verdächtigen mußten nun die Stadt verlassen. Hunderte folgten ihnen jeden Tag freiwillig. Es war ein entsetzlicher Zustand. „Jeden Augenblick," schreibt Caracciolo am 22. Juni, „droht Plünderung und Brand. Die Soldaten sind tapfer, aber im höchsten Grade zucht- und sittenlos. Sie quälen die Bürger unbeschreiblich. Wenn dem Uebel nicht bald Einhalt geschieht, wird der Kaiser statt eines reichen und blühenden Landes nur verlassene und einstürzende Häuser und menschenleere Felder haben"*).

Wenn auch dieser niedergeschlagene Aufstand den Kaiserlichen insofern zu statten kam, als er eine Erhebung Mailands im Augenblicke eines Angriffs der Verbündeten ziemlich aussichtslos machte, blieb die Lage doch eine höchst mißliche; nur eine hervorragende Persönlichkeit wäre ihr gewachsen gewesen, und die fehlte. „Mehr als je," schreibt Mendoza am 28. Juni, „wird der Verlust Pescara's empfunden. Von den jetzt Kommandierenden wird der eine nicht geliebt, der andere nicht gefürchtet. Leyva ist so krank, daß man seinen Tod fürchtet. Neue Hauptleute thun dringend not." Als endlich Bourbon aus Spanien zurückkehrte, hatte seine nie sehr starke Autorität bei der Armee durch seine lange Abwesenheit empfindlich gelitten. Nur in einem Punkte stand es gut: weder Feldherren noch Soldaten fürchteten den Feind. Sie waren von vornherein überzeugt, daß die Italiener ohne die Schweizer keinen Angriff wagen würden, und da diese lange auf sich warten ließen, konnten sie sich, soweit es die mißlichen Umstände erlaubten, für die Verteidigung einrichten.

---

*) Generalpostmeister Simon de Taxis an Soria, 18. Juni, Caracciolo an den Kaiser, 22. Juni. Vgl. De Leva 2, 340.

Diese gute Zuversicht wurde aber erschüttert, als am 24. Juni die Nachricht nach Mailand kam, daß die Venezianer sich durch Verrat Lodi's bemächtigt hätten. Ein Versuch Del Guasto's, den wichtigen Platz wieder zu nehmen, mißlang. Der Kriegsrat beschloß, Pavia und Alessandria mit notdürftiger Besatzung zu versehen, alle übrigen Truppen aber bei Mailand zu konzentrieren.

Da den Venezianern durch die Einnahme Lodi's der Weg nach Mailand offen stand, schien ihr Vorrücken durch nichts mehr gehindert werden zu können. Aber Urbino war immer von gleicher Aengstlichkeit. Auch nachdem sich am 28. das päpstliche Heer mit dem seinigen vereinigt hatte, ging er auf Umwegen so langsam vor, daß er erst am 3. Juli San Donato, wenige Meilen von Mailand, erreichte. Wieder zauderte er hier zwei Tage. Endlich am 6. wagte er den Angriff auf die Stadt. Vor Tagesanbruch begann der Kampf an der Porta Romana. Wie hätten aber die rasch angeworbenen Italiener unter so mutlosem und höchst zwieträchtigem Kommando mit der nötigen Energie stürmen sollen? Sie wurden mit empfindlichem Verlust zurückgeworfen. Von erneutem Angriff wollte Urbino nichts hören, auch nichts von einer Einschließung der Stadt. Er ging auf Marignano zurück. In Venedig war man über diese Kriegführung sehr ungehalten und trieb den Herzog zu neuem Angriff. Da endlich 5000 Schweizer eintrafen, da er zugleich erfuhr, daß sich Sforza im Kastell von Mailand nur noch wenige Tage halten könne, setzte sich Urbino von neuem in Bewegung, aber wieder so langsam, daß er in drei Tagen nur drei Stunden Wegs zurücklegte. Nach langen Verhandlungen wurde beschlossen, am 25. einen neuen Angriff zu wagen. Ehe es dazu kam, mußte Sforza am 24. kapitulieren; das Kastell hatte nicht mehr für vier Mann Brot*).

*) De Leva 2, 343 ff. Guicciardini an Giberti, 27. Juli. Leider fehlen seine Briefe vom 2. bis 25. Juli.

Vor sechs Wochen war Italien voll Begeisterung für diesen Befreiungskampf gewesen; „in Rom," schrieb ein Augenzeuge, „schreit alles Krieg." Aber die vor Mailand gemachten Erfahrungen löschten diese Glut. Als der Papst von dem Unglück erfuhr, geriet er in die äußerste Verwirrung und Traurigkeit; seine Räte waren mehr tot als lebendig*). Er hatte sich in diesen Kampf mit einer seiner Natur ganz fremden Leidenschaft gestürzt, alle seine Brücken hinter sich abgebrochen. Der Kaiser war ihm zuletzt außerordentlich weit entgegengekommen. Er hatte ihm durch Moncada Anerbietungen machen lassen, welche die ganze italienische Frage so zu ordnen verhießen, wie er es nur wünschen konnte: die kaiserliche Armee sollte aus Italien zurückgezogen oder im Dienste des Papstes gegen Ferrara verwendet werden; Sforza sollte im Besitz Mailands bleiben, die ganze geistliche Gewalt im Königreich Neapel dem Papst ausgeliefert und dessen Verwandte dort mit Herzogtümern und Grafschaften ausgestattet werden, wie er es wünsche. Ja noch mehr: Moncada erklärte die Bereitwilligkeit des Kaisers, seinen Streit mit Frankreich dem Urteile des Papstes zu unterwerfen**). Es ist wahr, diese Anerbietungen (wenn sie wirklich in diesem Umfange gemacht wurden) gingen weiter, als daß der Papst an ihre Aufrichtigkeit glauben konnte; er witterte in ihnen nur die Absicht, ihn von der Liga zu trennen. Aber die Schroffheit, mit welcher er diese Anträge abwies, entsprach doch mehr leidenschaftlicher Erregung, als einer umsichtigen Erwägung der Weltlage. Als wenn er sich vor seiner eigenen Zaghaftigkeit hätte schirmen, die Möglichkeit des Schwankens hätte abschneiden wollen, gab er seinem Hader mit dem Kaiser einen Grad der Gehässigkeit, welcher für ihn, seine Kirche und Rom verhängnisvoll werden mußte***).

*) Brief Raince's vom 1. August bei Grethen S. 119.

**) So gab der Papst Moncada's Propositionen Guillaume du Bellay an. Siehe dessen Bericht im Anhang (2).

***) Siehe die Einzelheiten bei Grethen S. 109 ff.

Clemens verdankte seine Wahl zum Teil dem Kardinal Pompeo Colonna, war aber mit dem anspruchsvollen, leidenschaftlichen Herrn im Verlauf des Jahres 1525 in die heftigste Feindschaft geraten. Das Schicksal Italiens wollte es, daß sich seine Söhne untereinander nicht selten grimmiger haßten als die Fremden, von welchen sie mißhandelt wurden. Wie der Herzog von Urbino Clemens nie vergessen konnte, was er einst von Leo X. erfahren hatte, und wie dieser persönliche Groll unzweifelhaft auf die Kriegsführung des Herzogs einen stärkeren Einfluß übte, als sein Wunsch, die Fremden zu vertreiben, so ersehnten die Colonna nichts heißer, als Rache an dem Papste zu nehmen. Jetzt war der Augenblick dafür erschienen. Als die Spanier Ende Juni Rom verlassen mußten, begab sich Moncada zu den Colonna nach Genzano, während Sessa nach Neapel ging, um Truppen und Geld zu sammeln. Längst hatten die Colonna dem Kaiser angeboten, den Papst aus Rom zu verjagen, seine Herrschaft in Florenz umzustürzen. Einen Versuch des Kaisers, den Kardinal Pompeo mit dem Papste auszusöhnen, hatte dieser mit beispiellosem Zorn zurückgewiesen. Durch alle diese Vorgänge waren die Gedanken der Kaiserlichen darauf hingelenkt worden, zusammen mit den Colonna einen großen Streich gegen den Papst zu führen. Derselbe schien ihnen in jeder Beziehung eine exemplarische Züchtigung zu verdienen, da er die Freundschaft des Kaisers mit schnödem Undank gelohnt und seine Pflicht gegen Gott und die Christenheit gröblich verletzt habe *).

Im Juli hatte der Papst das durch seine Lage wichtige Siena, welches sich auf des Kaisers Seite gestellt, angegriffen, war aber zurückgeschlagen worden. Seitdem bedeckten sich diese mittelitalienischen Landschaften von Siena bis an die neapolitanische Grenze mit wachsendem Kriegsgetümmel, endlich erschienen auch französische Schiffe in den benachbarten Gewässern.

*) Siehe das charakteristische Schreiben Soria's bei Gayangos p. 760.

Der kleine Krieg ging unentschieden hin und her; dazwischen versuchte Moncada abermals den von so manchem Mißerfolg betroffenen und überdies durch erneute Verhandlungen des Kaisers mit Ferrara bedrohten Papst zu gewinnen. Da er wieder abgewiesen wurde, überließ er den Colonna das Feld. Mitte August rückten diese mit 5000 Mann gegen Rom. Der Papst konnte ihnen die gleiche Truppenzahl entgegenstellen. Aber an der neapolitanischen Grenze standen weitere 3000 Kaiserliche und der Papst wußte das Geld für seine Soldaten nicht aufzubringen. So ließ er sich am 22. August zu einem Vertrage mit den Colonna herbei, infolgedessen er seine Truppen bis auf 500 Mann entließ.

Graf Carpi hatte ihn mit aller Macht von diesem gefährlichen Schritte zurückzuhalten gesucht, welcher in der That üble Frucht tragen sollte. Denn der Vertrag wurde von den Gegnern nur in der Absicht geschlossen, den Papst zu entwaffnen und dann den Wehrlosen zu überfallen*). Moncada hatte sich mit den Colonna dahin geeinigt, da er die kaiserliche Sache neuerdings durch den Angriff der französischen und venezianischen Flotte auf Genua, durch die Ankunft französischer Truppen in Piemont und durch den Verlauf des Kampfes in der Lombardei ernstlich gefährdet hielt.

Der Papst war seit Ende August in eifriger Verhandlung mit einem außerordentlichen Gesandten des Königs Franz, dem später so bedeutsam hervortretenden Kriegsmann, Diplomaten und Geschichtschreiber Guillaume du Bellay. Aus dessen Bericht ersehen wir, daß die Italiener damals schon die Hoffnung aufgegeben hatten, das spanische Joch abwerfen zu können, ohne in neue Abhängigkeit von Frankreich zu kommen. Die Venezianer ließen du Bellay, wenn auch in vorsichtiger Verhüllung, ihre Bereitwilligkeit merken, Mailand an König Franz zu geben.

---

*) So schreibt Moncada unumwunden am 14. September dem Kaiser. Gayangos p. 897.

Der Papst dagegen ging in dieser Richtung mit auffallender Unumwundenheit vor. Er warf die Hauptschuld der bisherigen Mißerfolge auf die Langsamkeit Frankreichs. Dadurch sei nun aber die Lage eine sehr ernste geworden. Er könne die Last dieses Kriegs nicht lange mehr tragen. Wie jetzt die Dinge ständen, könne nur Frankreich die Rettung bringen. Nun begreife er wohl, daß sich die französischen Krieger langsamer bewegten, wenn sie für andere kämpfen sollten, als wenn es sich um ein französisches Interesse handelte. Er würde deshalb schon früher vorgeschlagen haben, König Franz zum Herrn von Mailand zu machen, wenn nicht, solange Sforza im Besitz der beiden Kastelle gewesen, dadurch Schwierigkeiten hätten entstehen müssen. Jetzt aber, da sich von Sforza nichts mehr hoffen lasse, habe er Venedig seine Ueberzeugung eröffnet, daß Mailand an Frankreich gegeben werden müsse.

Diese Unterredungen wurden am 14. September durch die Ankunft eines Edelmanns aus Neapel unterbrochen, welcher du Bellay meldete, die Colonna sammelten in den Abruzzen Fußvolk und Reiter. Als du Bellay das Clemens mitteilte, beschloß dieser, 2000 Schweizer kommen zu lassen. Den nächsten Tag trafen weitere üble Botschaften ein: die kaiserliche Flotte in Cartagena sei bereit, am 20. auszusegeln, Ferdinand werde gleichzeitig 10000 Landsknechte von Innsbruck auf Mailand marschieren lassen. Am 16. eröffnete der Papst du Bellay sein sorgenvolles Gemüt: die Dinge wären jetzt dahin gekommen, daß sie ein übles Ende nehmen würden, wenn König Franz das Unternehmen und die Eroberung nicht als seine eigene ansehen wolle, wobei ihn Venedig und die Kurie unterstützen würden. Er, der Papst, werde dabei seine letzte Kraft einsetzen. Es habe ihn peinlich berührt, daß der König zu glauben scheine, er wende die Schwierigkeiten seiner Lage nur vor, um sich von der Liga zu trennen. Hätte er derartige Absichten, so hätten ihm die Anträge Moncada's dazu die günstigste Gelegenheit geboten. Er sei aber entschlossen, bis zum äußersten an der

Liga festzuhalten. Sollte er mit dem Könige unterliegen, so würde er sich mit ihm auch wieder aufrichten. Er wolle lieber aus Rom vertrieben und entsetzt werden, als das Bündnis des Königs verlassen. Habe dieser doch noch Zweifel an seiner Zuverlässigkeit, so sei er bereit, nach Avignon zu kommen und dadurch volle Bürgschaft zu geben.

Während die nöthigen Schriftstücke ausgearbeitet wurden, welche du Bellay seinem König überbringen sollte, um das Bündnis auf wesentlich neuer Grundlage zu befestigen, kam am 19. eine Botschaft aus Ungarn, welche alles weit übertraf, was Clemens bisher für dieses Land gefürchtet hatte. Der unglückliche König Ludwig war am 29. August bei Mohacs mit seinem ganzen Heere dem türkischen Schwert erlegen, Ungarn die zertretene Beute der Ungläubigen. Bis tief in die Nacht hinein saß der Papst mit den Gesandten zu Rate, unter welchen besonders der Vertreter Ferdinands auf rasche Hilfe drang, da Oesterreich dem Türken jetzt ganz offen liege. Man einigte sich über die Notwendigkeit des Friedens, welchen der Papst persönlich in Avignon unter den dahin geladenen Gegnern vermitteln solle. Indem Clemens das du Bellay mitteilte, schärfte er ihm ein, daß der König deshalb seinen Angriff ja nicht aufschiebe!

In derselben Nacht kam die Nachricht, daß die Colonna mit 4000 oder 5000 Mann bei Anagni lägen und einen Marsch einschlügen, der an ihrer Absicht, Rom anzugreifen, nicht zweifeln lasse. Der Papst befahl sofort die Thore zu besetzen; den anderen Tag sollten Soldaten geworben werden. Es war aber noch so gut wie nichts geschehen, als die in Eilmärschen heranrückenden Feinde in die Stadt einbrachen. Sie verkündeten den Einwohnern, wenn sich jemand rühre, werde die Stadt geplündert. „Diese Besorgnis vor Plünderung," schreibt du Bellay, „oder ihre geringe Liebe zum Papst hielt jedermann im Hause." So bemächtigten sich die Feinde der ganzen Stadt, pflanzten ihre Adler auf und erhoben den Ruf für den Kaiser.

Der hilflose Papst hatte mit seinen Räten großen Streit über das zu Thuende. Zuletzt rettete er sich mit seinen Schätzen in die Engelsburg. In Rom hatte sich keine Hand zur Verteidigung gerührt: nichtsdestoweniger erfuhr die Stadt unbarmherzige Plünderung. Die erste Aufforderung zur Kapitulation wies der Papst mit sehr mutigen Worten zurück. Aber wirklich mit der Pike in der Hand auf die Mauer zu treten, wie er sich berühmt haben soll, war er doch nicht der Mann. Sollte er Rom völlig verwüsten lassen? Am Morgen des 21. unterwarf er sich den Forderungen der Sieger: er mußte einen viermonatlichen Waffenstillstand verheißen, dessen Beobachtung durch die Auslieferung zweier vornehmer Herren aus seiner Familie verbürgen, sein Heer aus Oberitalien in den Kirchenstaat zurückrufen, den Colonna für alles Absolution gewähren.

Der Papst war vom ersten Augenblick an entschlossen, den Feinden ihr Spiel heimzuzahlen. Er rief zwar einen Teil seines Heeres aus der Lombardei ab, die besten Truppen desselben mußten aber unter Giovanni de' Medici, als wenn dieser ein selbständiger Kriegsherr wäre, bei den Verbündeten bleiben. Andrea Doria ließ er mit seinem Geschwader in französischen Dienst übertreten. Den Schweizern schickte er heimlich, was er an Geld aufbringen konnte, soweit er es nicht für die bei Rom betriebenen Rüstungen brauchte, mit denen er an den Colonna Rache nehmen wollte. Sein Eifer wurde durch erfreuliche Nachrichten vom lombardischen Kriegsschauplatze belebt. Am 23. September mußte Cremona nach siebenwöchentlicher Belagerung vor Urbino kapitulieren. Die Liga stand übermächtig im Felde, da endlich auch 4000 Franzosen eingetroffen waren. Mit diesen, 6000 Schweizern, den 4000 Mann unter Medici, 10 000 Venezianern verfügte Urbino über eine Macht, mit welcher er die jetzt von Bourbon befehligten Kaiserlichen ohne übermäßige Anstrengung niederwerfen konnte, deren Lage wieder eine höchst trostlose war, da sich zu

all den alten Nöten böses Fieber gesellt hatte, welches nicht nur die Soldaten, sondern auch die Führer schlimm mitnahm*). Aber Urbino blieb immer derselbe. Nachdem er die Einnahme Cremona's mit dreiwöchentlicher Unthätigkeit gefeiert hatte, setzte er sich Mitte Oktober gegen Mailand in Bewegung, nicht um es zu belagern, sondern aus der Ferne einzuschließen.

Clemens fühlte sich dennoch jetzt stark genug, die Colonna zu züchtigen. Ende Oktober ließ er seine Truppen in ihre Städte und Dörfer einbrechen und dieselben barbarisch verwüsten. Dann wurde Pompeo aus der Liste der Kardinäle gestrichen, alle Besitzungen der Familie konfisziert. König Franz, der ihm noch immer zu lässig war, bewilligte er einen Zehnten von der französischen Kirche, um ihn zu größerem Eifer anzufeuern. Aber mitten in diesen Handlungen offener Feindseligkeit richtete er an den Kaiser ein Schreiben, worin er seinem Verlangen nach Frieden Ausdruck gab.

In Wahrheit hatte sich das Verhältnis unter diesen beiden Häuptern der Christenheit immer drohender gestaltet. Aus Granada den Gang der militärischen und diplomatischen Aktion in Italien wirksam zu leiten, war natürlich für Karl unmöglich. Seine Instruktionen hatten deshalb oft etwas Schielendes oder gar Widerspruchsvolles. Ehe er noch von der entschiedenen Feindseligkeit des Papstes wußte, gab er Moncada am 11. Juni Weisungen, deren Hauptabsicht darauf ging, den Papst, wenn irgend möglich, durch sehr weitgehende Zugeständnisse zu gewinnen; wenn das aber nicht gelänge, sollte er auf die von Kardinal Colonna gemachten Anerbietungen eingehen, welcher sich anheischig gemacht, den Papst aus Rom zu vertreiben, Siena, Florenz und einige Städte des Kirchenstaates zum Abfall zu bewegen. „Redet geheim mit dem Kardinal," schloß der Kaiser, „damit er wie aus sich das von seinen Agenten uns Angetragene ausführe, und gewährt ihm dabei insgeheim alle Unter-

*) Man sehe den Brief Nájera's vom 28. Oktober.

stützung“ *). Man kann nicht leugnen, daß Moncada und Colonna glauben durften mit dem, was sie seit dem 20. September in Rom thaten, den Willen des Kaisers zu erfüllen, obwohl Rom ausplündern, die päpstlichen Paläste selbst ausrauben etwas anderes war, als den Papst aus Rom vertreiben. Aber Moncada sowohl als der spanische Gesandtschaftssekretär Perez, der seit des Herzogs von Sessa kürzlich erfolgtem Tode den Kaiser in Rom vertrat, waren keinen Augenblick darüber zweifelhaft, wie sich der Kaiser zu diesen argen Thaten seiner Freunde zu stellen habe, welche er im voraus gebilligt. Sie schrieben ihm fast übereinstimmend, es werde gut sein, wenn er sein lebhaftes Bedauern über das Vorgefallene ausspreche, dem Nuntius vollste Genugthuung gebe, dem Papst einen sehr tröstlichen Brief schreibe, ebenso dem Kardinalskollegium, und den christlichen Fürsten erkläre, wie sehr das Geschehene seinen Absichten und seinem Willen entgegen gewesen **).

Ehe aber dieser gute Rat gegeben war, hatte der Kaiser ein ganz anderes Schriftstück ausgefertigt. Am 20. August war ihm durch Castiglione ein päpstliches Breve vom 23. Juni überreicht worden, welches die gesamte kaiserliche Politik einer verletzenden Kritik unterzog, als wenn sie nie etwas anderes verfolgt habe, als böswillige Vergewaltigung des heiligen Vaters, gierige Befriedigung maßloser Herrschsucht, während der Papst ihn mit Beweisen der Liebe überhäuft habe, bis zu dem Augenblicke, wo er durch des Kaisers unerträgliche Uebergriffe und Kränkungen zur Verteidigung der Freiheit Italiens, welche seine eigene Unabhängigkeit bedeute, gezwungen worden sei ***). Karl

*) Lanz 1, 216.

**) Perez an Karl den 23., Moncada den 24. September. Gayangos p. 930. Mignet 2, 259.

***) Man sehe dieses merkwürdige Aktenstück in des Kaisers Verteidigungsschrift p. 9 ff., sodann in Sadoleti epistolae, Romae 1759 t. 4 p. 161 sqq. Balan behauptet (1, 364), es zuerst vollständig und in echter Gestalt mitzuteilen. Statt dessen ist sein Druck durch die gröbsten Fehler entstellt. Man vgl. besonders p. 368 f., wo es öfter schwer fällt, nur den Sinn zu erraten.

war nicht in der Stimmung, ſolche Anſchuldigungen, welche in der That die wahren Hergänge vielfach grob entſtellten, unerwidert zu laſſen. Gattinara wurde mit einer ausführlichen Widerlegung beauftragt und dieſe in der feierlichſten Weiſe am 17. September in Gegenwart des Bartolomeo de Gattinara, Kanzlers der Krone Aragon, der beiden Sekretäre Lallemand und Alfonſo de Valdés und eines Notars von Gattinara dem Nuntius überreicht. Die ganze Vergangenheit des Papſtes, alles, was der Kaiſer ſeit 1518 von der Kurie erfahren hatte, wurde darin ſchonungslos, wenn auch in würdig gehaltener Sprache, durchgenommen, die Intriguen Leo's X. im Wahlkampfe, ſeine böſen Praktiken nach der Wahl, die Treuloſigkeit Clemens' im Winter 1524 auf 1525, ſein gottloſes Komplott zur Verführung Pescara's, welcher die Ueberzeugung gewann, daß Clemens an der Spitze der Verſchwörung ſtand und ſeine Abſicht darauf ging, Karl nicht nur ſeiner italieniſchen Beſitzungen, ſondern ſogar der Kaiſerwürde zu berauben. Der Papſt möge wohl erwägen, ob das ein Verfahren ſei, des Hauptes der Chriſtenheit würdig. Jeder gute Katholik müſſe über ſolche Dinge jammern, welche des Kaiſers Gemüt ſo bedrückten, daß er ſie lieber für einen täuſchenden Traum halten möchte. Der Papſt behaupte, er ſei von allen Königen zum Bündniſſe gegen den Kaiſer gedrängt worden. Was die Könige von Ungarn, Polen, Dänemark und Portugal angehe, ſo kenne der Kaiſer deren entgegengeſetzte Anſichten ſehr genau. „Der Engländer wird zwar Konſervator und Prokurator jenes Bündniſſes genannt, uns aber hat er geſchrieben, er habe nie in dieſes Bündnis gewilligt, auch das Protektorat desſelben nicht übernehmen wollen, obwohl er von Ew. Heiligkeit dringend dazu aufgefordert worden ſei. Der Franzoſe aber hat offen bekannt, daß er, ſchon ehe er frei in ſein Land zurückkehrte, von Ew. Heiligkeit gedrängt wurde, jenes Bündnis zu ſchließen. Ja es wird behauptet, daß Ew. Heiligkeit ihn, ohne daß er es gefordert, von dem uns geſchworenen Eide losgeſprochen habe,

was wir jedoch nicht glauben wollen, da etwas Derartiges dem Statthalter Christi durchaus fernliegen müßte" *).

In dieser Weise wurden alle Streitfragen der letzten Jahre, hier und da, wo es die Wichtigkeit zu erfordern schien, in eingehender aktenmäßiger Darlegung durchgenommen, überall die Treulosigkeit des Papstes aufgedeckt. Er behaupte, hieß es darauf, die Waffen nur zur Verteidigung Italiens und des römischen Stuhles ergriffen zu haben, die doch niemand angreife. Vielmehr werde dieser Krieg zum äußersten Ruin der Kirche, zur Beleidigung Christi und zur Verstörung des ganzen christlichen Gemeinwesens führen. Wenn der Papst ruhig prüfen wolle, müsse er bekennen, daß es in der ganzen Christenheit keinen treueren Freund der Kirche, keinen gehorsameren Sohn des apostolischen Stuhles gebe, als den Kaiser, aus dessen Ländern er größere Einkünfte beziehe, als aus der ganzen übrigen Christenheit zusammen. Der Papst möge nur die 100 gravamina deutscher Nation lesen; wenn der Kaiser ihnen nicht in seiner stets gleichen Devotion gegen den apostolischen Stuhl das Ohr verschlossen hätte, würde der Papst jetzt außer stande sein, eine Armee gegen ihn aufzustellen. Derselbe sage mit Recht, daß er und der Kaiser als die beiden von Gott eingesetzten Leuchten den gesamten Erdkreis erhellen sollten. Der Kaiser wünsche von Grund seines Herzens nichts, als Italien und die ganze Welt in Frieden zu sehen. Wenn der Papst die Waffen niederlege, würden es seine Verbündeten ebenfalls thun. Dann würden die Türken besiegt, die Lutheraner und sonstigen Sekten entweder unterdrückt oder zur römischen Kirche zurückgeführt werden. Er sei bereit, seine Königreiche und sein Blut für die Verteidigung der Kirche zu opfern, auch alles Geschehene zu

*) Nach einem Bericht Mai's vom 11. Mai 1529 hatte Clemens einem anderen Unterhändler des Kaisers gestanden, er habe aus Furcht vor dem Madrider Vertrage und dem Erscheinen Karls in Italien König Franz aus eigenem freiem Willen von seinen Eiden losgesprochen und zur Liga getrieben. Gayangos IV, 1, 20.

vergessen. Wenn aber der Papst diese seine Bemühungen vereitelt, wenn er die Rolle nicht des Vaters, sondern des Parteimannes, nicht des Hirten, sondern des Einbrechers spielt*), dann wird der Kaiser an das Urteil eines allgemeinen Konzils appellieren, das er sonst den Papst zur Heilung der Wunden der schwer heimgesuchten Christenheit zu berufen bittet.

Nachdem Gattinara dieses gewichtige Aktenstück, eine Staatsschrift großen Stils, dem Notar und Alfonso de Valdés übergeben, las es Valdés dem Nuntius vor. Dann wurde es in seiner Gegenwart mit dem kaiserlichen Siegel versiegelt und dem Nuntius mit der Bitte übergeben, es schleunigst nach Rom zu befördern**). Für Castiglione war die herbe Sprache desselben eine höchst schmerzliche Ueberraschung, da er nach seinen Unterredungen mit dem Kaiser einen viel versöhnlicheren Ton

---

*) Quum tunc non patris, sed partis, non pastoris, sed invasoris officium assumeret.

**) Der Kaiser ließ später, im April 1527, diese Verteidigung mit anderen Aktenstücken in Alcalá und dann, im August und September 1527, auch in Antwerpen und Mainz und, wie es scheint (Am Ende's Anm. zu Sleidan 1, 333) auch in Innsbruck drucken und so dieser schweren Anklage gegen die Kurie die weiteste Verbreitung geben. Trotz dem vom Kaiser dem Mainzer Drucker für fünf Jahre erteilten Privileg erschienen noch in demselben Jahre 1527 Nachdrucke in Köln, Augsburg und Basel. 1528 wurde die Schrift in Rom selbst gedruckt (Boehmer, Bibliotheca Wiffeniana 1, 84 ff.). Daß sie, wie Böhmer meint, schon 1526 gedruckt worden sei, halte ich für unmöglich, da die Briefe an Papst und Kardinäle erst am 12. Dezember übergeben wurden. In der mir vorliegenden Mainzer Ausgabe, welche den Titel führt: „Pro divo Carolo, eius nominis quinto Romanorum Imperatore . . . Apologetici libri duo," füllt des Kaisers Brief vom 17. September 66 Quartseiten. Daß der Kanzler bei seiner ungeheuren Arbeitslast ein solches Opus, welches vielfache Nachforschungen in den Akten erforderte, nicht selbst schreiben konnte, versteht sich von selbst. Die von den Biographen der Gebrüder Valdés längst aufgestellte Vermutung, daß Alfonso de Valdés der Verfasser dieses bedeutsamen Schriftstückes sei, welches er nach dem Kaiser unterzeichnete, welches er dem Nuntius vorlas, welches er zum Druck beförderte, drängt sich deshalb in jeder Weise auf. So wurde der Krieg eröffnet, welchen dieser merkwürdige Mann dann im nächsten Jahre mit noch ganz anderen Waffen gegen Rom fortführen sollte.

hatte erwarten müssen, zumal seit er demselben ein zweites Breve vom 25. Juni überreicht hatte, welches zwar sehr nichtssagend war, aber doch viel milder klang*). Ganz besonders beunruhigte ihn der angekündigte Appell an ein Konzil. Wenn man seine ausführlichen Mitteilungen an Schomberg liest, weiß man nicht recht, was man für die wahren Gesinnungen des Kaisers halten soll. Er fließt bei jeder Unterredung mit dem Nuntius von Beteuerungen seiner kindlichen Ergebenheit, seiner heißen Friedenssehnsucht über; er sucht gewissermaßen im voraus die Schärfe seiner Antwort zu entschuldigen, ja seine Räte dafür verantwortlich zu machen, welche gemeint hätten, eine Widerlegung der päpstlichen Anklagen sei unerläßlich, um noch schlimmere Streiche der Kurie unschädlich zu machen. Damit scheint zu stimmen, wenn Gattinara dem Nuntius sagt, er habe den Verdacht zu großer Ergebenheit an den Papst von sich abwälzen müssen. Und doch läßt sich kaum glauben, daß der Kaiser in dieser für ihn wichtigsten Frage Gattinara etwas habe thun lassen, das er selbst nicht billigte. Das Widerspruchsvolle seiner Lage, welche ihn zur Feindschaft gegen denjenigen zwang, mit dem alle seine Interessen ihn nötigten zusammen zu gehen, brachte es mit sich, daß er die schwersten Anklagen mit den wärmsten Liebesversicherungen wechseln ließ. Gegen Clemens erfüllte sich sein Inneres immer mehr mit bitterem Groll, vor dem heiligen Vater warf er sich immer mit derselben Inbrunst auf die Kniee. Clemens, erklärte er Castiglione, habe gegen ihn stets üble Gesinnungen gehegt, solange er Papst sei. Sollte doch das Breve vom 23. Juni nicht einmal die volle Meinung des Papstes gesagt haben, der die Absicht gehabt, den Kaiser anzuschuldigen, er habe die lutherische Sekte begünstigt und genährt, während man zugleich erfuhr, im Lager der heiligen Liga befänden sich 2000 aus Tirol geflohene Lutheraner **).

*) Abgedruckt Pro divo Carolo p. 89 sq.

**) Castiglione, Granada 18. September.

Hatte der Kaiſer Caſtiglione die beſten Verſicherungen gegeben, während er die ſchneidende Abfertigung ſchreiben ließ, ſo wiederholte er das Verfahren des Papſtes, indem er am 18. September eine ſehr verſöhnliche Antwort auf das zweite Breve ausfertigen ließ, obwohl er dasſelbe längſt kannte, ehe der Nuntius am 17. jene ſcharfe Antwort in Empfang nehmen mußte. Aber mit dieſen beiden Schriftſtücken waren die Abſichten des Kaiſers noch nicht erfüllt. Ehe ſie abgingen, ließ er durch Valdés am 6. Oktober ein drittes ausfertigen, nicht an den Papſt, ſondern an das Kardinalskollegium. Er forderte dasſelbe im Namen des Reichs und der ganzen Chriſtenheit auf, das ſchwere Unrecht gut zu machen, das ihm der Papſt angethan, an dem ſich aber auch die Kardinäle betheiligt. Denn unmöglich hätte doch der Papſt ein ſo wichtiges Dokument wie das Breve vom 23. Juni ohne ihre Mitwirkung erlaſſen können. Darin ſei aber er, der erklärte Protektor des heiligen Stuhles, der getreueſte aller chriſtlichen Fürſten, der gehorſamſte Sohn der Kirche, in höchſt unbedachtſamer Weiſe verleumdet worden, er, der zu ſeinem ſchweren Nachteil die dringenden Forderungen Deutſchlands, die römiſchen Mißbräuche zu beſeitigen, beharrlich abgewieſen und die Speierer Verſammlung unterſagt, obwohl man von ihr eine Beſchwichtigung der immer bedrohlicheren Unruhen gehofft. Aber baldige Berufung eines Konzils habe er den Deutſchen verſprechen müſſen. Er habe den Papſt darum gebeten, der aber trotz allem, was er in Deutſchland für ihn gethan, ſeine Bitte abgewieſen und ihn dann mit jenen ungeheuerlichen Anklagen heimgeſucht. Mit der Widerlegung derſelben habe er die Bitte um Berufung des Konzils wiederholt. Er fordere die Kardinäle auf, den Papſt an der Ausführung ſeiner gottloſen Abſichten zu hindern, für die Berufung des Konzils zu ſorgen. Sollten ſich auch ſie ihrer Pflicht entziehen, „ſo beteuren wir bei dem allmächtigen Gott, daß, wenn daraus für die römiſche Kirche und die chriſtliche Republik Unheil entſteht, es nicht unſere, ſondern deren Schuld iſt, welche

mehr ihren Begierden als Christi Ruhm und seines Volkes Heil dienen. Wir werden dann kraft unserer kaiserlichen Würde nach bestem Vermögen jedes Heilmittel anwenden, damit wir weder Christi Ruhm, noch unsere Gerechtigkeit, noch Friede und Ruhe der Christenheit verabsäumt zu haben scheinen"*).

Der Verkehr zwischen Granada und Rom war damals ein außerordentlich langsamer; seit dem Ausbruch des Krieges brauchten die Briefe öfter mehr als zwei Monate. So erhielt Perez die kaiserlichen Schreiben vom 17. und 18. September und 6. Oktober erst am 9. Dezember. Die Gesamtlage hatte sich damals in Italien gewaltig verändert. Das Unwetter, das Clemens und Rom zerschmettern sollte, zog unheimlich heran. Trotzdem hatten verschiedene Unterhändler des Kaisers, welche nacheinander den Versuch machten, den Papst auf seine Seite zu ziehen, keinen Erfolg gehabt. Wenn er aber auch das Beste verspräche, meinte Perez, werde er es nicht halten. Der Spanier beschloß deshalb, die Ueberreichung der Schriftstücke so empfindlich als möglich einzurichten. Er hielt sie bis zum 12., wo der Papst ein Konsistorium abhielt, geheim; dann trat er mit drei spanischen Zeugen und einem spanischen Notar in die Versammlung, überreichte dem Papst die zwei Schreiben des Kaisers, den Kardinälen das für sie bestimmte, und ließ, nachnachdem er den Saal verlassen, von dem Notar einen Akt über das Geschehene aufnehmen**). Alsbald wußte Rom, daß der Kaiser den Papst vor ein Konzil geladen.

Der Bruch zwischen Kaiser und Papst war ja längst offenkundige Thatsache; aber erst diese Aktenstücke zeigten doch der Welt, wie weit die Feindschaft unter den Häuptern der Christenheit gediehen, zu welchen Mitteln der Kaiser zu greifen entschlossen und wie auch er trotz aller katholischen Frömmigkeit über den Papst zu denken genötigt war. Nun hatte dieses

*) Pro divo Carolo p. 93 sqq.
**) Pro divo Carolo p. 100 sqq.

Verhältnis natürlich auch auf die Politik des Kaisers und seines Bruders in Deutschland zurückwirken müssen, und wie sehr auch beide sich sträubten (wir werden es demnächst genauer erfahren), die Behandlung der religiösen Frage davon berühren zu lassen, die Deutschen wußten eben doch, daß der Papst dem Kaiser den Krieg erklärt habe, daß er ihm überall, auch in Deutschland, entgegenarbeite, und sie fühlten sich mehr als je geneigt, unter die kaiserlichen Fahnen zu eilen, um in des Kaisers Dienst den gehaßten Papst zu treffen. Diese Stimmung kam dem Kaiser mächtig zu Hilfe, als im Sommer und Herbst 1526 die Behauptung Mailands davon abhängig wurde, daß die kaiserlichen Hauptleute einen starken Zuzug aus Deutschland erhielten. Seit dem Mai baten sie Ferdinand, ihnen einige Tausend Landsknechte zu senden, und der Erzherzog versprach damals, Frundsberg werde ihnen alsbald 2000 Mann zuführen. Aber mit einem so geringen Haufen ließ sich der Marsch durch das venezianische Gebiet nicht forcieren, und zu stärkerer Werbung fehlte das Geld. Es war noch nichts Erhebliches geschehen, als das ungarische Unglück hereinbrach. Schon am 28. August klagte Guasto: „Wir haben oft an den Erzherzog geschrieben; er gibt uns alle möglichen Versprechungen, aber die erwarteten Verstärkungen kommen nicht. Wir zweifeln jedoch nicht, daß er uns bald hilft. Nie konnte sein Beistand willkommener sein als jetzt, denn unsere Lage ist sehr kritisch.“ Das schwache kaiserliche Heer zählte 1500 Kranke, und es sollte die Stadt gegen 20000 Feinde halten*). Am 9. September schrieb Guasto dem Kaiser, wenn Cremona falle (und es müsse fallen, wenn es nicht entsetzt werde), so werde das Heer in Mailand vollständig blockiert und, um nicht zu verhungern, genötigt werden, sich durchzuschlagen. Genua drohe Belagerung zu Land und Wasser. Alle festen Plätze, ungenügend besetzt,

*) Del Guasto an Castaldo, Nájera an Karl, Mailand den 28. und 27. August. Gayangos p. 855. 859.

ohne Munition und Proviant, seien in Gefahr, das Heer aus Rand und Band. Wenn nicht Lannoy sehr bald mit starker Macht komme oder Ferdinand seine Landsknechte sende, fürchte er das Schlimmste. Damals lebte man in Mailand der Hoffnung, in Tirol ständen 6000 Mann bereit; Frundsberg hatte geschrieben, er hoffe sich trotz allem durchzuschlagen. Aber Mohacs brachte neue Hemmung. Ferdinand mußte von Innsbruck nach Wien eilen. Da er aber wußte, wie bedenklich es um Mailand und Genua stand, und diese italienischen Dinge ihm über alles am Herzen lagen, befahl er, seine Juwelen zu verpfänden; mit dem Ertrage sollte Frundsberg 10 000 Mann werben. Dieser ritt nach Augsburg, um bei den dortigen Bankiers, den alten Freunden des Hauses Habsburg, das nötige Geld aufzutreiben. Er brachte für 60 000 Dukaten Juwelen, Verschreibungen der Innsbrucker Kammer, alle denkbaren Sicherheiten: trotzdem fand er kein Geld. Er schickte Boten nach Nürnberg und Straßburg, an Margarete; aber nur langsam tröpfelten kleine Summen zusammen. Fast das beste war, daß ihm Bourbon aus Mailand 10 000 Dukaten schickte. Mit der äußersten Ungeduld ertrug er die peinliche Lage. Er wußte, wie es in Mailand stand, wo sein Sohn Kaspar die Landsknechte kommandierte. Die Leute drängten sich zu seinen Fahnen: welche Wonne, gegen den Papst auszuziehen! Aber mit ganz leerem Beutel konnte der Marsch doch nicht unternommen werden.

Endlich hatte er durch Verkauf und Verpfändung seiner eigenen Güter, des Geschmeides seiner Frau zu jenen Juwelen Ferdinands so viel Geld zusammengebracht, daß er sich in Bewegung setzen konnte. Am 19. Oktober schrieb er Bourbon aus Füßen: am 1. November werde er 32 Fähnlein in Meran mustern und dann sofort nach Italien aufbrechen. Es war fast zu spät. In demselben Briefe vom 28. Oktober, in welchem Nájera dem Kaiser diese erfreuliche Botschaft Frundsbergs meldet, fügt er hinzu, die Generäle seien zum Angriff ent-

ſchloſſen, ob Frundsberg komme oder nicht; denn ſie hätten keinen Pfennig Geld, keine Vorräte, das Land ſei vollkommen ausgefreſſen. Es bleibe nichts übrig, als zu ſiegen oder zu ſterben.

Frundsberg hielt mehr als Wort. Da er Anfang November ſein Volk bei Meran und Bozen ſammelte, waren es 35 Fähnlein, an 11 000 Mann, vorzügliche Leute unter den beſten Hauptleuten. Da ſah man eine ſtattliche Reihe der Kriegsmänner verſammelt, welche in den nächſten Jahrzehnten das deutſche Schwert zu Ehren brachten: Sebaſtian Schertlin, Konrad von Bemelberg, der kleine Heß genannt, Ludwig Graf zu Lodron, Frundsbergs Schwager, eine Menge anderer Grafen und Herren. Viertauſend Mann nahmen ohne alle Löhnung an dem Zuge teil; die anderen begnügten ſich mit dem kärglichſten Sold. Alles brannte vor Begierde, die „guten ehrlichen Geſellen“ in Mailand zu befreien, dann Rom einen Beſuch abzuſtatten*).

Am 9. November brach Frundsberg von Trient, wo einige Tauſend Mann von der freigelaſſenen Beſatzung Cremona's zu ihm geſtoßen, gen Süden auf. Natürlich hatte Venedig alle Straßen und Päſſe auf das ſorgfältigſte geſperrt. Aber wie oft war Frundsberg ſchon in winterlicher Zeit über dieſe Höhen geklettert! Er fand auch jetzt einen Steig, den die Feinde unbeachtet gelaſſen hatten, weil ſie ihn für ungangbar hielten. Wie Alpenjäger ſtiegen die Landsknechte in die ſteilen, pfadloſen Wildniſſe, oft ein Mann hinter dem andern kletternd. Der ſchwere Frundsberg, jetzt doch ſchon 53 Jahre alt, wäre wohl öfter in Gefahr geweſen, wenn ſeine Leute ihm nicht die Spieße wie ein Geländer dargeboten oder mit ihren Leibern ihn geſtützt hätten. Von den Feinden unbeläſtigt, vollbrachten

*) Reißner, Frundsberg, Fol. 85 f. Ranke 2, 266 f. Ferdinand in ſeinem Briefe an Karl, Wien 31. Dezember (Gevay 1, 29) gibt das Heer Frundsbergs auf 12 000 payez et environ 4000 aventuriers lanskenetz an.

die Deutſchen den gefährlichen Marſch. Am 19. ſammelten ſie ſich in der Nähe Brescia's. Es waren noch einige Tagemärſche nach Mailand. Aber Urbino verlegte den Weg. Frundsberg, der weder Reiter noch Geſchütz über die Berge hatte bringen können, meinte den Feind, der ihm doch ſchwerlich Stand gehalten hätte, nicht angreifen zu können, ſchlug vielmehr die Richtung an den Po ein. Urbino folgte ihm, beläſtigte ihn, wagte ihn aber nicht ernſtlich anzufaſſen. So kamen die Deutſchen in die Nähe Mantua's; da ſie hier einen ſchmalen Damm überſchreiten mußten, welcher zur Brücke über den Mincio führte, griff Giovanni de' Medici heftig an. Es war ein höchſt kritiſcher Moment. Da half wieder einmal der Papſt den Ketzern.

Wir hörten, wie Clemens ſich im Frühling ſogar überwunden habe, Ferrara die Hand zu bieten. Aber mit ſeiner gewöhnlichen Unentſchloſſenheit und ſeinem Widerwillen gegen den Herzog verzögerte er den Abſchluß ſo lange, bis es zu ſpät war. Erſt am 17. November kam Guicciardini in die Lage, den Herzog um eine Konferenz zu bitten. Wie hätte dieſer jetzt ſich beeilen ſollen, dem Papſte entgegen zu kommen, wo aller Blicke nach Norden gerichtet waren, alles lauſchte, was die Landsknechte unternehmen würden? Man hatte eben in Ferrara erfahren, daß ſie an den Po marſchierten, als ein von Lannoy geſendeter Bote eintraf, welcher für den Herzog die kaiſerliche Belehnung mit Modena und Reggio und die Zuſage der Hand ſeiner natürlichen Tochter Margarethe für des Herzogs Sohn brachte. Da das Erſcheinen Frundsbergs die Sache des Kaiſers mächtig gehoben hatte, ſchloß der Herzog raſch ab. Auf dem Wege nach Ferrara erfuhr Guicciardini am 25., daß er zu ſpät komme, daß der Herzog den Deutſchen Geſchütze geſendet. Dieſe Kanonen bahnten Frundsberg den Weg über den Mincio und befreiten ihn von ſeinem gefährlichſten Gegner. Denn einer der erſten Schüſſe traf Giovanni de' Medici, den muthigſten und fähigſten unter den italieniſchen

Führern. Am 30. erlag der junge Krieger in Mantua seiner Wunde. Schmerzlich bewegt ruft Guicciardini aus: „So hat es Gott gefallen, so große Kraft genau in dem Augenblicke auszulöschen, wo wir ihrer am meisten bedurften.“ Da Medici nicht mehr trieb, ließ Urbino nicht nur am 28. November die Deutschen über den Po gehen, sondern stellte die Verfolgung vollständig ein*). Von Ferrara mit Geld und Geschütz unterstützt, konnte Frundsberg den Po aufwärts marschieren und, durch Wetter und Wasser freilich oft zu mehrtägigem Stilliegen genötigt, Ende Dezember das Gebiet von Piacenza erreichen. „Hier,“ schrieb er Bourbon, „sind wir glücklich angelangt über hohe Berge und tiefe Wasser, mitten durch die Feinde, in Hunger und Mangel und Armut. Was sollen wir thun?“ Guicciardini aber schrieb: „In den Geschäften des Kaisers zeigt sich wieder das maßlose Glück, welches jedermann kennt; der Gipfel desselben besteht darin, daß er immer mit Feinden zu thun hat, welche ihre Kräfte nicht zu benutzen wissen“**).

Wer den Gang der Ereignisse seit dem Abschluß der heiligen Liga überblickte, konnte kaum zweifeln, was die nächste Zeit bringen werde. Hatte das schwache, von Nöten aller Art bedrängte Heer des Kaisers so viele Monate der feindlichen Uebermacht ohne erhebliche Verluste Stand halten können, so konnte ihm jetzt niemand den Sieg streitig machen. Denn jetzt wurde des Kaisers Sache nicht nur durch die Landsknechte

*) Einen Augenblick dachte er daran, bei Cremona über den Po zu setzen und Frundsberg auf dem rechten Ufer entgegen zu treten, gab es aber auf. So meldet Nájera am 5. Dezember dem Kaiser. Er läßt Medici nicht von einer Kanonenkugel, sondern durch einen Musketenschuß verwundet werden. Er nennt ihn el mejor hombre que para escaramuçar y combatir habia en todo el campo de la liga. Die Feinde meinten mit ihm todas sus fuerças y esfuerço verloren zu haben. Siehe den Brief bei Villa, Italia desde la batalla de Pavía hasta el saco de Roma p. 180 f.

**) Guicciardini, Opp. ined. 4, 544 ff. 5, 50.

Frundsbergs, sondern auch durch ein fast ebenso starkes Heer hochgehalten, welches endlich Lannoy aus Spanien herbeigeführt hatte. Ungefähr gleichzeitig erfuhr Clemens, daß Frundsberg über den Po gegangen und Lannoy mit seiner Flotte in den toscanischen Hafen S. Stefano eingelaufen sei. Einen Augenblick fürchtete man, die Landsknechte würden geradeswegs auf Rom marschieren. Wenn sie es thaten und Lannoy ihnen die Hand reichte, so war der Papst verloren. Man kann sich deshalb nicht wundern, daß er in einen Zustand geriet, in dem er, wie Carpi schreibt, nicht wußte, wo er war. Aber in kurzem kamen beruhigende Nachrichten. Die Landsknechte zogen nicht südlich gegen Rom, sondern westlich gegen Piacenza, und Lannoy schiffte sein Heer nicht in S. Stefano aus, sondern fuhr weiter nach Neapel. Dahin schickte der Papst am 2. Dezember seine Bevollmächtigten, um mit Lannoy zu verhandeln. Es schien den Ernst des Papstes zu beweisen, als er am 11. sogar Schomberg nachschickte. In Wirklichkeit wurde jedoch dadurch die französische Partei vom letzten Gegengewicht befreit; jetzt war Giberti allein Herr der päpstlichen Entschließungen, zumal denselben 11. die freudige Botschaft eintraf, daß die so lange ersehnte französische Flotte endlich vor Savona erschienen sei und Renzo da Ceri demnächst mit einer Geldsendung in Rom eintreffen werde. Sofort schlug die Angst des Papstes in Zuversicht um: er ließ Schomberg sagen, seine Reise zu Lannoy habe nicht ernstliche Verhandlung zum Zweck, sondern ein Kompliment für den Vizekönig zu bedeuten. Unterhandlungen würden am besten in Rom geführt werden*).

Den nächsten Tag kamen die ersten Boten aus Neapel zurück mit Bedingungen, welche nach Lage der Dinge überraschend bescheiden gefunden werden mußten. Lannoy schlug einen sechsmonatlichen Waffenstillstand vor; als Sicherheit sollte der Papst Ostia und Civitavecchia oder Parma und Piacenza

*) Grethen S. 136 ff.

geben, wogegen der Vizekönig ihm seinen Sohn stellen würde; über die Höhe einer vom Papst zu zahlenden Kriegsentschädigung sollte noch verhandelt werden. Solche Bedingungen hätte nur völlige Verblendung ablehnen können. Aber Lannoy, der wohl erst jetzt übersah, wie günstig die Sache seines Herrn in Italien stand, nahm jenen Antrag alsbald zurück und erklärte, nur wirklichen Frieden annehmen zu können, der dann noch durch Pisa und Livorno von seiten der Florentiner verbürgt werden müsse. Als Clemens diese Forderungen ablehnte, ging Lannoy noch weiter; er forderte jetzt als Bürgschaft des Friedens Parma, Piacenza, Ostia, Civitavecchia, Pisa und Livorno. Zugleich ließ er sein Heer in den Süden des Kirchenstaats einrücken.

Die Gedanken des Papstes schwankten unsicher hin und her. Am 27. Dezember eröffnete er Foscari den Einfall, man solle einen Versuch machen, Frundsberg zu bestechen, daß er umkehre; in seiner Geldnot und Geldliebe werde er wohl darauf eingehen. Der Venezianer hielt es für unwahrscheinlich, daß ein Kriegsmann, welcher seine Treue gegen den Kaiser durch ein so langes Leben bewährt und eben noch alle seine Güter verpfändet habe, um ihm zu dienen, durch Geld gewonnen werden könne; lieber solle der Papst die Landsknechte zu bestechen suchen. Er ermahnte ihn dann von neuem, wie er schon oft gethan, er möge doch seiner Geldnot dadurch ein Ende machen, daß er einige Kardinäle kreiere. Clemens erwiderte darauf nichts, sagte nur, er werde Kleinodien der Peterskirche fortfahren zu versilbern*). Er machte dem Venezianer an diesem Tage einen sehr traurigen Eindruck. Wie mußte derselbe erstaunen, als Clemens am Neujahrstage nach der Messe in St. Peter eine Vermahnung an Lannoy und die Colonna verlesen und dem Vizekönig mit dem Bann drohen ließ, wenn er nicht binnen sechs Wochen die Waffen niederlege!

Das war wohl die Wirkung verhältnismäßig günstiger

*) Foscari an die Zehn, Rom 27. Dezember. Archiv der Frari.

Nachrichten aus Frankreich, deſſen träges Gehenlaſſen den üblen Gang des Kriegs ebenſo verſchuldet hatte, wie die Schlaffheit oder Unluſt Urbino's. Jetzt endlich waren den Geſandten des Papſtes und Venedigs wenigſtens die beſten Verheißungen gegeben*). Giberti mochte dadurch ſtark genug werden, den Papſt zu einer ſolchen Unbeſonnenheit zu verlocken. Clemens ſollte ſie bald bereuen. Als Renzo endlich am 8. Januar 1527 in Rom eintraf, brachte er nicht Geld, ſondern die Forderung, wenn die franzöſiſche Flotte gegen Neapel operieren ſolle, müſſe der Papſt auf Neapel zu Gunſten des Königs oder eines ſeiner Söhne verzichten. Das war alſo aus der ſo ſtolz verkündeten Befreiung Italiens geworden, daß das im Sommer 1525 ſo uneigennützige Frankreich jetzt zu Mailand auch Neapel forderte! Die Antwort des Papſtes beſtand darin, daß er am 28. Januar mit Lannoy einen Vertrag abſchloß, welcher einen dreijährigen Frieden ausmachte. Der Papſt hatte danach mit Florenz an den Kaiſer 200000 Dukaten zu zahlen und als Bürgſchaft dafür Parma, Piacenza und Civitavecchia einer dritten Perſon zu übergeben. Venedig konnte beitreten, wenn es eine noch zu beſtimmende Summe an den Kaiſer zahlte. Die Colonna ſollten alles zurück erhalten, was ſie früher beſeſſen. Aber kaum war dieſer Vertrag zu ſtande gekommen, ſo wurde der Papſt durch die Nachricht, daß aus Frankreich und England je 30000 Dukaten für ihn unterwegs ſeien, wieder mit Kriegsluſt erfüllt. Er befahl, da der Vertrag erſt in acht Tagen in Kraft treten ſollte, trotz der bedungenen Waffenruhe ſeinen Hauptleuten, offenſiv vorzugehen. Dieſe brachten dann Lannoy am 3. Februar vor Froſinone eine Schlappe bei, welche ihn zu einer rückgängigen Bewegung nötigte. Nun wollte der Papſt von den ihm läſtigen Bedingungen des Vertrags nichts mehr wiſſen. Man trug ſich in Rom mit kühnen Plänen gegen

*) Acciajuoli's Berichte an Giberti und Salviati vom 16. und 17. Dezember. Desjardins, Négociations de la France avec la Toscane 2, 862 ff.

Neapel. Und in der That war das Königreich so schlecht verteidigt, daß Doria mit der französischen Flotte rasch eine Anzahl Küstenstädte nehmen und Renzo da Ceri in den Abruzzen vordringen konnte.

Lannoy war nicht der Mann, ernster Gefahr beharrlich die Stirn zu bieten. Wie er im Dezember 1524 von Pescara nur mit Mühe abgehalten werden konnte, von Lodi zum Schutze Neapels gegen Albany abzuziehen, so meinte er jetzt der Bedrohung Neapels um jeden Preis vorbeugen zu sollen, obwohl die großen Hoffnungen, welche man in Rom einen Augenblick auf die Erfolge in Neapel setzte, sehr rasch zerrannen *). Das päpstliche Heer war in trauriger Verfassung, das französische und englische Geld rasch verbraucht, die Aussicht, daß Frankreich endlich energisch in den Kampf eintrete, so unsicher wie je. Trotzdem mochte Lannoy bei der unzuverlässigen Gesinnung der Neapolitaner und den Schwierigkeiten, welche er mit seinen Truppen hatte, meinen, er sei noch übler daran als der Papst, und so kam nach längeren Unterhandlungen am 15. März ein Vertrag zu stande, welchen der Papst für ein überraschendes Glück halten mußte, obwohl er dennoch mehrere Tage schwankte, ob er annehmen oder ablehnen sollte **). Es wurde eine achtmonatliche Waffenruhe ausgemacht, welcher Venedig und Frankreich beitreten konnten. Von Bürgschaften, welche der Papst zu stellen, von Zahlungen, welche er zu leisten habe ***), war nicht mehr die Rede. Die beiderseitigen Gebiete sollten von den feindlichen Truppen sofort geräumt werden.

Neapel wurde freilich durch diesen Pakt gesichert, aber das italienische Interesse des Kaisers aufs empfindlichste bloßgestellt.

---

*) Giucciardini, Opp. ined. 5, 325. Mignet 2, 294.

**) Giberti an Trivulzio, 12. März ff. Lettere di Principi 2, 59 ff.

***) Nur für die Befreiung jener beiden, früher als Geißeln gestellten Mitglieder seiner Familie sollte er 60000 Dukaten zahlen. Das schreibt ausdrücklich Nájera den 28. März bei Villa, Memorias para la historia del asalto y saqueo de Roma p. 78.

Was sollte aus Frundsberg werden, wenn er nach diesem Abkommen in die Lombardei abziehen mußte, welche nicht einmal das Heer Bourbons zu ernähren vermochte! War es etwa Lannoy recht, Bourbon in recht peinliche Verlegenheit zu bringen, oder rechnete er von vornherein darauf, daß dieser den Vertrag abweisen würde? *).

Die Dinge im Norden der Halbinsel hatten, seit wir Frundsberg verlassen, einen wunderlichen Gang genommen. Der Vereinigung Bourbons mit ihm schien seit Ende Dezember nichts mehr im Wege zu stehen, da Urbino weitab östlich am unteren Po still lag. Aber Bourbon konnte nicht von Mailand fortkommen, weil die Soldaten sich zu marschieren weigerten, ehe sie Geld erhalten. Nach unendlichen Mühen gelang es durch eine neue Zwangssteuer, welche man dem unglücklichen Mailand auflegte, durch Versilberung verschiedener Kirchenkleinodien und durch eine Selbstbesteuerung der Hauptleute **) die Truppen so weit zu befriedigen, daß man am 1. Februar von Mailand aufbrechen konnte. Leyva blieb dort mit etwa 12000 Mann zurück ***). Es fragte sich zunächst, ob man Piacenza angreifen solle. Da es aber stark besetzt war und der Herzog von Ferrara zu eiligem Vormarsch trieb, beschloß man, gen Süden aufzubrechen. Auch das kam jedoch nur langsam zur Ausführung. Alle paar Tage gab es kleine Meutereien; dann hinderte das Wetter. Erst am 19. führten

*) Das letztere müßte man nach dem Berichte Nájera's vom 28. März annehmen, wo er schreibt, Lannoy habe Bourbon sagen lassen, er möge trotz dem Vertrage vorwärts marschieren, wenn er sich stark genug dazu fühle; dann werde auch er mit seinem Heere nach Rom kommen; Bourbon möge aber wohl überlegen, was er thue. Es fragt sich nur, ob diese Angabe Nájera's zuverlässig ist, da sie ihm so sehr paßte.

**) Nájera an Karl, 18. Februar. Villa, Italia p. 187. Bourbon mußte 3000, del Guasto und Leyva je 1000, die Hauptleute 300 oder 200 escudos zahlen. Sie waren also doch wohl leidlich bei Kasse, obwohl sie lange keinen Sold erhalten.

***) Die dortige Armee hatte also inzwischen, ich weiß nicht wodurch, eine beträchtliche Verstärkung erfahren.

Bourbon und Frundsberg ihre Truppen zusammen. Jetzt ging es in starken Märschen auf Bologna, in dessen Nähe sie Anfang März eintrafen. In Castel S. Giovanni nördlich von jener Stadt schlug das Heer sein Lager auf.

Sobald sich die Kaiserlichen wieder in Bewegung setzten mit der unzweifelhaften Absicht, entweder Florenz oder Rom oder beide zu treffen, mahnte Guicciardini unablässig, der Papst müsse rasch zu einer Entscheidung kommen, entweder mit voller Energie den Krieg fortzuführen oder Frieden zu machen. Das bisherige Schwanken zwischen beiden werde sicheres Verderben bringen. Es werde die Unlust der Verbündeten, zu helfen, steigern und den Kaiserlichen die Möglichkeit schaffen, eine Stellung zu gewinnen, wo sie nur noch auf einen Vertrag eingehen würden, welcher des Papstes völligen Ruin bedeute. Anfang Februar schien sich Clemens für Fortsetzung des Kriegs entschieden zu haben. Wenn er das wolle, schrieb Guicciardini, müsse er die Vorbedingungen erfüllen, von denen ein Erfolg abhänge. Er müsse das früher bei Ferrara Versäumte nachzuholen eilen und die Unlust des Herzogs von Urbino in guten Willen zu verwandeln suchen. In der That hatten diese beiden Herzöge jetzt die Zukunft Italiens in der Hand. Wie Frundsberg ohne Alfonso's Hilfe schwerlich über Mincio und Po gekommen wäre, so hing der Vormarsch der Kaiserlichen gegen die Romagna und Toscana durchaus von der Unterstützung des Herzogs ab. Hätte er nicht namentlich im März immer wieder mit Geld, Mehl, Vieh ausgeholfen, so würde sich das Heer in S. Giovanni, wo längere Zeit Schnee und Regen jede Bewegung hinderten, vermutlich in Zuchtlosigkeit aufgelöst haben. Zumal wenn Urbino den in Bologna stehenden päpstlichen Truppen die Hand geboten und dadurch dem Feinde unmöglich gemacht hätte, sich weit über das Land zerstreuend Korn und Vieh zusammenzutreiben.

Statt dessen hatte Urbino das Gegenteil gethan. Sobald die Feinde den Marsch auf Bologna antraten, ging er über

den Po zurück. Guicciardini kannte den Grund dieſes Verfahrens ſehr gut. Die Venezianer hatten längſt das Vertrauen auf die Beharrlichkeit des Papſtes verloren. Sie meinten jeden Augenblick darauf gefaßt ſein zu müſſen, daß er mit dem Kaiſer Frieden mache, wo dann die Scharen Bourbons und Frundsbergs ſich auf ihr Gebiet ſtürzen würden. Deshalb handelte Urbino ganz im Sinne der Republik, wenn er auf Guicciardini's Wunſch, ſich mit den Päpſtlichen in Bologna zu verbinden, nicht einging, ſondern behauptete, man hindere den Feind am beſten, wenn man in zwei Abteilungen operiere, von denen die eine ſeinen Vortrab aufhalte, die andere ſeine Nachhut beläſtige. Wenn er nun aber im Augenblicke des Vordringens der Feinde gar zurückwich, ſo wurde das nicht von dem venezianiſchen Intereſſe, ſondern von ſeiner perſönlichen Stimmung eingegeben. Er grollte, wie wir wiſſen, den Medici und wollte jetzt, wo Clemens' Schickſal in ſeiner Hand lag, wenigſtens eine gewiſſe Genugthuung haben. Nach Guicciardini's Korreſpondenz hätte er ſich auf die Forderung des kleinen S. Leo bei Florenz beſchränkt, deſſen Wert ſowohl für dieſe Stadt wie für Clemens ſo gering war, daß beide ſich nicht einen Augenblick beſinnen durften, mit ihm den guten Willen Urbino's zu gewinnen. Das unterlag für Guicciardini ſo gar keinem Zweifel, daß er am 20. Februar, als er vom Aufbruch der Feinde erfahren, Urbino aus eigener Machtvollkommenheit S. Leo verhieß. Aber obgleich jeder Tag die empfindlichſten Beweiſe für die Richtigkeit von Guicciardini's Urteil brachte, daß das päpſtliche Gebiet ohne die eifrige Unterſtützung Urbino's den feindlichen Verwüſtungen preisgegeben ſei, obwohl Guicciardini ſeit Ende Februar faſt jeden Tag predigte, ſobald die Kaiſerlichen einmal Toscana beträten, ſei Rom verloren, obwohl der Zuſtand des päpſtlichen Heeres in Bologna mit jeder Woche kläglicher wurde, der Papſt blieb für alle Mahnungen ſeines weiſen Kommiſſärs taub. S. Leo dem Herzog zu geben, konnte er ſich ebenſowenig überwinden, wie Ferrara durch freilich

größere Opfer zu gewinnen. Seine Klugheit glich blödester Thorheit *).

Das kaiserliche Heer lag seit dem 8. März in San Giovanni. Die Führer hatten den Soldaten Hoffnung gemacht, sie würden von Herzog Alfons, welchen der Kaiser zu seinem Generalkapitän ernannt, instandgesetzt werden, ihnen einmal eine etwas reichlichere Zahlung zu machen. Aber der Herzog lehnte die Ehre, ein solches Heer zu kommandieren, ab und schickte nach vielen Verhandlungen statt der von Bourbon erbetenen 50000 Dukaten nur 15000. Da brach am 13. zuerst bei den Spaniern, dann bei den Deutschen eine Meuterei aus, welche das Heer aufzulösen drohte. Bourbon mußte aus seinem Quartier fliehen, das von den tobenden Soldaten ausgeplündert und verwüstet wurde; in einem Versteck bei Frundsberg entzog er sich der Wut. Eilig ritten Guasto, Graf Lodron und Nájera nach Ferrara, um weiteres Geld zu holen. „Wir sind verloren," schrieb dem Herzog sein Gesandter Naselli, „wenn Ew. Excellenz die Herren nicht gut und rasch expediert. Ich bin überzeugt, Ew. Excellenz wird helfen, sonst ist es um dieses Unternehmen geschehen." Der Herzog gab wirklich noch einmal 12000 Dukaten, welche am 15. unter Spanier und Deutsche geteilt wurden. Die Landsknechte gaben sich aber in keiner Weise damit zufrieden. Sie erklärten am 16., sie würden nicht von der Stelle gehen, wenn ihnen Bourbon nicht eine größere Zahlung für den Augenblick ihrer Ankunft vor Florenz und die Entrichtung aller Rückstände (150000 Dukaten) auf den 21. April verspräche. Der Herzog weigerte sich, eine Verpflichtung zu übernehmen, von der er wußte, daß er sie nicht erfüllen könne. Jetzt ließ Frundsberg seine Leute einen Ring machen, trat mit Philibert von Oranien und einigen Hauptleuten hinein und sprach, was ihm der Augenblick eingab. Es

*) Guicciardini, Opp. ined. 5, 228 ff. Als es zu spät war, suchte er freilich noch einmal Ferrara auf seine Seite zu ziehen. Siehe Nájera's Brief vom 8. März bei Villa, Italia p. 202.

sei alles mögliche geschehen, um Geld zu schaffen. Was man habe zusammenbringen können, sei ihnen gegeben. Der Kaiser sei fern. Aber in Rom würden sie alles erhalten. Wenn das Heer sich jetzt in Zuchtlosigkeit selbst zerstöre, seien alle verloren. Aber an dem tobenden Haufen waren nicht nur alle Gründe wirkungslos, auch das Ansehen des geliebten Führers vermochte nichts. Das Geschrei: Geld! Geld! erstickte seine Stimme, sogar einzelne Spieße senkten sich gegen ihn: da brach der starke Mann zusammen. Man meinte, seine letzte Stunde sei gekommen. „Sollte Frundsberg sterben oder in Ferrara zurückbleiben müssen," schrieb Nájera, „so würde dieses Heer in noch viel größere Not geraten, denn seine Leute fürchten ihn und haben großen Respekt vor ihm." Es kam doch so. Man mußte den Kranken nach Ferrara bringen, wo er ein Jahr lang still lag. Bemelberg trat an seine Stelle*).

Ob jetzt die Wütenden erkannten, was sie angerichtet, oder was sie sonst zur Ruhe brachte, weiß ich nicht. Kaum war eine gewisse Ordnung hergestellt, so brach jenes entsetzliche Unwetter herein, welches neun Tage lang anhielt. Die Führer hatten gemeint, mit den von Ferrara gelieferten Vorräten den Marsch über den Apennin machen zu können; statt dessen mußten dieselben im Stilliegen verzehrt werden. So war die Lage des Heeres, als am 19. die erste Nachricht von Lannoy's Vertrag eintraf, welche dann Ferramosca, einer der Unterhändler des Vizekönigs, mit Vorlegung der Aktenstücke bestätigte. Da Guasto wieder in Ferrara war, um von dem Herzoge neue Sendungen zu erbitten, wartete man seine Rückkehr ab. Unmittelbar nachdem sie erfolgt, traten alle Führer am Abend des 24. zu einem Kriegsrate zusammen. Die Antwort verstand sich von selbst, wie sie auch verhüllt werden mochte. Dieses Heer mit leeren Händen nach der Lombardei zurückzuführen

*) Naselli's Berichte bei Balan 1, 412 ff. Nájera's Bericht vom 28. März bei Villa, Memorias p. 76 f., Reißner, Frundsberg Fol. 104 f.

war ebenso unmöglich, als den bisherigen Retter desselben, Herzog Alfons, preiszugeben. Die Führer konnten die Form wählen, sich einverstanden zu erklären; sie waren gewiß, daß die Soldaten, über welche sie längst die wirkliche Autorität verloren hatten, nicht gehorchen würden. Bald hatte Ferramosca Grund, sich vor der Wut der Soldaten durch die Flucht zu retten.

Am 30. brach das Heer auf, um an Bologna vorbei auf Florenz zu ziehen, von wo ebenso wie von Siena geheime Boten gekommen waren, zum Vormarsch aufzufordern. Das Heer zählte 700 Lanzen, 800 leichte Reiter, 10 000 Landsknechte, 5000 Spanier und über 3000 Italiener, dazu vier größere und 12 kleinere Geschütze und eine unendliche Wagenreihe*). Wie eine zerstörende Flut ergoß es sich über das Land, Städte und Dörfer ausraubend und nur zu oft niederbrennend. Es war vergeblich, daß sich Lannoy auf Bitten des Papstes zum Heere begab. Anfänglich schien es allerdings, als solle Clemens mit einer Zahlung von 150 000 Dukaten, welche das arme Florenz aufbringen müsse, davonkommen. Ein Abgesandter Bourbons verhieß dafür die Umkehr der Armee. Aber die Soldaten verwarfen das Abkommen; sie forderten das Doppelte. Der Papst, welcher auf jene erste Nachricht hin die Leute Giovanni's de Medici entlassen und sich ganz wehrlos gemacht hatte, fuhr zusammen, als er die letzte Forderung der Soldaten hörte. Wie sollte er eine solche Summe aufbringen? Eher, sagte er, könne er Himmel und Erde verbinden. Und wo war die Bürgschaft, daß die Feinde nach acht Tagen nicht wieder mehr verlangen würden? Am 25. April trat er zur Liga zurück und begann zu rüsten.

Am 19. hatte Guicciardini dem Datar den furchtbaren Ernst der Lage in ergreifenden Worten geschildert. Er konnte

*) So gibt Nájera in seinem Brief vom 8. März an. Villa, Italia p. 202.

ihm die tröſtliche Nachricht melden, daß ſich Urbino endlich wieder in Bewegung geſetzt habe. „Aber die Hauptſache," ſchrieb er, „iſt, daß wir uns ſelbſt helfen wollen, daß uns die Verzweiflung zu dem treibt, was uns die Vernunft und die vergangene Not nicht hat abgewinnen können." Wie immer, hing auch jetzt alles an der Geldfrage. Der Papſt hatte ſeit Monaten nur noch ein Mittel, raſch beträchtliche Summen aufzubringen: die Kreierung von Kardinälen. Guicciardini hatte wie Foscari unabläſſig darauf gedrungen, immer vergebens. Jetzt ſchrieb er: „Die Feinde wollen von uns alles, was wir haben; ihre Waffen zielen nicht nur auf das Zeitliche, ſie zerſtören die Kirchen, entweihen die Sakramente, beſudeln den chriſtlichen Glauben durch ihre Ketzereien. Wer dieſen Dingen wehren kann und es nicht thut, obwohl er dazu verpflichtet iſt, der unterliegt derſelben Schande und derſelben Strafe wie ſie ſelbſt. Wenn unſer Herr lieber den Ruhm der Welt verlieren, den von ſeinen Vorfahren erworbenen Staat, ſeine Heimatſtadt zu Grunde richten will, als die Kardinäle kreieren, ſo darf er doch die geiſtliche Autorität, den Glauben Chriſti nicht gering ſchätzen, welcher den Lutheranern zur Beute wird, wenn er dieſen Krieg verliert. Gott hat ihn zu ſeinem Stellvertreter nicht erwählt, damit er die Kirche und den Glauben zerſtören und die Welt mit Ketzerei erfüllen laſſe; er kann mit gutem Gewiſſen nicht ablehnen, das Notwendige zur Verteidigung der heiligſten Dinge zu thun. Jeder Verſtändige beſchwört Seine Heiligkeit, nicht länger zu zögern. Er muß ſich verteidigen, da er Frieden nicht haben kann. Möge er um Gottes willen nicht ſäumen, bis die Hilfe zu ſpät kommt! Schon jetzt iſt es kaum noch Zeit."

Es war gewiß löblich, daß Clemens ſich aufs äußerſte ſträubte, Kardinäle nur des Geldes wegen zu kreieren; aber wenn man tugendhaft ſein will, darf man nicht die Wege wandeln, welche zum Laſter führen. Seine Politik war die Leo's X.: wie konnte er ſich einbilden, ſie mit den reinen

Händen Adrians VI. zu treiben? Aber dieser kluge Mann besaß den Eigensinn, welchen man sonst nur bei beschränkten Köpfen findet. Da seit vielen Monaten alles in ihn gedrungen war, sich durch eine Kardinalswahl zu retten, und er das einmal als gegen sein Gewissen zurückgewiesen hatte, so beharrte er auch jetzt dabei. Nicht nur auf Guicciardini's Mahnung, dessen weise Ratschläge er sich längst gewöhnt hatte in den Wind zu schlagen, sondern selbst dann noch, als er am 25. April zu den Feinden des Kaisers zurückgetreten war. Allerdings hieß es jetzt, das lange Ersehnte solle geschehen, aber es geschah nicht. Erst am 3. Mai, als die Kunde, die wilden Scharen Bourbons hätten Viterbo erreicht, namenlosen Schrecken über Rom brachte, that der Papst, was jetzt keinen Sinn mehr hatte, verkaufte fünf rote Hüte für 200 000 Dukaten.

Geld hatte er nun, auch an Armen schien es nicht zu fehlen. Das im September Erlebte trieb zur Tapferkeit. Die Bürger zeigten sich willig zur Verteidigung. Der energische Renzo, welcher den Oberbefehl hatte, bewies beste Zuversicht. Man bildete sich ein, Urbino, welcher den Feinden in letzter Zeit ziemlich nahe gefolgt war, werde rasch zum Entsatz da sein, obwohl Guicciardini zeitig und dringend vor Illusionen gewarnt hatte. Als am Abend des 4. Mai ein Trompeter Bourbon's vor dem Thore erschien, wurde er mit Hohn abgewiesen. Am andern Nachmittag lagerte das Heer vor der ewigen Stadt. Im Morgengrauen des 6. Mai begann der Sturm. Ein eigentlich tollkühnes Unternehmen, da man, um rascher marschieren zu können, die Geschütze unterwegs zurückgelassen hatte. Aber der Hunger und die Nähe Urbino's zwang zu verzweifeltem Wagnis. Obwohl ein dichter Nebel den Angriff begünstigte, wurden die Stürmenden doch anfangs überall zurückgeworfen. Das Heer und seine Führer waren verloren, wenn der Sturm mißlang. Das trieb Bourbon, von dem wir sonst so persönlichen Heroismus nicht hören, vom Rosse zu steigen und selbst eine Leiter an die Mauer zu legen. Indem

er den Fuß darauf setzte und seine Leute ermunterte, ihm zu folgen, traf ihn eine Kugel, der er nach wenigen Stunden erlag. Die Römer jubelten. Aber die Wut des Angriffs wurde durch den Fall des Feldherrn so gesteigert, daß in kurzem hier Spanier, da Deutsche die Mauer erklommen*).

Immerhin war erst die Vorstadt, der Borgo, genommen. Der breite Strom schützte die eigentliche Stadt, wenn man die Brücken verteidigte oder abbrach. Aber kopflose Angst, unsägliche Verwirrung lähmte alles. Ehe sich der Abend herabsenkte, war ganz Rom die Beute der Sieger. Kaum hatte sich der Papst mit einer Anzahl Kardinäle und anderer vornehmer Herren, denen sich einige Tausende Fliehender nachdrängten, in die Engelsburg retten können.

Soll ich das hundertmal geschilderte, das namenlose Grauen, welches jetzt die Hauptstadt der katholischen Christenheit verhüllte, das wahrhaft entsetzliche Toben der losgelassenen Kriegsfurie ausmalen? Die Spanier und Italiener, welche jahrelang gedarbt, die Deutschen, welche sechs Monate nie ihren rechten Sold, oft keine Nahrung gehabt, sie alle wurden durch die Reichtümer Roms in eine Art Raserei versetzt. Es war ihnen völlig gleich, ob der Palast, den sie ausplünderten und verwüsteten, einem Kaiserlichen oder einem Feinde gehörte; auch das Bekenntnis machte keinen Unterschied. Der Spanier, der Italiener zerbrach die kostbarsten Heiligtümer mit demselben Vandalismus, wie der lutherische Landsknecht. Wie ein Orkan wildester Zerstörungswut tobte durch die Stadt, zu welcher seit einem Jahrtausend die fromme Sehnsucht der Christenheit aufgeblickt hatte.

Ein Spanier schreibt einen Monat nach der Erstürmung: „In Rom, der Hauptstadt der Christenheit, wird keine Glocke geläutet, keine Kirche geöffnet, keine Messe gelesen, es gibt

*) Villa, Memorias p. 87 ff. Guicciardini 5, 415 ff. Gregorovius 8, 502 ff. Grethen S. 164 ff.

weder Sonntag noch Festtag. Die reichen Buden der Kaufleute sind Pferdeställe; die herrlichsten Paläste sind verwüstet, viele Häuser verbrannt, die Thüren und Fenster der anderen zerbrochen und fortgeschleppt, die Straßen in Misthaufen verwandelt, der Gestank der Leichen entsetzlich; Menschen und Tiere haben gleiches Begräbniß; in den Kirchen habe ich von Hunden zerfressene Leichen gesehen. Auf den Plätzen stehen die Tische gedrängt, auf denen um große Haufen Dukaten gewürfelt wird. Gotteslästerungen erfüllen die Luft, daß die Guten, wenn es gibt, wünschen taub zu sein. Ich weiß nicht, wem ich das vergleichen soll, als der Zerstörung Jerusalems. Ich glaube nicht, daß ich gleiches sehen würde, wenn ich zweihundert Jahre lebte. Jetzt erkenne ich die Gerechtigkeit Gottes, der nichts vergißt, wenn er auch spät kommt. In Rom wurden alle Sünden ganz offen geübt, Sodomie, Simonie, Idolatrie, Heuchelei, Betrug. . . . So können wir wohl glauben, daß das nicht durch Zufall gekommen ist, sondern durch göttliches Urteil. . . . Am Donnerstage der letzten Charwoche, als der Papst zehntausend Menschen seinen Segen gab, kletterte ein Verrückter fast nackt auf eine Bildsäule des heiligen Paulus, welche auf den Stufen der Kirche steht, erhob seine Augen zum Papst und rief: ‚Sodomitischer Bastard, durch deine Sünden wird Rom zerstört werden, bekenne und bekehre dich; wenn du mir nicht glauben willst, in vierzehn Tagen wirst du es sehen.‘ Und an diesem Tage kam die Zerstörung. Es war ein so großer Nebel, daß diejenigen, welche auf der Mauer standen, wie in Blindheit die Feinde nicht sahen, nur den Tumult hörten. Als sie drin waren, wurde es so heller Tag, daß sie ihren Sieg wohl verfolgen konnten. Große Dinge sehen wir in unseren Tagen, und wenn auch nicht ohne Schaden und Kummer, freue ich mich doch, Augenzeuge zu sein“*).

*) Villa, Memorias p. 139 ff. Eine ausführliche Schilderung des Sacco findet man bei Gregorovius 8, 525 ff.

Deutschland nach dem Bauernkriege.

Niemand hätte voraussehen können, daß das Zerwürfnis zwischen Kaiser und Papst zu einer so furchtbaren Katastrophe führen werde. Am wenigsten lagen solche Greuel in der Absicht des Kaisers, welchem es zwar recht war, wenn den Zweideutigkeiten des Papstes durch einen starken Schlag ein Ende gemacht und er zu wirklichem Frieden gezwungen würde, dem aber die barbarische Verwüstung Roms durch sein Heer in jedem Betracht widerwärtig sein mußte. Ich habe schon hervorgehoben, daß seine Weisungen auf den Gang der Dinge in Italien keinen Einfluß zu üben vermochten, weil bei ihrem Eintreffen die Lage jedesmal eine ganz andere geworden war, als er angenommen hatte. Ganz besonders in den letzten Monaten bedeutete es gar nichts, was er an Bourbon oder Lannoy schrieb, weil nicht sie, sondern die Soldaten geboten. Man hat deshalb mit Unrecht den Kaiser für das in Rom Geschehene insofern verantwortlich machen wollen, als er Bourbon in seinem Unternehmen gegen Rom bestärkt habe. Daß man dem Papste direkt zu Leibe gehen müsse, wenn man Frieden haben wolle, verstand sich von selbst. Dagegen kann man den Kaiser insofern nicht von Schuld freisprechen, als er sein Heer in eine Verfassung geraten ließ, bei der von seiner Zuchtlosigkeit das Schlimmste zu fürchten war. Wie aber hätte er dem abhelfen sollen? Dieser entsetzliche Zustand suchte Italien seit Jahren heim.

Mailand hatte in gewisser Weise Aergeres erduldet als Rom. Unzählige Städte und Dörfer, welche das kaiserliche Heer seit Februar berührt, erlitten Aehnliches wie Rom, nur daß die Welt sich nicht darum kümmerte, während der Schlag, welcher die Herrlichkeit Roms so schwer traf, durch die ganze Christenheit dröhnte.

Für das Papsttum war indessen diese Verwüstung seiner Hauptstadt, die darauf folgende Gefangenschaft seines Trägers weit nicht die empfindlichste Wirkung der Feindseligkeit, mit welcher Clemens seit Jahren dem Kaiser begegnet war. Das eigentliche Verhängnis lag darin, daß dieser Papst seit dem Frühling 1525 alles, was an ihm war, gethan hatte, um dem Kaiser die von ihm so heiß ersehnte Herstellung der katholischen Einheit im Reich und damit in der Christenheit unmöglich zu machen. Wir sahen früher, wie, nachdem der Aufstand der Bauern in Blut erstickt worden, alle Verhältnisse dem Wunsche des Kaisers, jetzt endlich die Ketzerei mit Stumpf und Stiel auszurotten, mit wunderbarer Gunst entgegenkamen. Die eifrigsten Gegner Luthers, Herzog Georg von Sachsen und Kurfürst Joachim von Brandenburg, fanden es nach dem Siege über die Bauern so selbstverständlich, daß die Sieger jetzt sich gegen die wahre Quelle des Aufruhrs, die Lehre Luthers, wenden müßten, daß sie zu dem von ihnen im Juli 1525 mit dem Kurfürsten von Mainz und den Herzogen von Braunschweig in Dessau aufgerichteten Verständnisse, welches ausdrücklich darauf abzielte, „die verdammte lutherische Sekte als die Wurzel dieses Aufruhrs auszuroden", auch den Kurfürsten von Sachsen und den Landgrafen von Hessen einluden. Den sächsischen Kurhut trug jetzt aber nicht mehr der bedächtige Friedrich, sondern sein Bruder Johann, welcher sich zu Luthers Lehre viel unumwundener als jener bekannte, während der junge Landgraf Philipp sich ebenfalls seit dem Sommer 1524 für dieselbe entschieden hatte. So lehnten denn beide es ab, mit den Dessauer Verbündeten zusammenzugehen, wenn sie auch noch

die Gemeinschaft mit der „lutherischen Sekte“ in Abrede stellten *).

War damit eine energische katholische Reaktion im Norden gehemmt, so bewirkten andere Verhältnisse, daß auch im Süden nichts Durchgreifendes geschah. Allerdings wurden im Gebiete des Schwäbischen Bundes zusammen mit den Bauern auch die Prädikanten schwer betroffen; so weit die Hand der Bischöfe, der Herzoge von Bayern und der ihnen gleichgesinnten Herren reichte, wurde die neue Lehre gründlich ausgerottet. Auch in vielen Städten, welche vom Aufruhr ergriffen worden, gesellte sich die katholische Restauration zur Herstellung der äußeren Ordnung. Aber auch die großen Reichsstädte, welche im oberen Lande die Hauptstützen der neuen Lehre abgaben, wieder Rom zu unterwerfen, reichte die Kraft der Gegenbewegung nicht aus, obwohl auch in diesen Städten die Erlebnisse des Jahres 1525 die frühere Entschlossenheit und Begeisterung sehr gemindert hatten**).

Wenn die unvergleichliche Gelegenheit zur Vernichtung der Ketzerei voll hätte ausgenützt werden sollen, wäre entweder ein kräftiges Auftreten des Regiments, oder der durchgreifende Einfluß Ferdinands nötig gewesen. Weder das eine noch das andere bestand. Das Regiment hatte durch den Bauernkrieg eine weitere Minderung seiner längst untergrabenen Autorität erfahren. Mit dem besten Willen suchte es im Dezember 1524, im März, April und Mai 1525 zu vermitteln, die erhitzten Gegner zu leidlichem Vertrag zu bringen: hier wurden seine

*) Friedensburg, Zur Vorgeschichte des Gotha-Torgauischen Bündnisses S. 12 ff. 112 ff.

**) Noch am 21. Mai 1526 schreibt der bekannte Lazarus Spengler aus Nürnberg, der Aufruhr habe nicht nur bei den Fürsten, sondern auch bei den Städten so großes Aergernis erregt, „daß schier kain statt das wort gottes bei sich leiden mag; es ist vilen mehr ain greul und unlust dann trost worden. So will auch ein jegliche itzo vilmer darnach trachten, wie sie ain gnedigen kaiser (ab des zukunft sich der mehrer tail entsetzen) dann einen gnedigen got uberkommen“. Virck, Polit. Korrespondenz der Stadt Straßburg 1, 256.

Boten von den übermütigen Bauern, da von den siegsgewissen Führern des Schwäbischen Bundes gerade so geringschätzig zurückgewiesen, als kämen sie im Auftrage irgend eines kleinen, zur Einmischung unbefugten Herrn*). Zuletzt mußte das Regiment selbst vor den Bauern von Eßlingen nach Ulm fliehen, wo es sechs Wochen lang gewissermaßen verschwand. Nicht viel besser als dem Regiment war es Ferdinand ergangen. Ich weiß nicht, ob es einem Zeitgenossen zum Bewußtsein gekommen ist, daß ohne die Schwäche, Mittellosigkeit und anderweitige Beschäftigung Ferdinands der Aufruhr in seinen kleinen Anfängen hätte erstickt werden können. Das aber wußten die Herren des Schwäbischen Bundes sehr genau, daß ihr zeitiges Einschreiten gegen die Empörung zum guten Teil daran gescheitert war, daß Ferdinand wie immer mit seinen Zahlungen mehr als irgend ein anderer im Rückstande blieb**). Und wenn sich weiterhin über das Algäu noch ernstere Differenzen zwischen dem Bund und Ferdinand ergaben, so war daran nicht nur die Hilflosigkeit des Erzherzogs, sondern die wiederholt an diesem Fürsten beobachtete Eigentümlichkeit schuld, daß er mitten in der größten Bedrängnis auf Erweiterung seiner Macht sann. Er dachte jetzt dem Bischof von Augsburg Füßen zu entziehen, während er zugleich kühne Pläne gegen Salzburg schmiedete. Und in wie trostloser Not steckte er doch gerade damals in seinem Tirol, dessen „Städte und Gerichte", durch das Regiment Salamanca's und seiner Helfershelfer aufs äußerste erbittert, ihn ziemlich lange in Innsbruck so gut wie gefangen hielten***). Als im ganzen Reiche der Aufruhr längst

*) Das Urkundliche über diese gescheiterten Versuche findet man im Wiener Archiv „Kriegsakten I".

**) Am 22. März schreibt Ulrich Artzt, es mangle besonders durch Ferdinands Schuld an Geld, der doch billigerweise vor allen anderen zahlen sollte. Er hatte damals den seit Monaten ausgeschriebenen Anschlag für Oesterreich und Württemberg noch nicht gezahlt. Korrespondenz des Ulrich Artzt 6, 378. Vgl. 6, 318. 343. 393.

***) Jörg, Deutschland in der Revolutionsperiode S. 510 ff. Sala-

bezwungen war, tobte er in verschiedenen Gebieten Ferdinands noch bis in den Winter fort, ja fristete hier und da sein Leben in das Jahr 1526 hinein. Der Grund dieser ganz besonderen Ohnmacht des Erzherzogs lag einmal in seiner beispiellosen Finanznot, sodann wohl aber auch darin, daß seine Regierung in Tirol wie im Elsaß ungewöhnlichen Haß erregt hatte*).

Aus diesen Thatsachen ergibt sich von selbst, daß Ferdinand, während die eifrigen Freunde Roms im Norden den günstigen Augenblick zu benutzen wenigstens Anstalt machten, das ganze Jahr 1525 hindurch gar nicht daran denken konnte, vielmehr sich glücklich schätzen mußte, wenn er in den eigenen Landen sein Regiment notdürftig behauptete. Eben dieses Jahr hatte aber weitere Schwierigkeiten hinterlassen. Die natürliche Interessengemeinschaft, welche auf kirchlichem Gebiet Ferdinand mit dem Schwäbischen Bunde und besonders mit den bayrischen Herzogen verband, hatte durch die im Bauernkriege gemachten Erfahrungen einen bedenklichen Stoß erlitten. Die oberdeutschen Fürsten und Herren wußten jetzt genau, daß der kaiserliche Statthalter ebenso begehrlich wie leistungsunfähig war, daß sein Eifer für den alten Glauben ihn nicht abhielt, nach geistlichem Gut trotz den schlimmsten Ketzern die Hand auszustrecken. Ueber Salzburg war es speziell zwischen Bayern und dem Erzherzog zu Reibungen gekommen, welche ein aufrichtiges Zu-

---

manca nennt ein von Spalatin aufgezeichnetes Gebet, worin Gott gebeten wird, den Entsetzlichen mit allen Plagen heimzusuchen: pecuniarum lupum rapacissimum, totius Germaniae hostem immanissimum. Kapp, Kleine Nachlese 2, 633.

*) Kirchmairs Denkwürdigkeiten S. 459 ff. 470 ff. Laburner, Beiträge zur Geschichte des großen Bauernrebells (Archiv für Geschichte Tirols, 14. Jahrg. S. 85 ff.). Waldshut war, wie Ferdinand seinem Bruder am 4. Dezember klagt, damals noch nicht zur Unterwerfung gebracht. Eine lebhafte Schilderung seiner Bedrängnisse entwirft Ferdinand selbst in einem ausführlichen Schreiben an den Papst, Innsbruck 20. Mai 1525 (Sitzungsberichte der Wiener Akademie der Wissenschaften 1849 S. 28 ff.), worin er Clemens um Geld bittet und klagt, daß die Landsknechte gegen ihre Landsleute nicht wohl zu verwenden seien.

Boten von den übermütigen Bauern, da von den siegsgewissen Führern des Schwäbischen Bundes gerade so geringschätzig zurückgewiesen, als kämen sie im Auftrage irgend eines kleinen, zur Einmischung unbefugten Herrn*). Zuletzt mußte das Regiment selbst vor den Bauern von Eßlingen nach Ulm fliehen, wo es sechs Wochen lang gewissermaßen verschwand. Nicht viel besser als dem Regiment war es Ferdinand ergangen. Ich weiß nicht, ob es einem Zeitgenossen zum Bewußtsein gekommen ist, daß ohne die Schwäche, Mittellosigkeit und anderweitige Beschäftigung Ferdinands der Aufruhr in seinen kleinen Anfängen hätte erstickt werden können. Das aber wußten die Herren des Schwäbischen Bundes sehr genau, daß ihr zeitiges Einschreiten gegen die Empörung zum guten Teil daran gescheitert war, daß Ferdinand wie immer mit seinen Zahlungen mehr als irgend ein anderer im Rückstande blieb**). Und wenn sich weiterhin über das Algäu noch ernstere Differenzen zwischen dem Bund und Ferdinand ergaben, so war daran nicht nur die Hilflosigkeit des Erzherzogs, sondern die wiederholt an diesem Fürsten beobachtete Eigentümlichkeit schuld, daß er mitten in der größten Bedrängnis auf Erweiterung seiner Macht sann. Er dachte jetzt dem Bischof von Augsburg Füßen zu entziehen, während er zugleich kühne Pläne gegen Salzburg schmiedete. Und in wie trostloser Not steckte er doch gerade damals in seinem Tirol, dessen „Städte und Gerichte", durch das Regiment Salamanca's und seiner Helfershelfer aufs äußerste erbittert, ihn ziemlich lange in Innsbruck so gut wie gefangen hielten***). Als im ganzen Reiche der Aufruhr längst

*) Das Urkundliche über diese gescheiterten Versuche findet man im Wiener Archiv „Kriegsakten I".

**) Am 22. März schreibt Ulrich Artzt, es mangle besonders durch Ferdinands Schuld an Geld, der doch billigerweise vor allen anderen zahlen sollte. Er hatte damals den seit Monaten ausgeschriebenen Anschlag für Oesterreich und Württemberg noch nicht gezahlt. Korrespondenz des Ulrich Artzt 6, 378. Vgl. 6, 318. 343. 393.

***) Jörg, Deutschland in der Revolutionsperiode S. 510 ff. Sala-

bezwungen war, tobte er in verschiedenen Gebieten Ferdinands noch bis in den Winter fort, ja fristete hier und da sein Leben in das Jahr 1526 hinein. Der Grund dieser ganz besonderen Ohnmacht des Erzherzogs lag einmal in seiner beispiellosen Finanznot, sodann wohl aber auch darin, daß seine Regierung in Tirol wie im Elsaß ungewöhnlichen Haß erregt hatte*).

Aus diesen Thatsachen ergibt sich von selbst, daß Ferdinand, während die eifrigen Freunde Roms im Norden den günstigen Augenblick zu benutzen wenigstens Anstalt machten, das ganze Jahr 1525 hindurch gar nicht daran denken konnte, vielmehr sich glücklich schätzen mußte, wenn er in den eigenen Landen sein Regiment notdürftig behauptete. Eben dieses Jahr hatte aber weitere Schwierigkeiten hinterlassen. Die natürliche Interessengemeinschaft, welche auf kirchlichem Gebiet Ferdinand mit dem Schwäbischen Bunde und besonders mit den bayrischen Herzogen verband, hatte durch die im Bauernkriege gemachten Erfahrungen einen bedenklichen Stoß erlitten. Die oberdeutschen Fürsten und Herren wußten jetzt genau, daß der kaiserliche Statthalter ebenso begehrlich wie leistungsunfähig war, daß sein Eifer für den alten Glauben ihn nicht abhielt, nach geistlichem Gut trotz den schlimmsten Ketzern die Hand auszustrecken. Ueber Salzburg war es speziell zwischen Bayern und dem Erzherzog zu Reibungen gekommen, welche ein aufrichtiges Zu-

---

manca nennt ein von Spalatin aufgezeichnetes Gebet, worin Gott gebeten wird, den Entsetzlichen mit allen Plagen heimzusuchen: pecuniarum lupum rapacissimum, totius Germaniae hostem immanissimum. Kapp, Kleine Nachlese 2, 633.

*) Kirchmairs Denkwürdigkeiten S. 459 ff. 470 ff. Laburner, Beiträge zur Geschichte des großen Bauernrebells (Archiv für Geschichte Tirols, 14. Jahrg. S. 85 ff.). Waldshut war, wie Ferdinand seinem Bruder am 4. Dezember klagt, damals noch nicht zur Unterwerfung gebracht. Eine lebhafte Schilderung seiner Bedrängnisse entwirft Ferdinand selbst in einem ausführlichen Schreiben an den Papst, Innsbruck 20. Mai 1525 (Sitzungsberichte der Wiener Akademie der Wissenschaften 1849 S. 28 ff.), worin er Clemens um Geld bittet und klagt, daß die Landsknechte gegen ihre Landsleute nicht wohl zu verwenden seien.

ſammenwirken beider zur Ausführung der Regensburger Beſchlüſſe unmöglich machten.

Zu dieſer Wirkung heimiſcher Verhältniſſe geſellte ſich nun aber der gewaltige Druck der europäiſchen Gegenſätze. Wenn der Papſt ſeit dem Juni 1525 ſich zu ſcharfer Oppoſition gegen den Kaiſer genötigt glaubte, wenn gleichzeitig Frankreich und England alles aufboten, um der kaiſerlichen Uebermacht Schwierigkeiten zu bereiten, wo ſie nur konnten, ſo verſteht ſich von ſelbſt, daß das Reich von dieſer großen europäiſchen Konſpiration nicht unberührt blieb. Im Oktober 1525 finden wir die drei Fürſten, welche einſt Sickingen niedergeworfen, zu einer geheimen Beratung in Alzei vereinigt. Sie beſchließen, in der Reichspolitik zuſammenzugehen und vornehmlich die bayriſchen Herzoge in ihr Verſtändnis zu ziehen. Daß ein Bündnis, zu deſſen Begründern neben dem Landgrafen Philipp der Erzbiſchof von Trier gehörte und in welches man vor allen die Bayern hineinziehen wollte, nichts mit der religiöſen Frage zu thun haben konnte, leuchtet ein. Vielmehr wird es ſich um eine rein politiſche Verbindung zu dem Zwecke gehandelt haben, gefürchtete Uebergriffe des Hauſes Habsburg im Reiche abzuwehren, und es wäre ſeltſam, wenn hinter derartigen Beſtrebungen nicht jetzt bereits ebenſo Frankreich wie der Papſt geſteckt hätte.

Ferdinand fürchtete ja längſt von den deutſchen Fürſten gefährliche Umtriebe. Im April ſchrieb er dem Kaiſer, Frankreich, das den Herzog Ulrich gegen ihn in Bewegung geſetzt, habe zugleich mit dem Kurfürſten von Brandenburg, mit dem Pfalzgrafen und dem Erzbiſchof von Trier praktiziert*). Was Frankreich im März that, mußte es natürlich im Oktober noch eifriger betreiben, wo die Hoffnung, ſeinen König aus der Gefangenſchaft zu befreien, auf den niedrigſten Punkt geſunken war. Und wenn der Papſt damals vermutlich noch Bedenken

*) Ferdinand an Karl, Innsbruck 2. April 1525 (Wien. Arch.).

getragen hatte, in Deutschland gegen den Kaiser zu arbeiten, so mußte er jetzt, nach der Verhaftung Morone's, die im Reiche sich sammelnde Opposition gegen die habsburgische Macht von Herzen willkommen heißen und fördern. So begann sich damals die eigentümliche Kombination zu bilden, in welcher eifrig lutherische und eifrig katholische Elemente einander die Hand reichten, um die kaiserliche Politik in Schranken zu halten, beide zugleich von Frankreich und der Kurie nach Kräften unterstützt. Schon damals tauchte der Gedanke auf, Herzog Wilhelm von Bayern zum römischen Könige zu wählen; jedenfalls sollte die Wahl Ferdinands um jeden Preis verhindert werden *).

Wenn wir uns erinnern, wie schwach es mit der Autorität des Statthalters bestellt gewesen war, ehe so gefährliche Koalitionen ihm entgegenwirkten, und wenn wir nun die Schläge hinzunehmen, welche die Erschütterungen des Jahres 1525 den Finanzen und dem Ansehen Ferdinands versetzt hatten, so begreifen wir, daß von seiner Seite nichts geschehen konnte, um die Gunst des Moments für eine durchgreifende Herstellung der alten Kirche zu benutzen. Nach der inneren Lage des Deutschen Reichs hätte man meinen sollen, im Sommer oder Herbst 1525 wäre der Augenblick gewesen, um einen Reichstag zur katholischen Reformation zu berufen. Statt dessen finden wir Ferdinand in Bezug auf die Berufung eines Reichstags, welche das Regiment längst für notwendig erklärt hatte, in unaufhörlichem Schwanken. Für eine Menge finanzieller und militärischer Maßregeln, das sieht er wohl ein, ist ein Reichstag unentbehrlich. Er hat deshalb die Ausschreibung desselben beim

*) Friedensburg, Der Reichstag zu Speier 1525 S. 115 ff., wo auch zu sehen, wie schwankend doch damals diese Pläne noch waren und namentlich die Pfälzer wieder zum Kaiser einlenkten. Die vielfach einander widersprechenden Mitteilungen Jörgs und W. Vogts (Die bayerische Politik im Bauernkriege) über die damalige bayerische Politik machen eine authentische Darlegung sehr wünschenswert.

Kaiser durchgesetzt. Nun wissen wir aber, was es hieß, einen Reichstag wirklich zusammenzubringen. Zumal nach den schweren Opfern, welche dieses Jahr fast allen Landschaften auferlegt hatte, konnte man nur dann hoffen, die Stände in ausreichender Zahl kommen zu sehen, wenn man ihnen die Malstatt recht bequem wählte und außerdem die angesehensten unter ihnen persönlich recht dringend einlud. Nun aber war ja Nürnberg wegen seiner ketzerischen Gesinnung in Verruf gekommen; Speier sagte Ferdinand wegen der Nähe Frankreichs wenig zu und weil er dort seinen noch immer nicht zuverlässig beruhigten Erblanden zu fern war; er hatte deshalb Augsburg gewählt, die von allen größeren Reichsstädten den meisten Ständen entlegenste. Da er nicht wußte, ob er den Reichstag mehr wünschen oder fürchten sollte, bemühte er sich natürlich auch nicht besonders, die Stände herbeizubringen.

Unter diesen Umständen konnte es nicht überraschen, daß der zuletzt auf den 11. November ausgeschriebene Tag noch Ende Dezember so schwach besucht war, daß Stände es angemessen fanden, die Verhandlungen zu vertagen. Am 1. Mai sollte der Reichstag von neuem in Speier zusammentreten, um namentlich über die Religionssache zu verhandeln. Bis dahin wurden die Beschlüsse des letzten Nürnberger Reichstages abermals eingeschärft und an den Kaiser die Bitte gerichtet, dafür zu sorgen, daß möglichst bald ein gemeines freies Konzil an gelegener Malstatt in deutscher Nation abgehalten werde. Der Kaiser hatte seinen Kommissären für diesen Reichstag die Instruktion gegeben, dahin zu sehen, daß der Reichstag im Sinne des Wormser Edikts die gute alte kirchliche Ordnung herstelle. Was wirklich beschlossen wurde, stand mit diesem Auftrage des Kaisers und seinem längstbekannten Willen in unleugbarem Widerspruch. Und so bezeigte denn auch Ferdinand seine üble Laune, als er nach dem Schlusse des Reichstags dem Bruder berichtete, mit der „verfluchten lutherischen Sekte“ stehe es so schlimm, daß er es gar nicht sagen könne. Wenn Karl nicht

bald ins Reich komme, sei zu fürchten, daß alles zu Grunde gehe *).

Wir wissen, wie lebhaft der Kaiser diesen Wunsch seines Bruders teilte, wie er ihm nach dem Abschluß des Madrider Friedens ankündigte, er hoffe im Juni nach Italien zu gehen, sich dort krönen zu lassen und dann im Reiche die lutherische Sekte auszurotten. Ferdinand möge ihn in Mailand erwarten. Einstweilen lasse er über seine bevorstehende Rückkehr an die Fürsten des Reichs Briefe schreiben, die Ferdinand expedieren möge, wie und wann es ihm zweckmäßig scheine. Er sei mit ihm einverstanden, daß die Sekte nur durch seine Gegenwart im Reich und die Berufung eines Konzils ausgerottet werden könne. Indessen dürfe man jetzt davon nicht sprechen, sondern müsse über das Konzil schweigen, bis man seines Zusammentritts sicher sei. Ebenso werde es gut sein, wenn Ferdinand seine Wahl zum römischen Könige, mit welcher sich Karl schon im März 1525 einverstanden erklärt hatte, ganz still halte, da 'a keine Aussicht sei, damit zum Ziele zu kommen, ehe er durch den Papst als Kaiser gekrönt worden sei **).

Damals hielt sich Karl seiner Sache so sicher, daß er schrieb, Ferdinand könne jetzt die 4000 Mann, welche er in Tirol gesammelt, um im Notfalle den Kaiserlichen in Mailand zu Hilfe zu kommen, zurückziehen. Die scheinbar dem Kaiser so günstige Weltlage wurde nun aber noch dadurch verstärkt, daß auch die katholischen Elemente im Reich allmählich in kräftige Bewegung kamen. Herzog Georg ruhte nicht, bis er um die Wende des Jahres in Leipzig einen kleinen Konvent gut katholisch gesinnter

*) Eigenhändiger Brief Ferdinands an Karl, Augsburg den 13. Januar 1526 (Wien. Arch.) . . . et aussy de ceste mauldicte secte Luterienne quest sy maulvaise que je ne le vous saroye escripre. Der Graf von Ortemburg (Salamanca), den er an Karl sende, werde ihm darüber eingehend berichten. Er bittet den Kaiser y vouloir pourveoir avecq vostre brieve venue de par desa. Car je ne voy point daultre remede et sans cela je crains que tout yra en ruyne et perdicion.

**) Karl an Ferdinand, Toledo 2. Februar 1526 (Wien. Arch.).

Fürsten und Prälaten zusammenbrachte, welcher den Beschluß faßte, Herzog Heinrich von Braunschweig an den Kaiser zu senden, damit er diesem die höchst bedrohliche Lage im Reiche vorstelle. In einiger Zeit wollte man in Halle eine neue Zusammenkunft halten, auf der man die Herzöge von Pommern und Mecklenburg in das Bündnis zu ziehen hoffte. Während so im Norden Herzog Georg unablässig die katholischen Kräfte zu sammeln suchte, unternahm im Süden das Mainzer Domkapitel den Klerus zu gemeinsamer Thätigkeit anzufeuern. Auch diese Mainzer Versammlung beschloß eine Gesandtschaft an den Kaiser*).

In der That schien so jetzt ein schweres Unwetter gegen die Anhänger Luthers heraufzuziehen. Kurfürst Johann und Landgraf Philipp hatten sich längst bemüht, einer solchen Gefahr durch die Vereinigung der Gesinnungsgenossen vorzubeugen, bis dahin aber so gut wie nichts erreicht. Die Stimmung der Zeit war zu ungünstig, um das offene Auftreten für eine Sache zu empfehlen, auf welche der schreckliche Aufruhr ein so bedenkliches Licht geworfen hatte und welcher der Zorn des scheinbar allmächtigen Kaisers drohend gegenüberstand. Nachdem die beiden Fürsten durch ihre Boten namentlich auf dem Augsburger Tage in weiteren Kreisen zu werben gesucht hatten, um fast überall abgewiesen zu werden, beschlossen sie nun, die ganz zuverlässigen Genossen fest zu verbinden. Dazu rechneten sie außer sich selbst nur Nürnberg. Als sie aber Ende Februar in Gotha zusammentrafen, fanden sie nicht einmal jemand von Nürnberg, sondern nur ein Schreiben der Stadt, welches aus Vertrauen auf Gott und das Reich und aus Furcht vor dem Kaiser die Teilnahme ablehnte. Nur um so notwendiger fanden die beiden Fürsten, untereinander einen festen dauernden Bund zu schließen zur Erhaltung der Ihrigen bei dem Worte Gottes

*) Siehe die Details bei Friedensburg S. 98 ff. Ign. Schmidt, Geschichte der Deutschen 5, 187.

und zum Schutz wider unverschuldeten Krieg und thätliche gottlose Beschwerung. Würden sie des Evangeliums wegen angegriffen, so wollten sie Leib und Gut, Land und Leute zusammensetzen und sich mit aller Macht helfen. Merkwürdigerweise wurde dieses Gothaer Bündnis erst am 2. Mai in Torgau ratifiziert, weshalb es gewöhnlich das Torgauer genannt wird.

Inzwischen war Herzog Heinrich nach Spanien geeilt und hatte beim Kaiser natürlich das bereitwilligste Entgegenkommen gefunden. Wenn Karl damals auch noch nicht die Hoffnung aufgab, in diesem Jahre das Reich aufsuchen zu können, so konnte er doch, unmittelbar nach seiner Vermählung, zunächst natürlich nicht daran denken. Da aber Gefahr im Verzug zu sein schien und es vor allem ratsam war, für den Speierer Reichstag vorzuarbeiten, so beschloß der Kaiser, soweit das von Spanien aus geschehen konnte, die gesamten katholischen Kräfte des Reichs fest zusammenzubinden. Herzog Heinrich erhielt den Auftrag im Norden, Bischof Wilhelm von Straßburg „im oberen Kreis", alle diejenigen Fürsten, Prälaten und Herren persönlich aufzusuchen, welche „der Lutherischen Lehre nicht anhängig", und ihnen „unsere brüderliche Liebe, Freundschaft, Gnade und alles Gute zu sagen". An diejenigen aber, welche sie wegen Ferne des Wegs und Kürze der Zeit persönlich nicht aufsuchen könnten, da „eilige Handlung in den Sachen Noth", sollten sie schreiben, wie dem Kaiser leider wahrhaft zugekommen, daß die „unevangelische verdammte ketzerische Lehre des Martini Luters im heil. Reich täglich zunehme, dadurch so viel Mord, Totschlag, unchristliche Gotteslästerung entstanden"; der Kaiser sei verpflichtet, dem zu wehren. Erfreut über ihre Treue zeige er ihnen an, daß er alles darauf gerichtet, wie er verschiedenen Kurfürsten und Fürsten schon geschrieben, so rasch als möglich nach Rom und von da ins heil. Reich zu gehen, um mit ihrer Hilfe die lutherischen Irrtümer gänzlich zu beseitigen. Bis dahin mahnt er die Getreuen festzuhalten und sich gegen etwaige Empörungen gegenseitig zu unterstützen. Was sie (Herzog Heinrich

und Biſchof Wilhelm) darauf für Antwort erhalten, ſollen ſie dem Kaiſer ſogleich durch die Poſt melden. Neben ihnen wurden die Grafen Wilhelm von Naſſau und Eberhard von Königſtein beauftragt, das Gleiche bei ihren Standesgenoſſen zu beſorgen. Endlich richtete der Kaiſer an die Mitglieder des Leipziger Bundes, den Kurfürſten von Mainz, Herzog Georg u. ſ. w. beſonders gnädige Schreiben, worin er für ihren Eifer ſein ſonderliches Wohlgefallen ausſprach und ſie bat, nicht allein in ihrem Vornehmen zu beharren, ſondern auch das begonnene Werk fortzuſetzen und zu erweitern. Er werde ſie mit ſeinem Beiſtande nicht verlaſſen, um „ſolchen Aberglauben und Gottesläſterung förderlich auszutilgen“ *).

Schon Mitte April traf Herzog Heinrich mit dieſem gewichtigen Apparat am Niederrhein ein, wo er ſeine Thätigkeit ſofort begann. Biſchof Wilhelm wird hinter ihm nicht zurückgeblieben ſein. Nun ſchien ja aber damals der Stern des Kaiſers wieder hell zu leuchten. Wohl nur wenige mochten wie Landgraf Philipp ſchon Ende März wiſſen, daß Frankreich den Madrider Frieden nicht zu halten gedenke; im allgemeinen war man in Deutſchland weit nicht ſo genau wie in Italien über den Stand der Weltpolitik unterrichtet; den meiſten ſtand der ruhmreiche Vertrag des Kaiſers, ſeine vermeintliche enge Verbindung mit König Franz und beſonders ſeine Abſicht, demnächſt ins Reich zurückzukehren, höchſt eindrucksvoll vor der Seele **). Man verſteht ſehr wohl, wie die meiſten derjenigen, welche ſich bewußt waren, in Sachen der Religion dem Willen des Kaiſers zuwider gehandelt zu haben, ſeiner Ankunft

*) Die Konzepte zu all dieſen Schriftſtücken im Wiener Archiv „Reichsakten in genere Fasc. 3.“ Sie tragen die Unterſchrift: „Geben in unſerer Stadt Sevillien, mit unſerer eignen Hand unterſchrieben und unſerm aufgedruckten Siegel beſiegelt am 23ſten Tag des Monats Martii A. 26.“ Die Liſte der Aufzufordernden ſiehe bei Friedensburg, Speierer Reichstag S. 83 f.

**) Siehe das Schreiben Spenglers vom 21. Mai ob. S. 545.

mit Entsetzen entgegensahen. Alles schien sich für die kaiserliche Autorität günstiger zu gestalten. Die Pfälzer wollten von der Opposition, der sie sich im vorigen Herbst zugeneigt, nichts mehr wissen; sogar der Trierer schickte sich an, ins kaiserliche Lager überzugehen.

Wenn bei dieser Konstellation der Reichstag zusammentrat, ohne daß die Gothaer Verbündeten ihre Reihen verstärkt hatten, so stand es für die Anhänger Luthers in der That schlimm genug. Und es schien, als sollten alle Bemühungen des eifrigen Landgrafen bei seinen fürstlichen Standesgenossen ebensowohl wie bei den Reichsstädten scheitern; auch die Schritte des Kurfürsten Johann hatten eine Weile keinen Erfolg. Da ist es denn fast überraschend, wie eine Aufforderung des Kurfürsten an seine norddeutschen Freunde, sich am 10. Juni zu einer Besprechung über den bevorstehenden Reichstag in Magdeburg einzufinden, aufgenommen wurde. Es trafen dort mit dem Kurfürsten und seinem Sohne Johann Friedrich die Herzoge Ernst und Franz von Lüneburg, Philipp von Braunschweig-Grubenhagen, Heinrich von Mecklenburg, Fürst Wolfgang von Anhalt und Graf Albrecht von Mansfeld zusammen. Die Verhandlungen nahmen den erwünschtesten Verlauf. Alle Erschienenen traten dem Gothaer Bündnisse bei, dem sich auch die Stadt Magdeburg anschloß*).

Was wollte das freilich bedeuten, wenn die altgläubigen Stände der Aufforderung des Kaisers eifrig und einmütig nachkamen, wenn sie, wie das doch ihre nächste und dringendste Pflicht war, sich in Speier einfanden und dafür sorgten, daß dieser Reichstag endlich dem Willen des Kaisers vollen und unzweideutigen Gehorsam beweise. Dazu wäre nun vor allem erforderlich gewesen, daß der kaiserliche Statthalter und das Regiment nichts versäumt hätten, um die Stände zeitig und vollzählig in Speier zusammenzubringen. Ferdinand wußte

*) Siehe das Nähere bei Friedensburg S. 71 ff.

aber wiederum lange nicht, ob er das Zuſtandekommen des Reichstags fördern oder hemmen ſolle. Er war offenbar durch die Ereigniſſe des letzten Jahres und ihre Nachwirkungen in ſeiner ganzen Haltung ſehr unſicher geworden. Da er jetzt weder auf den Schwäbiſchen Bund noch auf Bayern zählen konnte, mit faſt all ſeinen Nachbarn auf ſehr unbehaglichem Fuße ſtand, überdies des Rates ſeines Salamanca entbehrte, den er Mitte Januar nach Spanien geſchickt hatte, ſo ergriff ihn die Angſt, der Reichstag könne eine bedenkliche Wendung nehmen. Da die Fürſten, ſchrieb er dem Kaiſer am 19. März, auf dem Reichstage vermutlich mehrere Dinge würden verhandeln wollen, ſowohl in Sachen des Glaubens als der kaiſerlichen Intereſſen, welche nicht erwünſcht ſeien, ſo möge Karl nach beiliegendem Entwurf an das Regiment ſchreiben und anordnen, daß der Reichstag bis zu ſeiner Ankunft im Reiche verſchoben werde. Der Kaiſer ging bereitwillig auf des Bruders Wunſch ein. Er ließ ſchon am 8. April die Schreiben ausfertigen, welche den Aufſchub befahlen; ſpäteſtens Anfang September werde er im Reiche ſein. Als dieſe Schreiben aber Ende April in Tübingen ankamen, wo Ferdinand ſeit Mitte März weilte, ſah dieſer die Lage wieder anders an. Verhandlungen mit den Ständen ſeiner Lande hatten ein günſtigeres Reſultat geliefert, als er erwartet. Die Bewilligungen für Unterhalt des Regiments und Kammergerichts liefen Mitte Mai ab: er wußte nicht, wie er ſie ohne neue Gewährungen des Reichstags im Leben erhalten ſollte. Aus Ungarn klangen die Nachrichten überaus bedenklich: eine Reichshilfe gegen den Türken war nötiger als je. Sodann meinte er, wenn man die Stände auch nicht zur Ausrottung der verdammten lutheriſchen Sekte bewegen könnte, ließen ſich dieſelben doch vielleicht bewegen, Maßregeln zu ihrer Einſchränkung zu treffen. Endlich ſchien es ihm keineswegs mehr ſicher, ob der Kaiſer noch in dieſem Jahre kommen könne. Aus allen dieſen Gründen, ſchrieb er Karl am 30. April, habe er beſchloſſen, den Reichstag zu ſtande

kommen zu lassen. Sollte sich später doch eine sichere Aussicht auf die baldige Ankunft des Kaisers eröffnen, so werde es immer noch möglich sein, den Reichstag abzubrechen (rompre et abregier)*).

Bei diesem Schwanken konnte Ferdinand natürlich erst sehr spät dazu thun, daß die katholischen Stände sich so zahlreich, wie es das gemeinsame Interesse forderte, in Speier einfänden. Es müssen aber wohl noch andere Umstände wirksam gewesen sein, um den Besuch des Reichstags von katholischer Seite zu hemmen. Vielleicht erwartete man nach den Erfahrungen der letzten Jahre überhaupt von keinem Reichstage Ersprießliches, oder meinte die Ankunft des Kaisers abwarten zu sollen. Jedenfalls hätte man aber doch, wo soeben der Kaiser die Freunde Roms zu energischer Thätigkeit aufgerufen hatte**), es nicht für möglich halten sollen, daß auf diesem Reichstage alle eifrigsten Vertreter der alten Kirche fehlen würden. Weder Herzog Georg, noch Kurfürst Joachim, noch die Herzoge von Bayern, noch selbst Herzog Heinrich von Braunschweig fand sich ein; ebenso blieben weitaus die meisten Bischöfe fern. Auch der Papst hatte es abgelehnt, einen Legaten zu senden, natürlich auch nichts gethan, um seine Untergebenen nach Speier zu bringen.

Nichtsdestoweniger besaßen auf diesem wie auf den früheren Reichstagen die Altgläubigen die entschiedene Mehrheit. Auf der kurfürstlichen Bank saß Sachsen allein, auf der fürstlichen war die geistliche Seite natürlich für Rom, auch unter den Weltlichen überwogen dessen Freunde; nur bei den Städten,

---

*) Ferdinand an Karl, Tübingen 19. März und 30. April, Karl an Ferdinand, Sevilla 8. April (Wien. Arch.). Der Verkehr zwischen Deutschland und Andalusien ging damals ungewöhnlich rasch und es war deshalb sehr unmotiviert, wenn Ferdinand am 30. April klagte, die Briefe des Kaisers vom 8. April seien spät eingetroffen.

**) Eine Aufforderung, sich vollzählig zum nächsten Reichstage einzufinden, vermißt man allerdings in dem kaiserlichen Schreiben.

deren Recht auf Teilnahme an den Beschlüssen des Reichstages ja aber bestritten war, hatten die entschiedenen Anhänger der Neuerung, Straßburg, Nürnberg und Ulm, die Führung. So fielen denn auch die ersten Beschlüsse der Kurfürsten und Fürsten fast unbedingt im Sinne der kaiserlichen Proposition aus, mit welcher der Reichstag am 25. Juni eröffnet wurde und welche so kategorisch wie je die Aufrechterhaltung der kirchlichen Ordnung forderte, wenn sie auch das Versprechen wiederholte, bei dem Papste die Berufung eines allgemeinen Konzils zu betreiben. Bis zu dessen Zusammentritt sollte das Wormser Edikt streng durchgeführt werden. Allerdings legten die Städte am 4. Juli gegen eine solche Behandlung der kirchlichen Frage nachdrücklichen Protest ein, erklärten, wie sie bereits in Nürnberg gethan, die Durchführung des Wormser Mandats für unmöglich und wiesen mahnend auf die Erfahrungen des vorigen Jahres hin, welche deutscher Nation wohl hätten erspart werden können, wenn dem Beschluß des Nürnberger Reichstages gemäß eine billige Behandlung der kirchlichen Angelegenheiten vorgenommen worden wäre.

Aber dieses Votum der Städte würde nicht viel bedeutet haben, wenn nicht unter den beiden höheren Ständen doch manche der Ansicht zugeneigt hätten, daß der von der kaiserlichen Proposition eingenommene Standpunkt der thatsächlichen Lage der Dinge gegenüber kaum behauptet werden könne. So hatte der erste kurfürstliche Ratschlag vom 30. Juni (obwohl der Kurfürst von Sachsen damals noch nicht erschienen war) zwar dem Kaiser darin durchaus beigestimmt, daß an den überlieferten kirchlichen Ordnungen festzuhalten sei, aber doch gegen diejenigen, welche davon abgewichen, die größte Milde empfohlen. In der That, was sollte aus dem Reiche werden, wenn man gegen die Anhänger Luthers mit Gewalt einschreiten wollte? Wo waren die Kräfte, welche es unternehmen konnten, einige der mächtigsten Fürsten und eine Reihe der ansehnlichsten Reichsstädte zum Gehorsam zu zwingen? Allerdings brauchte man

jetzt nicht mehr in dem Maße, wie während der Nürnberger Reichstage, vor dem gemeinen Mann zu zittern; aber die Besorgnis, daß der Bauer sich von neuem erheben und dann vielleicht geschickter als das erste Mal seine Sache führen werde, drückte doch noch stark auf die Stände. Hatte nicht eben in Salzburg der Krieg abermals zwischen dem Erzbischofe und seinen Bauern getobt?*) Und wie war es denn mit den Beschwerden deutscher Nation gegen Rom? Hatte die Kurie eine einzige beseitigt? Nun waren ja doch die eifrigsten Vertreter der alten Kirche zum Teil die beredtesten Wortführer der Forderung gewesen, daß das Reich von gar vielen Lasten befreit werden müsse, welche die Kurie ihm aufgebürdet. Ueberhaupt aber waren sehr viele, welche Luther nicht folgen mochten, deswegen in keiner Weise unbedingte Anhänger Roms. Der Bauernkrieg hatte jedermann bewiesen, daß der Haß des gemeinen Mannes in erster Linie, in manchen Gegenden ausschließlich, gegen den Klerus gerichtet sei. Den Klerus bei Gelegenheit des Bauernkrieges einzuschränken, war auch gar vielen altgläubigen Ständen bequem gewesen. Und nun sollte das Reich unbedingt, was da an kirchlichen Mißständen war, unter seinen Schutz nehmen?

Diese Forderung erschien um so widersinniger, je mehr Stände von dem erfuhren, was sich außerhalb des Reichs zutrug. Schon als sie zusammentraten, wußte jedermann von dem großen durch den Papst gegen den Kaiser zusammengebrachten Bündnisse, und im Verlauf des Juli bildeten die Nachrichten aus Oberitalien über Beginn und Fortgang des Kriegs die hauptsächlichen Neuigkeiten. Nun aber lag es doch auf der Hand, daß dieses grelle Zerwürfnis zwischen Kaiser

*) Ferdinand entwarf seinem Bruder am 25. Mai eine Schilderung, wonach die Lage überall noch recht wenig befestigt war. Er müsse, schrieb er, wohl acht geben, daß die Bauern nicht auch in Tirol und Oesterreich wieder aufständen, wie in Salzburg. Les practiques partout sont grandes.

und Papſt für alle Parteien ein ſehr gewichtiges Moment abgeben mußte. Die entſchiedenen Anhänger des Papſtes konnten ſich unter dieſen Umſtänden kaum für den Kaiſer ereifern, die Freunde dieſes unmöglich einen großen Eifer gegen diejenigen entwickeln, welche endlich mit den Beſchwerden gegen Rom Ernſt zu machen rieten; für die Anhänger Luthers aber enthielt die Situation die kräftigſte Aufforderung, ihr Banner kühn zu entfalten. Faſt alles, was vor einem Jahre gegen ſie gewirkt hatte, war jetzt in das Gegenteil verwandelt.

Hätte die Sache des Reformators unter den Ständen einen ſo großen Anhang beſeſſen, wie man lange gemeint hat, ſo wäre jetzt der Augenblick geweſen, für die Neuerung eine entſchiedene Offenſive zu unternehmen. Daran ließ ſich aber, wie die Dinge wirklich lagen, nicht denken. Es war ſchon viel, daß die Evangeliſchen, als endlich der Landgraf und Kurfürſt Johann in Speier erſchienen*), offen als Bekenner der neuen Lehre hervortraten, die Faſtengebote der alten Kirche unbeachtet ließen und ſich im Gottesdienſt um die fürſtlichen Prediger ſammelten. Wenn aber ſchon vorher im Fürſtenrat die Anſicht durchgedrungen war, daß eine Erörterung der Mißbräuche nicht umgangen werden könne, und die Wahlen zu einem mit der Prüfung derſelben zu betrauenden Ausſchuſſe von weltlicher Seite auf erklärte Reformfreunde gefallen waren, wenn dann auch die Räte der Kurfürſten dieſer Anſicht zugeſtimmt hatten, ſo drängten die Dinge in der zweiten Hälfte des Juli immer ſtärker in dieſer Richtung. Der fürſtliche Ausſchuß kam zu der Einſicht, daß geſonderte Beratungen der verſchiedenen Kurien die Sache nur langſam fördern würden; er beantragte bei den Kurfürſten einen großen Ausſchuß, der nicht nur von Kurfürſten und Fürſten, ſondern auch von den Städten zu wählen ſei. Dieſer Vorſchlag hatte den Nebenvorteil, den aufs neue lebhaft

*) Jener kam erſt am 12., dieſer am 20. Juli.

entbrannten Streit über die Session der Städte wenigstens zu beschwichtigen. Nachdem sich die Kurfürsten eine Weile dagegen gesträubt, führte die am 24. Juli von Ferdinand dringend geforderte Türkenhilfe dazu, daß auch die Kurfürsten die Zweckmäßigkeit des großen Ausschusses zugaben, zunächst freilich nicht für die Erörterung der Mißbräuche, sondern für die Prüfung des Ungarn zu leistenden Beistandes.

Am 31. Juli fanden die Wahlen zu diesem Ausschusse statt, welcher aus sechs Vertretern der kurfürstlichen, zwölf der fürstlichen Kurie und zwei Abgeordneten der Städte bestehen sollte. Bei den Kurfürsten wie bei den Städten verstand sich die Wahl von selbst. Jeder der Kurfürsten sandte einen seiner Räte, die Städte diejenigen, welche während aller bisherigen Verhandlungen sie mit überlegenem Takt und seltener Einsicht vertreten hatten, Jakob Sturm von Straßburg und Christoph Kreß von Nürnberg. Mit Spannung durfte man dagegen der Wahl der Ständekurie entgegensehen. Sie einigte sich dahin, zwei geistliche und zwei weltliche Fürsten in Person zu deputieren, im übrigen Räte als Vertreter der verschiedenen in ihr vereinigten Gruppen zu entsenden. Diese vier Fürsten mußten in dem Ausschuß einen überwiegenden Einfluß ausüben, und nun geschah es, daß Landgraf Philipp mit Markgraf Ernst von Baden die meisten Stimmen erhielt. Der junge Landgraf, welcher seit seiner Erklärung für die neue Lehre rasch die eigentliche Führung ihrer Anhänger gewonnen, namentlich auch auf diesem Reichstage durch seine nach allen Seiten wirkende Rührigkeit, durch sein freundliches Verhältnis zu den evangelischen Reichsstädten und durch sein selbständiges Urteil in den kirchlichen Fragen hervorgetreten war, er bildete in der That in diesem großen Ausschusse für die Freunde Roms eine ernste Gefahr. Von Männern wie Sturm und Kreß und dem kursächsischen Rat unterstützt, denen viele andere Mitglieder des Ausschusses mehr oder weniger nahe standen, würde er, das ließ sich mit Sicherheit voraussehen, den Verhandlungen einen Charakter

aufprägen, welcher den Wünſchen Ferdinands entſchieden widerſprach*).

Aber waren denn die Wünſche, die Intereſſen Ferdinands und ſeines Bruders noch immer dieſelben? Uebte der offene Krieg, welchen der Papſt dem Kaiſer aufgenötigt hatte, auf dieſes Stellung zu den kirchlichen Fragen gar keinen Einfluß? Im Februar 1525, wo Clemens ſich doch nur zweideutig, nicht offen feindſelig gezeigt, hatte der Kaiſer im Zorn gerufen: „Heute oder morgen wird Martin Luther vielleicht ein wertvoller Mann ſein.“ War dieſer Tag jetzt nicht erſchienen? In der That, während in Speier um die Frage geſtritten wurde, ob man an die Erörterung der Mißbräuche gehen ſolle, beſchäftigte ſich der kaiſerliche Rat in Granada mit der Erwägung, ob es nicht zweckmäßig ſei, zu den Ketzern jetzt eine andere Stellung einzunehmen als bisher. Es iſt ſehr merkwürdig, was der Kaiſer ſeinem Bruder darüber ſchreibt. Auch jetzt, muß man danach annehmen, war niemand der Meinung, ſich Luthers gegen den Papſt zu bedienen oder auch nur prinzipiell eine verſöhnlichere Politik gegen ſeine Anhänger zu befolgen. Vielmehr handelte es ſich lediglich darum, ob es nicht in dem Falle, daß es notwendig werde, auf Ferdinands Anerbieten einzugehen, wonach er perſönlich den Kaiſerlichen in Italien zu Hilfe eilen wollte, ob es in dieſem Falle nicht zweckmäßig ſei, die Ruhe im Reiche durch einſtweilige Nachſicht gegen die Ketzer zu ſichern. Einige waren der Meinung, der Kaiſer ſolle durch ein wohlklauſulirtes Edikt den Abtrünnigen Verzeihung zuſichern. Es ſei zu hoffen, daß ſie ſich dann leichter bekehren, auch Ferdinand ein ſtattliches Heer entweder für Ungarn oder Italien bewilligen würden. Zuſammen mit der Ankündigung eines Konzils werde das den Papſt zur Raiſon bringen. Andere meinten dagegen, es ſei doch wohl gut, mit

*) Für das Nähere verweiſe ich auf die ſehr ſorgfältige und faſt in len Beziehungen erſchöpfende Unterſuchung Friedensburgs.

einem solchen Edikt zu warten. Eine große Wirkung lasse sich kaum davon hoffen, da ja auch des Kaisers Wormser Edikt zu nichts geführt habe. Noch andere rieten, der Kaiser solle erst, wenn er in Deutschland sei, eine solche Verzeihung gewähren; dann könne er damit wohl zwei oder drei Millionen Goldgulden gewinnen. Nachdem er diese Erörterungen gehört, kam Karl zu dem Entschluß, einstweilen zu warten und Ferdinands Gutachten über eine derartige Maßregel einzuholen*).

Man sieht, der Kaiser war im äußersten Falle nur zu einer minimalen Konzession bereit; Luther gegen den Papst zu benutzen kam ihm nicht in den Sinn. Aber ihm trat doch die Frage entgegen, ob die Feindseligkeit des Papstes nicht eine gewisse Nachgiebigkeit gegen die Abtrünnigen ratsam mache. Diese Erwägung drängte sich ihm und seinen Räten in dem fernen Granada auf, wo ihnen die Macht der deutschen Verhältnisse völlig verhüllt war, wo sie nichts von der unmittelbaren Notwendigkeit empfanden, welche den Reichstag Schritt für Schritt von der fast unbedingten Gutheißung der kaiserlichen Proposition zu der Wahl eines Ausschusses geführt hatte, der fast unvermeidlich zu einer ernsten Prüfung der Mißbräuche kommen mußte. Durfte man nicht erwarten, daß Ferdinand, der ganz anders unter dem Druck der italienischen und ungarischen Not stand, der sich täglich von der Unmöglichkeit überzeugen konnte, einfach das Alte zu behaupten, daß er den Ständen weiter entgegenkommen, das wirklich thun werde, über dessen Rätlichkeit in Granada debattirt wurde? Zumal es ja doch sehr zweifelhaft war, ob die Erörterung der Mißbräuche zu einem positiven Resultat führen werde?

Wir sind jetzt über den Verlauf dieses Reichstags fast in allen Beziehungen wohl unterrichtet, es sind sogar eine Menge Einzelheiten bekannt, die wir entbehren könnten; aber über die

---

*) Karls ausführliches Schreiben an Ferdinand, Granada 27. Juli (Wien. Arch.), gedruckt bei Friedensburg S. 568 ff.

Thätigkeit des kaiserlichen Statthalters in diesem wichtigen Moment wissen wir so gut wie nichts. Wenn wir uns erinnern, wie lebhaft Ferdinand auf den Nürnberger Tagen in die Verhandlungen eingegriffen hatte, so erscheint es völlig rätselhaft, daß er jetzt hier in Speier sich gar nicht geregt haben sollte. Hatten die Ereignisse der letzten Zeiten ihn so entmutigt, oder sein Ansehen bei den Ständen so untergraben, oder drückten die freilich mit jeder Woche bedrohlicheren Nachrichten aus Ungarn und Italien so stark auf ihn, daß er fast in die Rolle eines passiven Zuschauers herabsank? Jetzt freilich, nach der Wahl des großen Ausschusses, trat er schroff hervor. Er ließ am 1. August den Kurfürsten eine Instruktion des Kaisers vom 23. März eröffnen, worin dieser wie in der Proposition seine Absicht kundgab, sobald als möglich in das Reich zurückzukehren und mit dem Papst ein Generalkonzil zu verabreden, welches alle Anliegen und Beschwerden der Christenheit, alle Ketzereien, Mißbräuche und Unordnungen abstellen werde; an die Stände aber richtete er das ernstliche Ansinnen und den Befehl, auf dem Speierer Reichstage nichts vorzunehmen oder zu beschließen, „das unserem heiligen christlichen Glauben, oder den löblichen Gesetzen, oder altherkömmlichen Kirchenlehren, Ordnungen, Zeremonien und Gebräuchen zu Abbruch gereiche," sondern dieselben, seinen mit Rat und Bewilligung der Stände in Worms und Nürnberg beschlossenen Mandaten gemäß, allenthalben festiglich handhaben und vollziehen zu lassen. Die „kleine Zeit" bis zu seiner Rückkehr und der Versammlung des Konzils möchten sie sich noch gedulden. Denn durch jede Partikularhandlung werde der Irrsal und Ungehorsam nur noch gemehrt werden*).

*) Kapp, Kleine Nachlese 2, 682 ff. Bei Uebersendung dieser Instruktion schrieb Karl dem Bruder: et aussy ay faict reffaire linstruction sur les commissaires en y mectant la clause sur ce que touche a nostre foy, que lon ny touche, change . . . ny consentent aucune nouvellete contre lobeissance deglise, mais se gardent les coustumes et ceremonies, jusques je voise pardela. Car je ne me veulx entre-

Im wesentlichen besagte diese Instruktion nichts anderes als die Proposition, mit welcher die kaiserlichen Kommissäre den Reichstag vor fünf Wochen eröffnet hatten. Auch in ihr war ja der Wille des Kaisers, die hergebrachte Kirchenordnung aufrecht zu erhalten, höchst kategorisch ausgesprochen worden, und wenn sie Stände aufforderte, „auf Mittel, Maß und Wege zu denken," wie christlicher Glaube und wohlhergebrachte Kirchenordnung bis zum Konzil gehandhabt werden könne, so ließ sie doch nicht den geringsten Zweifel darüber, daß der Kaiser irgend welche Reform zu diesen Mitteln und Wegen nicht rechnete. Die Instruktion war wohl nur zu dem Zwecke und für den Fall entworfen, daß Stände trotz der unzweideutigen Weisung der Proposition es sich beikommen ließen, an Abstellung der Mißbräuche zu denken. Daß die Wahl des großen Ausschusses voraussichtlich dazu führen werde, lag auf der Hand. Ueberdies mußte befürchtet werden, daß der zunächst zur Beratung über die Türkenhilfe gewählte Ausschuß sich in die Reformdebatte vertiefe und darüber jene für Ferdinand dringendste und wichtigste Aufgabe versäume.

So paßte es seinem Interesse in jeder Weise, durch Mitteilung der Instruktion sowohl eine mißliche Erörterung kirchlicher Fragen abzuschneiden, als Stände auf diejenigen Punkte zu beschränken, welche ihm allein am Herzen lagen. Daß er damit der Intention gemäß handelte, in welcher der Kaiser am 23. März die Instruktion aufgesetzt hatte, wird sich nicht bestreiten lassen. Entsprach es aber auch der gegenwärtigen Absicht des Kaisers und der gegenwärtigen Lage der Welt?

---

mectre en quelconque maniere de dispenser changer ny alterer chose aulcune en ce qui touche la foy, ny consentir, que en mon temps nostre foy recoive telle offence en la nation dalemaigne. (Die Uebersetzung des Briefs bei Bradford p. 238 ff.) Die gesperrt gedruckten Worte erregen doch wieder den Zweifel, ob Karl ein besonderes Aktenstück, wie es Ferdinand am 1. August vorlegte, ausgefertigt, oder den Inhalt derselben der allgemeinen Instruktion als Klausel einverleibt hat.

Wir wiſſen nicht, ob der Statthalter darüber irgendwie im Zweifel geweſen iſt, ob er mit ſeinen Räten in Speier Erörterungen angeſtellt hat, wie ſie doch der Bruder in dem fernen Granada zeitgemäß fand*). Er erlegte dem Reiche den kaiſerlichen Willen als abſolutes Gebot auf.

Den Willen eines Kaiſers, welcher ſeit fünf Jahren das Reich nicht geſehen, ſeit vier Jahren in ſo weiter Ferne von ihm weilte, daß kaum ein Laut aus demſelben zu ihm drang. Worauf beruhte dieſes Kaiſers Kenntnis von den Zuſtänden und Bedürfniſſen des Reichs? Auf den Briefen und Sendungen ſeines Bruders, auf den Berichten Salamanca's, dann jenes Herzogs Heinrich von Braunſchweig und des Abgeſandten der Mainzer Verſammlung. Freilich war darauf auch Pfalzgraf Friedrich bei ihm geweſen, welcher jenen höchſt einſeitigen Schilderungen wohl ein richtigeres Bild gegenübergeſtellt und vielleicht die oben erwähnten Erwägungen des kaiſerlichen Rats veranlaßt haben mochte. Aber von einem Verkehr zwiſchen Kaiſer und Reich, wie er doch durchaus unentbehrlich geweſen wäre, wenn der Kaiſer irgendwie hätte im ſtande ſein ſollen, über die Angelegenheiten des Reichs mit einiger Einſicht zu entſcheiden, von einem ſolchen Verkehr war ſeit Jahren keine Rede geweſen. In der erſten Zeit nach des Kaiſers Entfernung aus Deutſchland hatte ihm das Regiment als ein vollberechtigter Vertreter des Reichs zum Organ der Wünſche und Anliegen desſelben gedient; ſeit es aber im Frühling 1524 durch die Schuld der Stände zu einem Inſtrument des Statthalters herab-

*) Ich kenne nur drei Briefe Ferdinands an Karl aus Speier, vom vom 25. Mai, 24. und 27. Auguſt (Wien. Arch.). Der erſte beſchäftigt ſich noch nicht mit dem erſt einen Monat ſpäter eröffneten Reichstage; der zweite ſehr kurze behandelt lediglich einen Antrag des Herzogs von Lothringen, die früher mit Maximilian beſtandene intelligence et confederation zu erneuern; der dritte wiederholt die bekannten Lamentationen über die verderblichen Fortſchritte der lutheriſchen Sekte und verweiſt den Kaiſer, was den Reichstag angeht, auf den Bericht des Ueberbringers Breſinger.

gesunken war, konnte es für einen solchen Vertreter nicht mehr gelten; auch hören wir seitdem nicht mehr von einem direkten Verkehr zwischen ihm und dem Kaiser.

So entsprach es denn in jeder Weise der Sachlage, als es die Reichsstädte am 4. August für unerläßlich erklärten, den Kaiser über den wahren Stand der Dinge im Reich aufzuklären. Sie erinnerten in ihrem an diesem Tage übergebenen Gutachten daran, wie unmöglich bisher die Vollziehung des Wormser Mandats gewesen und in Zukunft voraussichtlich noch unmöglicher sein werde. Mit freilich wenig berechtigter Gutgläubigkeit sprachen sie die Ueberzeugung aus, wenn der Kaiser selbst im heiligen Reiche deutscher Nation lebte oder über Gestalt der sorglichen, hochbeschwerlichen Läufe wahrhaft berichtet wäre, so würde er selbst ermessen, wie hochbeschwerlich es wäre, der Zeremonien und Mißbräuche halber bis zu dem Konzil auf dem Wormser Mandat zu verharren. Zudem trage die Instruktion das Datum des 23. März, zu welcher Zeit der Kaiser mit päpstlicher Heiligkeit in Einigkeit gestanden; jetzt aber liege dieselbe mit ihrem Kriegsvolk wider den Kaiser zu Felde. Danach lasse sich gar nicht absehen, wann das Konzil ausgeschrieben werden könne. Es stelle sich deshalb als unvermeidliche Notdurft dar, dem Kaiser durch eine Botschaft oder Schrift der Stände über die wahre Lage deutscher Nation gründlich zu berichten und ihm anzuzeigen, wie „beschwerlich und bei dem gemeinen Volk unerheblich“ es sei, der kaiserlichen Weisung gemäß länger still zu stehen und bei dem Wormser Mandat zu beharren; sodann den Kaiser auf das allerunterthänigste zu bitten, daß er zur Verhütung fernerer Zwietracht und Empörung schleunig ein Provinzialkonzil oder Versammlung deutscher Nation ausschreibe, welche über die eingetretene Irrung der Zeremonien und geistlichen Mißbräuche halben handle und beschließe, wie das schon auf dem letzten Nürnberger Reichstage beschlossen worden. Sollte dem Kaiser eine solche Versammlung nicht gelegen sein, so möge er wenigstens das Wormser

Mandat bis zum Konzil suspendieren, damit nicht noch größerer Unrat als früher entstehe*).

Dieser Vorschlag der Städte war so zwingend aus der gegebenen Situation erwachsen, daß die übrigen Stände ihm sofort zustimmten. Ein schon am 7. August erstattetes Gutachten des großen Ausschusses eignete sich fast durchweg die Argumente der Städte an, nur daß er nicht eine Suspension des Wormser Mandats zu beantragen wagte, sondern sich mit der Bitte um Amnestie für diejenigen begnügte, welche sich gegen dasselbe verfehlt. Für die Zeit bis zum Zusammentritt des General- oder Nationalkonzils schlug der Ausschuß vor, sollten Fürsten und Obrigkeiten mit ihren Unterthanen „im heiligen christlichen Glauben also leben und sich regieren, wie sie ein solches gegen Gott zuvorab und darnach bei kaiserlicher Majestät hoffen und vertrauen zu verantworten“**). In wesentlicher Uebereinstimmung mit diesem Gutachten wurde von den Ständen die Instruktion für die an den Kaiser zu sendende Botschaft abgefaßt. Sie erkannten darin an, daß die Anhänger beider Religionsparteien bei ihrer Seele Seligkeit dafür hielten, daß „ihr Weg und Meinung in dem Evangelio und heiliger Schrift gegründet und die rechte christliche Wahrheit“ enthalte. Bei dieser Lage könne nur durch ein „frei gemein General- oder zum wenigsten Nationalkonzil“ schwerer Aufruhr und christliches Blutvergießen verhindert werden. Sie baten den Kaiser, sich baldigst nach Deutschland zu begeben und sich zu bemühen, daß „in einer bestimmten Zeit, nämlich in ein oder längstens anderthalb Jahren ein gemein frei Konzilium an gelegener Maistatt in deutschem Lande“ vorgenommen, oder, wenn das so rasch nicht möglich sei, da der Handel einen längeren Verzug nicht zulasse, eine „freie Nationalversammlung aller Stände deutscher Nation“ ausgeschrieben werde. Für die Zeit bis dahin wieder

---

*) Rathsbuch zu Friedensburg S. [illegible]
**) Friedensburg S. [illegible]

holten die Stände die vom Ausschusse formulierte Zusage, jedoch mit der nicht unwesentlichen Modifikation, daß sie die Verantwortung gegen Gott und Kaiser auf eine Linie stellten*).

Man weiß, wie dann diese Fassung in den Abschied des Reichstags vom 27. August übergegangen ist und wie sowohl die Anhänger Luthers bald danach, als unsere neuere Geschichtschreibung seit Ranke der Ansicht gewesen ist, mit dieser Formel sei den Neuerern das Recht zugesprochen worden, ihr Kirchenwesen förmlich auszubauen. Bei unserer heutigen Kenntnis der Dinge läßt sich diese Meinung nicht festhalten. Vor allem steht unzweifelhaft fest, daß der Reichstag lediglich ein Provisorium für die ganz bestimmt bemessene Zeit bis zum Zusammentritte des Konzils schaffen wollte. Sodann läßt sich in keiner Weise in Abrede stellen, daß sämtliche Stände genau wußten, was der Wille des Kaisers in der streitigen Angelegenheit sei. Seine Proposition und seine Instruktion ließ darüber nicht den mindesten Zweifel zu. Streng genommen konnten die Stände nur ein solches Verhalten vor dem Kaiser zu verantworten hoffen, welches sich pünktlich nach dem Wormser Mandat richtete. Wie war es da zu erklären, daß sich die Evangelischen einer solchen für sie unmöglichen Verpflichtung unterwarfen? Sicherlich hatte der große Ausschuß auf ihr Betreiben gesagt, Stände würden sich so halten, wie sie es

*) Statt der Worte „wie sie ein solches gegen Gott zuvorab und darnach bei kaiserl. Majestät" war gesetzt „wie ein Jeder solches gegen Gott und J. Majestät". Bemerkenswert aus dieser (ebenfalls bei Friedensburg S. 558 ff. abgedruckten) Instruktion ist der Passus, welcher sich auf den 1524 in Nürnberg nach Speier ausgeschriebenen Reichstag bezieht. Sie hätten, sagen Stände, diesen Reichstag mit Wissen und Willen des kaiserlichen Statthalters und Orators beschlossen „allein zu Stillung des gemeinen Mannes", der eine große Hoffnung auf denselben gesetzt. Auch sie deuten an, daß das Verbot dieses Tages auf die Erhebung der Bauern eingewirkt, welche wohl durch göttliche Gnade bezwungen sei, aber keineswegs so in der Wurzel beseitigt, daß nicht noch größere Empörung drohe, „nicht allein von dem gemeinen Mann, sondern auch von den Obrigkeiten", wenn der eingerissene Zwiespalt nicht geheilt werde.

zunächst vor Gott und dann vor dem Kaiser zu verantworten hätten. Nun dann war eine gütliche Lösung nicht gefunden. Denn was die Evangelischen vor Gott verantworten konnten, war das genaue Gegenteil von dem, was sich vor dem Kaiser verantworten ließ. Indem die Stände diese nachdrückliche Vorstellung hatten treffen, machten sie den Konflikt für die Evangelischen noch schwerer.

Von der anderen Seite darf man jedoch nicht übersehen, wie sich die Stände mit ihrem Beschluß zum Kaiser stellten. Sie waren, wie es scheint, nahezu einmütig der Ansicht, daß die vom Kaiser am 22. März ausgesprochene Forderung aus einer mangelhaften Kenntnis der Zustände im Reiche hervorgegangen sei. Sie beschlossen die Botschaft an ihn in der Hoffnung, ihn eines besseren zu belehren. Ihre Zusage galt also nicht dem übel unterrichteten Kaiser, welcher durch sein Verbot der früheren Speierer Versammlung nicht wenig zu der Entzündung des Bauernkrieges beigetragen, sondern dem Kaiser, der wisse, was deutscher Nation Wohl gebieterisch fordere und zu dem sie das gute Zutrauen hegten, daß er nichts wollen könne, was zum Verderben deutscher Nation führe. Wir werden ja sehen, daß die Evangelischen dieses Vertrauen trotz hundertfacher Enttäuschungen bis zuletzt festgehalten haben, daß sie immer wieder zu dem Vertrauen zurückgekehrt sind, Kaiserliche Majestät werde es mit ihnen nicht übel meinen, wenn sie nur wahrhaft berichtet sei. Unsere guten Vorfahren konnten sich nicht zu der trostlosen Einsicht bringen, daß ihrem Kaiser das Wohl des Reichs nur dann einen Wert hatte, wenn das Reich sich seiner nicht aus deutschen Bedürfnissen hervorgegangenen und nicht auf deutsche Interessen gerichteten Weltpolitik unterwürfe. Man kann ihnen nicht wohl einen Vorwurf daraus machen, daß sie ihren Kaiser, um es in deutschem Sinne kurz zu sagen, für besser hielten als er war, diesen Kaiser, welcher Seinige dafür gethan hatte, daß Gehorsam gegen Kaiser Reich immer mehr eine ziemlich inhaltsleere Redensart

werden mußte. Auch an diesem Speierer Reichstage machen wir die Beobachtung, daß Stände in der Kunst, von Kaiserlicher Majestät in tiefster Unterthänigkeit zu reden und doch zu thun, was ihnen paßte, sehr wohl zu Hause waren. Wenn sie in der kirchlichen Frage sich dem kaiserlichen Veto unterwarfen, so thaten sie es, weil es am Ende doch den meisten bequem war, von einer Beratung abzustehen, deren Resultat niemand mit einiger Sicherheit vorauszusehen vermochte. In allen übrigen Dingen ließen sie sich durch die kaiserlichen Wünsche sehr wenig bestimmen.

Wie war nun unser Volk in dem, was damals seine Seele am meisten erfüllte und auch seine öffentlichen Verhältnisse vorwiegend bestimmte, nach diesem Speierer Reichstage gestellt? Das Reich hatte abermals sein Unvermögen kund gethan, in dieser Lebensfrage Ordnung zu treffen. Es hatte in Speier noch mehr als in Nürnberg jede Entscheidung hinausgeschoben. Es hatte für diese Zwischenzeit eine Formel aufgestellt, über deren Vieldeutigkeit sich schwerlich irgend jemand getäuscht haben wird. Wenn der Reichstag die Miene annahm, diesem Provisorium nur eine kurze Dauer beizumessen, so werden auch daran wohl nur wenige geglaubt haben. Wie die Weltlage in den letzten Monaten geworden war, ließ sich der Moment, in dem ein Konzil möglich sein würde, gar nicht absehen. Daß der Kaiser in ein Nationalkonzil nie einwilligen würde, hatte er vor zwei Jahren mit zornigem Nachdruck verkündet. Was sollte also nun in dieser unabsehbaren Zeit werden? Es war nur ein Weg offen geblieben: daß jeder Stand that, was er vor Gott verantworten konnte. Der Speierer Reichstag hatte den Evangelischen das formelle Recht sicherlich nicht gegeben, ihr Kirchenwesen definitiv zu begründen, aber er hatte ihnen die thatsächliche Notwendigkeit auferlegt, endlich, soweit sie konnten, eine feste Ordnung aufzurichten.

und Papſt für alle Parteien ein ſehr gewichtiges Moment abgeben mußte. Die entſchiedenen Anhänger des Papſtes konnten ſich unter dieſen Umſtänden kaum für den Kaiſer ereifern, die Freunde dieſes unmöglich einen großen Eifer gegen diejenigen entwickeln, welche endlich mit den Beſchwerden gegen Rom Ernſt zu machen rieten; für die Anhänger Luthers aber enthielt die Situation die kräftigſte Aufforderung, ihr Banner kühn zu entfalten. Faſt alles, was vor einem Jahre gegen ſie gewirkt hatte, war jetzt in das Gegenteil verwandelt.

Hätte die Sache des Reformators unter den Ständen einen ſo großen Anhang beſeſſen, wie man lange gemeint hat, ſo wäre jetzt der Augenblick geweſen, für die Neuerung eine entſchiedene Offenſive zu unternehmen. Daran ließ ſich aber, wie die Dinge wirklich lagen, nicht denken. Es war ſchon viel, daß die Evangeliſchen, als endlich der Landgraf und Kurfürſt Johann in Speier erſchienen*), offen als Bekenner der neuen Lehre hervortraten, die Faſtengebote der alten Kirche unbeachtet ließen und ſich im Gottesdienſt um die fürſtlichen Prediger ſammelten. Wenn aber ſchon vorher im Fürſtenrat die Anſicht durchgedrungen war, daß eine Erörterung der Mißbräuche nicht umgangen werden könne, und die Wahlen zu einem mit der Prüfung derſelben zu betrauenden Ausſchuſſe von weltlicher Seite auf erklärte Reformfreunde gefallen waren, wenn dann auch die Räte der Kurfürſten dieſer Anſicht zugeſtimmt hatten, ſo drängten die Dinge in der zweiten Hälfte des Juli immer ſtärker in dieſer Richtung. Der fürſtliche Ausſchuß kam zu der Einſicht, daß geſonderte Beratungen der verſchiedenen Kurien die Sache nur langſam fördern würden; er beantragte bei den Kurfürſten einen großen Ausſchuß, der nicht nur von Kurfürſten und Fürſten, ſondern auch von den Städten zu wählen ſei. Dieſer Vorſchlag hatte den Nebenvorteil, den aufs neue lebhaft

*) Jener kam erſt am 12., dieſer am 20. Juli.

entbrannten Streit über die Session der Städte wenigstens zu beschwichtigen. Nachdem sich die Kurfürsten eine Weile dagegen gesträubt, führte die am 24. Juli von Ferdinand dringend geforderte Türkenhilfe dazu, daß auch die Kurfürsten die Zweckmäßigkeit des großen Ausschusses zugaben, zunächst freilich nicht für die Erörterung der Mißbräuche, sondern für die Prüfung des Ungarn zu leistenden Beistandes.

Am 31. Juli fanden die Wahlen zu diesem Ausschusse statt, welcher aus sechs Vertretern der kurfürstlichen, zwölf der fürstlichen Kurie und zwei Abgeordneten der Städte bestehen sollte. Bei den Kurfürsten wie bei den Städten verstand sich die Wahl von selbst. Jeder der Kurfürsten sandte einen seiner Räte, die Städte diejenigen, welche während aller bisherigen Verhandlungen sie mit überlegenem Takt und seltener Einsicht vertreten hatten, Jakob Sturm von Straßburg und Christoph Kreß von Nürnberg. Mit Spannung durfte man dagegen der Wahl der Ständekurie entgegensehen. Sie einigte sich dahin, zwei geistliche und zwei weltliche Fürsten in Person zu deputieren, im übrigen Räte als Vertreter der verschiedenen in ihr vereinigten Gruppen zu entsenden. Diese vier Fürsten mußten in dem Ausschuß einen überwiegenden Einfluß ausüben, und nun geschah es, daß Landgraf Philipp mit Markgraf Ernst von Baden die meisten Stimmen erhielt. Der junge Landgraf, welcher seit seiner Erklärung für die neue Lehre rasch die eigentliche Führung ihrer Anhänger gewonnen, namentlich auch auf diesem Reichstage durch seine nach allen Seiten wirkende Rührigkeit, durch sein freundliches Verhältnis zu den evangelischen Reichsstädten und durch sein selbständiges Urteil in den kirchlichen Fragen hervorgetreten war, er bildete in der That in diesem großen Ausschusse für die Freunde Roms eine ernste Gefahr. Von Männern wie Sturm und Kreß und dem kursächsischen Rat unterstützt, denen viele andere Mitglieder des Ausschusses mehr oder weniger nahe standen, würde er, das ließ sich mit Sicherheit voraussehen, den Verhandlungen einen Charakter

aufprägen, welcher den Wünschen Ferdinands entschieden widersprach*).

Aber waren denn die Wünsche, die Interessen Ferdinands und seines Bruders noch immer dieselben? Uebte der offene Krieg, welchen der Papst dem Kaiser aufgenötigt hatte, auf dieses Stellung zu den kirchlichen Fragen gar keinen Einfluß? Im Februar 1525, wo Clemens sich doch nur zweideutig, nicht offen feindselig gezeigt, hatte der Kaiser im Zorn gerufen: „Heute oder morgen wird Martin Luther vielleicht ein wertvoller Mann sein." War dieser Tag jetzt nicht erschienen? In der That, während in Speier um die Frage gestritten wurde, ob man an die Erörterung der Mißbräuche gehen solle, beschäftigte sich der kaiserliche Rat in Granada mit der Erwägung, ob es nicht zweckmäßig sei, zu den Ketzern jetzt eine andere Stellung einzunehmen als bisher. Es ist sehr merkwürdig, was der Kaiser seinem Bruder darüber schreibt. Auch jetzt, muß man danach annehmen, war niemand der Meinung, sich Luthers gegen den Papst zu bedienen oder auch nur prinzipiell eine versöhnlichere Politik gegen seine Anhänger zu befolgen. Vielmehr handelte es sich lediglich darum, ob es nicht in dem Falle, daß es notwendig werde, auf Ferdinands Anerbieten einzugehen, wonach er persönlich den Kaiserlichen in Italien zu Hilfe eilen wollte, ob es in diesem Falle nicht zweckmäßig sei, die Ruhe im Reiche durch einstweilige Nachsicht gegen die Ketzer zu sichern. Einige waren der Meinung, der Kaiser solle durch ein wohlklausulirtes Edikt den Abtrünnigen Verzeihung zusichern. Es sei zu hoffen, daß sie sich dann leichter bekehren, auch Ferdinand ein stattliches Heer entweder für Ungarn oder Italien bewilligen würden. Zusammen mit der Ankündigung eines Konzils werde das den Papst zur Raison bringen. Andere meinten dagegen, es sei doch wohl gut, mit

*) Für das Nähere verweise ich auf die sehr sorgfältige und fast in allen Beziehungen erschöpfende Untersuchung Friedensburgs.

einem solchen Edikt zu warten. Eine große Wirkung lasse sich kaum davon hoffen, da ja auch des Kaisers Wormser Edikt zu nichts geführt habe. Noch andere rieten, der Kaiser solle erst, wenn er in Deutschland sei, eine solche Verzeihung gewähren; dann könne er damit wohl zwei oder drei Millionen Goldgulden gewinnen. Nachdem er diese Erörterungen gehört, kam Karl zu dem Entschluß, einstweilen zu warten und Ferdinands Gutachten über eine derartige Maßregel einzuholen*).

Man sieht, der Kaiser war im äußersten Falle nur zu einer minimalen Konzession bereit; Luther gegen den Papst zu benutzen kam ihm nicht in den Sinn. Aber ihm trat doch die Frage entgegen, ob die Feindseligkeit des Papstes nicht eine gewisse Nachgiebigkeit gegen die Abtrünnigen ratsam mache. Diese Erwägung drängte sich ihm und seinen Räten in dem fernen Granada auf, wo ihnen die Macht der deutschen Verhältnisse völlig verhüllt war, wo sie nichts von der unmittelbaren Notwendigkeit empfanden, welche den Reichstag Schritt für Schritt von der fast unbedingten Gutheißung der kaiserlichen Proposition zu der Wahl eines Ausschusses geführt hatte, der fast unvermeidlich zu einer ernsten Prüfung der Mißbräuche kommen mußte. Durfte man nicht erwarten, daß Ferdinand, der ganz anders unter dem Druck der italienischen und ungarischen Not stand, der sich täglich von der Unmöglichkeit überzeugen konnte, einfach das Alte zu behaupten, daß er den Ständen weiter entgegenkommen, das wirklich thun werde, über dessen Rätlichkeit in Granada debattirt wurde? Zumal es ja doch sehr zweifelhaft war, ob die Erörterung der Mißbräuche zu einem positiven Resultat führen werde?

Wir sind jetzt über den Verlauf dieses Reichstags fast in allen Beziehungen wohl unterrichtet, es sind sogar eine Menge Einzelheiten bekannt, die wir entbehren könnten; aber über die

*) Karls ausführliches Schreiben an Ferdinand, Granada 27. Juli (Wien. Arch.), gedruckt bei Friedensburg S. 568 ff.

Thätigkeit des kaiserlichen Statthalters in diesem wichtigen Moment wissen wir so gut wie nichts. Wenn wir uns erinnern, wie lebhaft Ferdinand auf den Nürnberger Tagen in die Verhandlungen eingegriffen hatte, so erscheint es völlig rätselhaft, daß er jetzt hier in Speier sich gar nicht geregt haben sollte. Hatten die Ereignisse der letzten Zeiten ihn so entmutigt, oder sein Ansehen bei den Ständen so untergraben, oder drückten die freilich mit jeder Woche bedrohlicheren Nachrichten aus Ungarn und Italien so stark auf ihn, daß er fast in die Rolle eines passiven Zuschauers herabsank? Jetzt freilich, nach der Wahl des großen Ausschusses, trat er schroff hervor. Er ließ am 1. August den Kurfürsten eine Instruktion des Kaisers vom 23. März eröffnen, worin dieser wie in der Proposition seine Absicht kundgab, sobald als möglich in das Reich zurückzukehren und mit dem Papst ein Generalkonzil zu verabreden, welches alle Anliegen und Beschwerden der Christenheit, alle Ketzereien, Mißbräuche und Unordnungen abstellen werde; an die Stände aber richtete er das ernstliche Ansinnen und den Befehl, auf dem Speierer Reichstage nichts vorzunehmen oder zu beschließen, „das unserem heiligen christlichen Glauben, oder den löblichen Gesetzen, oder altherkömmlichen Kirchenlehren, Ordnungen, Zeremonien und Gebräuchen zu Abbruch gereiche," sondern dieselben, seinen mit Rat und Bewilligung der Stände in Worms und Nürnberg beschlossenen Mandaten gemäß, allenthalben festiglich handhaben und vollziehen zu lassen. Die „kleine Zeit" bis zu seiner Rückkehr und der Versammlung des Konzils möchten sie sich noch gedulden. Denn durch jede Partikularhandlung werde der Irrsal und Ungehorsam nur noch gemehrt werden*).

*) Kapp, Kleine Nachlese 2, 682 ff. Bei Uebersendung dieser Instruktion schrieb Karl dem Bruder: et aussy ay faict reffaire linstruction sur les commissaires en y mectant la clause sur ce que touche a nostre foy, que lon ny touche, change . . . ny consentent aucune nouvellete contre lobeissance deglise, mais se gardent les coustumes et ceremonies, jusques je voise pardela. Car je ne me veulx entre-

Im wesentlichen besagte diese Instruktion nichts anderes als die Proposition, mit welcher die kaiserlichen Kommissäre den Reichstag vor fünf Wochen eröffnet hatten. Auch in ihr war ja der Wille des Kaisers, die hergebrachte Kirchenordnung aufrecht zu erhalten, höchst kategorisch ausgesprochen worden, und wenn sie Stände aufforderte, „auf Mittel, Maß und Wege zu denken," wie christlicher Glaube und wohlhergebrachte Kirchenordnung bis zum Konzil gehandhabt werden könne, so ließ sie doch nicht den geringsten Zweifel darüber, daß der Kaiser irgend welche Reform zu diesen Mitteln und Wegen nicht rechnete. Die Instruktion war wohl nur zu dem Zwecke und für den Fall entworfen, daß Stände trotz der unzweideutigen Weisung der Proposition es sich beikommen ließen, an Abstellung der Mißbräuche zu denken. Daß die Wahl des großen Ausschusses voraussichtlich dazu führen werde, lag auf der Hand. Ueberdies mußte befürchtet werden, daß der zunächst zur Beratung über die Türkenhilfe gewählte Ausschuß sich in die Reformdebatte vertiefe und darüber jene für Ferdinand dringendste und wichtigste Aufgabe versäume.

So paßte es seinem Interesse in jeder Weise, durch Mitteilung der Instruktion sowohl eine mißliche Erörterung kirchlicher Fragen abzuschneiden, als Stände auf diejenigen Punkte zu beschränken, welche ihm allein am Herzen lagen. Daß er damit der Intention gemäß handelte, in welcher der Kaiser am 23. März die Instruktion aufgesetzt hatte, wird sich nicht bestreiten lassen. Entsprach es aber auch der gegenwärtigen Absicht des Kaisers und der gegenwärtigen Lage der Welt?

---

mectre en quelconque maniere de dispenser changer ny alterer chose aulcune en ce qui touche la foy, ny consentir, que en mon temps nostre foy recoive telle offence en la nation dalemaigne. (Die Uebersetzung des Briefs bei Bradford p. 238 ff.) Die gesperrt gedruckten Worte erregen doch wieder den Zweifel, ob Karl ein besonderes Aktenstück, wie es Ferdinand am 1. August vorlegte, ausgefertigt, oder den Inhalt derselben der allgemeinen Instruktion als Klausel einverleibt hat.

Wir wissen nicht, ob der Statthalter darüber irgendwie im Zweifel gewesen ist, ob er mit seinen Räten in Speier Erörterungen angestellt hat, wie sie doch der Bruder in dem fernen Granada zeitgemäß fand*). Er erlegte dem Reiche den kaiserlichen Willen als absolutes Gebot auf.

Den Willen eines Kaisers, welcher seit fünf Jahren das Reich nicht gesehen, seit vier Jahren in so weiter Ferne von ihm weilte, daß kaum ein Laut aus demselben zu ihm drang. Worauf beruhte dieses Kaisers Kenntnis von den Zuständen und Bedürfnissen des Reichs? Auf den Briefen und Sendungen seines Bruders, auf den Berichten Salamanca's, dann jenes Herzogs Heinrich von Braunschweig und des Abgesandten der Mainzer Versammlung. Freilich war darauf auch Pfalzgraf Friedrich bei ihm gewesen, welcher jenen höchst einseitigen Schilderungen wohl ein richtigeres Bild gegenübergestellt und vielleicht die oben erwähnten Erwägungen des kaiserlichen Rats veranlaßt haben mochte. Aber von einem Verkehr zwischen Kaiser und Reich, wie er doch durchaus unentbehrlich gewesen wäre, wenn der Kaiser irgendwie hätte im stande sein sollen, über die Angelegenheiten des Reichs mit einiger Einsicht zu entscheiden, von einem solchen Verkehr war seit Jahren keine Rede gewesen. In der ersten Zeit nach des Kaisers Entfernung aus Deutschland hatte ihm das Regiment als ein vollberechtigter Vertreter des Reichs zum Organ der Wünsche und Anliegen desselben gedient; seit es aber im Frühling 1524 durch die Schuld der Stände zu einem Instrument des Statthalters herab-

*) Ich kenne nur drei Briefe Ferdinands an Karl aus Speier, vom vom 25. Mai, 24. und 27. August (Wien. Arch.). Der erste beschäftigt sich noch nicht mit dem erst einen Monat später eröffneten Reichstage; der zweite sehr kurze behandelt lediglich einen Antrag des Herzogs von Lothringen, die früher mit Maximilian bestandene intelligence et confederation zu erneuern; der dritte wiederholt die bekannten Lamentationen über die verderblichen Fortschritte der lutherischen Sekte und verweist den Kaiser, was den Reichstag angeht, auf den Bericht des Ueberbringers Presinger.

gesunken war, konnte es für einen solchen Vertreter nicht mehr gelten; auch hören wir seitdem nicht mehr von einem direkten Verkehr zwischen ihm und dem Kaiser.

So entsprach es denn in jeder Weise der Sachlage, als es die Reichsstädte am 4. August für unerläßlich erklärten, den Kaiser über den wahren Stand der Dinge im Reich aufzuklären. Sie erinnerten in ihrem an diesem Tage übergebenen Gutachten daran, wie unmöglich bisher die Vollziehung des Wormser Mandats gewesen und in Zukunft voraussichtlich noch unmöglicher sein werde. Mit freilich wenig berechtigter Gutgläubigkeit sprachen sie die Ueberzeugung aus, wenn der Kaiser selbst im heiligen Reiche deutscher Nation lebte oder über Gestalt der sorglichen, hochbeschwerlichen Läufe wahrhaft berichtet wäre, so würde er selbst ermessen, wie hochbeschwerlich es wäre, der Zeremonien und Mißbräuche halber bis zu dem Konzil auf dem Wormser Mandat zu verharren. Zudem trage die Instruktion das Datum des 23. März, zu welcher Zeit der Kaiser mit päpstlicher Heiligkeit in Einigkeit gestanden; jetzt aber liege dieselbe mit ihrem Kriegsvolk wider den Kaiser zu Felde. Danach lasse sich gar nicht absehen, wann das Konzil ausgeschrieben werden könne. Es stelle sich deshalb als unvermeidliche Notdurft dar, dem Kaiser durch eine Botschaft oder Schrift der Stände über die wahre Lage deutscher Nation gründlich zu berichten und ihm anzuzeigen, wie „beschwerlich und bei dem gemeinen Volk unerheblich“ es sei, der kaiserlichen Weisung gemäß länger still zu stehen und bei dem Wormser Mandat zu beharren; sodann den Kaiser auf das allerunterthänigste zu bitten, daß er zur Verhütung fernerer Zwietracht und Empörung schleunig ein Provinzialkonzil oder Versammlung deutscher Nation ausschreibe, welche über die eingetretene Irrung der Zeremonien und geistlichen Mißbräuche halben handle und beschließe, wie das schon auf dem letzten Nürnberger Reichstage beschlossen worden. Sollte dem Kaiser eine solche Versammlung nicht gelegen sein, so möge er wenigstens das Wormser

Mandat bis zum Konzil suspendieren, damit nicht noch größerer Unrat als früher entstehe*).

Dieser Vorschlag der Städte war so zwingend aus der gegebenen Situation erwachsen, daß die übrigen Stände ihm sofort zustimmten. Ein schon am 7. August erstattetes Gutachten des großen Ausschusses eignete sich fast durchweg die Argumente der Städte an, nur daß er nicht eine Suspension des Wormser Mandats zu beantragen wagte, sondern sich mit der Bitte um Amnestie für diejenigen begnügte, welche sich gegen dasselbe verfehlt. Für die Zeit bis zum Zusammentritt des General- oder Nationalkonzils schlug der Ausschuß vor, sollten Fürsten und Obrigkeiten mit ihren Unterthanen „im heiligen christlichen Glauben also leben und sich regieren, wie sie ein solches gegen Gott zuvorab und darnach bei kaiserlicher Majestät hoffen und vertrauen zu verantworten“**). In wesentlicher Uebereinstimmung mit diesem Gutachten wurde von den Ständen die Instruktion für die an den Kaiser zu sendende Botschaft abgefaßt. Sie erkannten darin an, daß die Anhänger beider Religionsparteien bei ihrer Seele Seligkeit dafür hielten, daß „ihr Weg und Meinung in dem Evangelio und heiliger Schrift gegründet und die rechte christliche Wahrheit“ enthalte. Bei dieser Lage könne nur durch ein „frei gemein General- oder zum wenigsten Nationalkonzil“ schwerer Aufruhr und christliches Blutvergießen verhindert werden. Sie baten den Kaiser, sich baldigst nach Deutschland zu begeben und sich zu bemühen, daß „in einer bestimmten Zeit, nämlich in ein oder längstens anderthalb Jahren ein gemein frei Konzilium an gelegener Malstatt in deutschem Lande“ vorgenommen, oder, wenn das so rasch nicht möglich sei, da der Handel einen längeren Verzug nicht zulasse, eine „freie Nationalversammlung aller Stände deutscher Nation“ ausgeschrieben werde. Für die Zeit bis dahin wieder-

*) Das Gutachten bei Friedensburg S. 552 ff.

**) Friedensburg S. 554 ff.

holten die Stände die vom Ausschusse formulierte Zusage, jedoch mit der nicht unwesentlichen Modifikation, daß sie die Verantwortung gegen Gott und Kaiser auf eine Linie stellten*).

Man weiß, wie dann diese Fassung in den Abschied des Reichstags vom 27. August übergegangen ist und wie sowohl die Anhänger Luthers bald danach, als unsere neuere Geschichtschreibung seit Ranke der Ansicht gewesen ist, mit dieser Formel sei den Neuerern das Recht zugesprochen worden, ihr Kirchenwesen förmlich auszubauen. Bei unserer heutigen Kenntnis der Dinge läßt sich diese Meinung nicht festhalten. Vor allem steht unzweifelhaft fest, daß der Reichstag lediglich ein Provisorium für die ganz bestimmt bemessene Zeit bis zum Zusammentritte des Konzils schaffen wollte. Sodann läßt sich in keiner Weise in Abrede stellen, daß sämtliche Stände genau wußten, was der Wille des Kaisers in der streitigen Angelegenheit sei. Seine Proposition und seine Instruktion ließ darüber nicht den mindesten Zweifel zu. Streng genommen konnten die Stände nur ein solches Verhalten vor dem Kaiser zu verantworten hoffen, welches sich pünktlich nach dem Wormser Mandat richtete. Wie war es da zu erklären, daß sich die Evangelischen einer solchen für sie unmöglichen Verpflichtung unterwarfen? Sicherlich hatte der große Ausschuß auf ihr Betreiben gesagt, Stände würden sich so halten, wie sie es

*) Statt der Worte „wie sie ein solches gegen Gott zuvorab und darnach bei kaiserl. Majestät" war gesetzt „wie ein Jeder solches gegen Gott und J. Majestät". Bemerkenswert aus dieser (ebenfalls bei Friedensburg S. 558 ff. abgedruckten) Instruktion ist der Passus, welcher sich auf den 1524 in Nürnberg nach Speier ausgeschriebenen Reichstag bezieht. Sie hätten, sagen Stände, diesen Reichstag mit Wissen und Willen des kaiserlichen Statthalters und Orators beschlossen „allein zu Stillung des gemeinen Mannes", der eine große Hoffnung auf denselben gesetzt. Auch sie deuten an, daß das Verbot dieses Tages auf die Erhebung der Bauern eingewirkt, welche wohl durch göttliche Gnade bezwungen sei, aber keineswegs so in der Wurzel beseitigt, daß nicht noch größere Empörung drohe, „nicht allein von dem gemeinen Mann, sondern auch von den Obrigkeiten", wenn der eingerissene Zwiespalt nicht geheilt werde.

zunächst vor Gott und danach vor dem Kaiser zu verantworten dächten. Auch damit war eine ehrliche Lösung nicht gefunden. Denn was die Evangelischen vor Gott verantworten konnten, war das genaue Gegenteil von dem, was sich vor dem Kaiser verantworten ließ. Indem die Stände diese nachdrückliche Voranstellung Gottes strichen, machten sie den Konflikt für die Evangelischen noch schwerer.

Von der anderen Seite darf man jedoch nicht übersehen, wie sich die Stände mit ihrem Beschluß zum Kaiser stellten. Sie waren, wie es scheint, nahezu einmütig der Ansicht, daß die vom Kaiser am 23. März ausgesprochene Forderung aus einer mangelhaften Kenntnis der Zustände im Reiche hervorgegangen sei. Sie beschlossen die Botschaft an ihn in der Hoffnung, ihn eines besseren zu belehren. Ihre Zusage galt also nicht dem übel unterrichteten Kaiser, welcher durch sein Verbot der früheren Speierer Versammlung nicht wenig zu der Entzündung des Bauernkrieges beigetragen, sondern dem Kaiser, der wisse, was deutscher Nation Wohl gebieterisch fordere und zu dem sie das gute Zutrauen hegten, daß er nichts wollen könne, was zum Verderben deutscher Nation führe. Wir werden ja sehen, daß die Evangelischen dieses Vertrauen trotz hundertfacher Enttäuschungen bis zuletzt festgehalten haben, daß sie immer wieder zu dem Vertrauen zurückgekehrt sind, Kaiserliche Majestät werde es mit ihnen nicht übel meinen, wenn sie nur wahrhaft berichtet sei. Unsere guten Vorfahren konnten sich nicht zu der trostlosen Einsicht bringen, daß ihrem Kaiser das Wohl des Reichs nur dann einen Wert hatte, wenn das Reich sich seiner nicht aus deutschen Bedürfnissen hervorgegangenen und nicht auf deutsche Interessen gerichteten Weltpolitik unterwürfe. Man kann ihnen nicht wohl einen Vorwurf daraus machen, daß sie ihren Kaiser, um es in deutschem Sinne kurz zu sagen, für besser hielten als er war, diesen Kaiser, welcher das Seinige dafür gethan hatte, daß Gehorsam gegen Kaiser und Reich immer mehr eine ziemlich inhaltsleere Redensart

werden mußte. Auch an diesem Speierer Reichstage machen wir die Beobachtung, daß Stände in der Kunst, von Kaiserlicher Majestät in tiefster Unterthänigkeit zu reden und doch zu thun, was ihnen paßte, sehr wohl zu Hause waren. Wenn sie in der kirchlichen Frage sich dem kaiserlichen Veto unterwarfen, so thaten sie es, weil es am Ende doch den meisten bequem war, von einer Beratung abzustehen, deren Resultat niemand mit einiger Sicherheit vorauszusehen vermochte. In allen übrigen Dingen ließen sie sich durch die kaiserlichen Wünsche sehr wenig bestimmen.

Wie war nun unser Volk in dem, was damals seine Seele am meisten erfüllte und auch seine öffentlichen Verhältnisse vorwiegend bestimmte, nach diesem Speierer Reichstage gestellt? Das Reich hatte abermals sein Unvermögen kund gethan, in dieser Lebensfrage Ordnung zu treffen. Es hatte in Speier noch mehr als in Nürnberg jede Entscheidung hinausgeschoben. Es hatte für diese Zwischenzeit eine Formel aufgestellt, über deren Vieldeutigkeit sich schwerlich irgend jemand getäuscht haben wird. Wenn der Reichstag die Miene annahm, diesem Provisorium nur eine kurze Dauer beizumessen, so werden auch daran wohl nur wenige geglaubt haben. Wie die Weltlage in den letzten Monaten geworden war, ließ sich der Moment, in dem ein Konzil möglich sein würde, gar nicht absehen. Daß der Kaiser in ein Nationalkonzil nie einwilligen würde, hatte er vor zwei Jahren mit zornigem Nachdruck verkündet. Was sollte also nun in dieser unabsehbaren Zeit werden? Es war nur ein Weg offen geblieben: daß jeder Stand that, was er vor Gott verantworten konnte. Der Speierer Reichstag hatte den Evangelischen das formelle Recht sicherlich nicht gegeben, ihr Kirchenwesen definitiv zu begründen, aber er hatte ihnen die thatsächliche Notwendigkeit auferlegt, endlich, soweit sie konnten, eine feste Ordnung aufzurichten.

Böhmen und Ungarn.

Ferdinand hatte nach langem Bedenken den Reichstag zugelassen, weil er von den Ständen eine Unterstützung gegen den ernster als je drohenden Angriff des Türken dringend bedurfte, und ebenso ihre Bewilligung für die fernere Unterhaltung von Regiment und Kammergericht. Aber es währte sehr lange, bis er den Reichstag dahin bringen konnte, sich mit diesen beiden wahrhaft brennenden Fragen zu beschäftigen. Ursprünglich war ja am 30. Juli der große Ausschuß gewählt worden, um endlich einen Beschluß über die von Ferdinand wiederholt dringend geforderte Türkenhilfe herbeizuführen. Aber die Beratungen zogen sich in üblicher Weise in die Länge, bis Ferdinand am 17. August erklärte, nach den neuesten Zeitungen sehe er sich genötigt, in acht Tagen Speier zu verlassen, um seinen bedrohten Landen in Person Hilfe zu bringen. Nun wurde allerdings die Verhandlung beschleunigt, aber ihr Ergebnis war ein der thatsächlichen Not gegenüber höchst klägliches. Die kaiserliche Proposition hatte eine „beharrliche, ansehnliche Hilfe" wider den Türken beantragt. Von einer solchen dauernden Anstrengung wollten aber Stände gar nichts wissen, und was die von ihnen bewilligte „eilende Hilfe" angeht, so wurde sie gegen die weitergehenden Anträge einer speziellen Kommission nicht nur auf 1000 Mann zu Fuß beschränkt, sondern ihre wirkliche Leistung von vorhergehenden Verhandlungen mit dem

Könige von Ungarn abhängig gemacht, ganz wie einst in Nürnberg, obwohl die Lage jetzt das allerschleunigste Eingreifen gefordert hätte. Das hemmende und mäkelnde Prinzip in dieser Angelegenheit vertraten zumeist die rheinischen Kurfürsten, welche sich im übrigen als die eifrigsten Diener des Kaisers geberdet hatten. Aber der Rhein floß gar weit von Ungarn.

Ferdinand hatte guten Grund, mit dem Verhalten des Reichstags in diesem Punkte unzufrieden zu sein; als er nun aber endlich, nachdem am 27. August der Schluß des Reichstags erfolgt war, Speier verlassen konnte, da begab er sich seltsamerweise nicht an die Donau, sondern nach Innsbruck. Man könnte ja meinen, ohne Geld und Soldaten, wie er war, hätte er in Wien gegen die Türken nicht mehr thun können als in Innsbruck. Aber die Sache verhielt sich anders. Auch jetzt noch, wo er wußte, daß Suleiman nach der Einnahme Peterwardeins unaufhaltsam mit seinem ungeheuren Heere in das Herz Ungarns vordringe, welches ihm nur eine geradezu klägliche Macht entgegenstellen konnte, auch jetzt noch lag ihm Italien mehr am Herzen, als die Beschützung seiner österreichischen Lande gegen die drohende Ueberflutung der Türken. Man würde es nicht begreifen, weshalb Ferdinand um die Verteidigung der italienischen Position fast mehr besorgt war, als der Kaiser selbst, wenn man nicht wüßte, daß es seit Jahr und Tag sein sehnlichster Wunsch war, von seinem Bruder mit Mailand belehnt zu werden*). Dieses Verlangen trieb ihn nicht nur jetzt nach Innsbruck, statt nach Wien, sondern selbst dann noch, als er dort am 6. September die kläglichen Nachrichten von der vernichtenden Niederlage der Ungarn bei Mohacs und die um Hilfe flehenden Briefe seiner Schwester, der Königin Maria, erhalten hatte, selbst da noch bot er alles auf, um Frundsberg mit einer stattlichen Heeresmacht nicht an

*) Siehe darüber die überhaupt sehr merkwürdige Instruktion Ferdinands vom Juni 1524 im Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen 1, 122 ff.

die ungrische Grenze, sondern nach der Lombardei zu senden*). Daß Hilfe hier not that, wissen wir ja; aber unstreitig drohte den eigenen Landen Ferdinands Anfang September eine unendlich viel größere Gefahr von den Türken, als von den italienischen Gegnern. Aber die Blicke des Erzherzogs waren einmal so von Italien, das wohl den in Spanien geborenen und erzogenen Fürsten fast heimatlich anzog, gefesselt, daß er auch jetzt noch, wo doch in den Osten nicht nur die dringendere Gefahr, sondern auch der größere Gewinn rief, vor allem Mailand schützen zu müssen meinte.

Denn in demselben Augenblicke, wo er am 9. September durch seine Schwester erfuhr, daß bei Mohacs nicht nur das ungrische Heer vernichtet, sondern auch auf der Flucht vom Schlachtfelde König Ludwig umgekommen sei, richteten sich seine Gedanken auf die Erwerbung der jetzt erledigten Kronen von Ungarn, Böhmen, Mähren und Schlesien**). Da Ungarn fast ganz in der Gewalt des Türken war (am 10. September schlug Suleiman seine Zelte unter den Mauern Ofens auf, welches ihm die Schlüssel seiner Thore entgegengeschickt hatte), handelte es sich zunächst um die Sicherung Böhmens. Kaum in Linz angelangt, expedierte Ferdinand mehrere ansehnliche Botschaften in das zu gewinnende Land, bei deren Zusammensetzung er eine sehr glückliche Hand bewies. Da der verstorbene König Ludwig keine Kinder hinterlassen hatte, so besaß unzweifelhaft seine einzige Schwester Anna, Ferdinands Gemahlin, den besten Anspruch auf die verwaisten Länder, wenn nämlich in denselben das Erbrecht anerkannt wurde. Ferdinand nahm das als ausgemacht an. Die den Boten gegebenen Instruktionen

*) Man sehe, wie sich Ferdinand darüber gegen Karl äußert in seinem Briefe vom 22. September bei Gevay, Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte der Verhältnisse zwischen Oesterreich, Ungarn und der Pforte I, 1, 15.

**) Siehe Ferdinands Brief an Königin Marie, Kuffstein 11. September, bei Gevay I, 1, 10.

gingen davon aus, daß die früher von König Ludwig regierten Länder nach rechter Erbschaft auf dessen Schwester Anna und verschiedenen Erbverträgen gemäß auf ihren Gemahl Ferdinand gekommen seien. Allerdings täuschte sich dieser darüber nicht, daß mit seinem Erbrecht allein die Frage nicht entschieden sei; aber die Boten erhielten doch nur Weisung zu sehen, wie das Erbrecht am besten zur Geltung gebracht werden könne *).

Dieselben überzeugten sich aber, sobald sie in Prag angekommen waren, daß mit diesem Anspruch ihres Herrn nicht nur nicht durchzudringen sein werde, sondern daß die Klugheit erfordere, denselben von vornherein ganz bescheiden in den Hintergrund zu schieben. Die böhmischen Stände waren bei aller sonstigen Zwietracht darüber einig, daß ihnen, wenn der verstorbene König keine Kinder hinterlassen habe, ein unbeschränkt freies Wahlrecht zustehe, das sie bei dieser Gelegenheit im weitesten Umfange auszunutzen gedachten. Denn die Zahl der Bewerber war eine ungewöhnlich große. Schon ehe die Gesandten Ferdinands in Prag eintrafen, hatte dort ein bayerischer Agent seine Thätigkeit begonnen, und neben diesen beiden Hauptrivalen wurden die Könige von Polen und Frankreich,

*) Die böhmischen Landtagsverhandlungen vom Jahre 1526 an 1, 53 ff. Rezek, Geschichte der Regierung Ferdinands in Böhmen S. 18 ff. Auf Grund dieser Veröffentlichungen stellt sich die Geschichte der böhmischen Wahl erheblich anders dar, als wir sie von Ranke kennen gelernt haben. Es ist übrigens zu bedauern, daß in jener Publikation der böhmischen Landtagsverhandlungen die tschechischen Texte nicht nur ohne deutsche Uebersetzung, sondern selbst ohne kurzen deutschen Auszug gegeben werden. Wenn man in Prag meint, jeder Historiker müsse tschechisch verstehen, so irrt man. Die gleiche Bemerkung gilt von den magyarischen Publikationen, deren Herausgeber entweder in der Illusion befangen sind, das Magyarische gehöre in dem Maße zu den großen Kultursprachen, daß jeder Historiker sich die Kenntnis desselben aneignen müsse, oder in der zu bescheidenen Meinung, die ungrische Geschichte habe nur für Magyaren ein Interesse. Vgl. übrigens Hubers sorgfältige Darstellung im dritten Bande seiner Geschichte Oesterreichs S. 537 ff., welcher mir erst zukam, nachdem dieser Abschnitt bereits geschrieben war.

die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, Herzog Georg von Sachsen und verschiedene einheimische Herren als Kandidaten genannt. Ernstlich in Betracht kamen jedoch neben Ferdinand nur die beiden Herzöge Ludwig und Wilhelm von Bayern, welche als Nachbarn längst mannigfache Beziehungen mit böhmischen Herren angeknüpft hatten und jetzt mit Recht meinten, der ausgesprochene Gegensatz, in welchen sie seit dem vorigen Jahre zu Ferdinand geraten waren, müsse hier, bei dieser Wahl, zur Entscheidung kommen. Fiel die böhmische Krone den Wittelsbachern zu, so hatten sie die Habsburger im Reich an realer Macht überholt. Sie durften dann um so mehr hoffen, auch die Würde des römischen Königs zu erlangen. Aber selbst ohne dieselbe stand der Herr von Bayern, Böhmen, Mähren, Schlesien und der Lausitz unbedingt an der Spitze der deutschen Stände.

Anfänglich schienen die Aussichten der Bayern vortrefflich zu sein. Ferdinand stand der üble Ruf seiner Regierung entgegen. Von Salamanca's bösem Wesen war auch in Böhmen genug bekannt geworden. Auch fürchteten die Herren, daß Ferdinands Schwester Marie einen zu großen Einfluß üben werde, welche neben ihrem schwachen Gemahl den böhmischen Magnaten ebenso unbequem geworden zu sein scheint, wie den ungrischen. Aber das große Geschick derjenigen, welche für Ferdinand warben, wußte über alle diese Schwierigkeiten Herr zu werden. Obwohl sie sehr lange auf Vollmachten warten mußten, wie sie für den Erfolg ihrer Bemühungen unbedingt nötig waren, gingen sie auf alle Anforderungen des Moments mit bemerkenswerter Sicherheit ein. Sie brachten den Schwung einer kühnen, skrupellosen Politik auf den Kampfplatz, während ihre bayerischen Gegner, an engere Verhältnisse gewöhnt, je länger der Kampf dauerte, um so mehr zurückgedrängt wurden. Diese habsburgische Politik verstand namentlich die Kunst des Versprechens in ganz außerordentlichem Maße; aber es ist doch zu verwundern, daß die böhmischen Herren, welchen es natürlich

mit seltenen Ausnahmen nur auf den eigenen Gewinn ankam, sich einbildeten, sie würden bei Ferdinand bessere Geschäfte machen als bei den Wittelsbachern. Diesen stand übrigens, von ihrer Unbeholfenheit abgesehen*), hauptsächlich im Wege, daß sie zwei waren. Offenbar konnten die beiden Brüder sich nicht darüber einigen, wer von ihnen der eigentliche Bewerber sein sollte. Ihre Schreiben an die Stände, die Vorträge ihrer Bevollmächtigten vor denselben lauteten bis zuletzt dahin, Stände mögen einen von ihnen wählen**). Ich glaube es hauptsächlich diesem für die Wähler höchst mißlichen Umstande zuschreiben zu müssen, daß es im letzten Augenblicke den Räten Ferdinands gelang, die Führer der bayerischen Partei selbst, wenn auch nur heimlich, auf ihre Seite zu bringen. Um ihre Praktik bequemer zum Ziel führen zu können, arbeitete diese nun darauf hin, daß die Wahl nicht von sämtlichen Ständen, sondern von einem damit betrauten, aus je acht Mitgliedern der drei Stände gebildeten Ausschuß vorgenommen werde. Und da geschah es nun, daß während die bayerischen Gesandten noch am 23. Oktober ihren Herren mit voller Bestimmtheit schrieben, jener Ausschuß werde einen von ihnen wählen, dieser an demselben Tage einstimmig für Ferdinand entschied! Und diesen wahrhaft glänzenden Sieg hatten die Boten Ferdinands errungen, obwohl die Bayern mit ihren Geldgeschenken und Geldzusicherungen höchst verschwenderisch umgingen und sich zuletzt auch der Unterstützung des französischen Agenten zu erfreuen hatten. Wäre König Franz nicht hier wie so oft die Beute unverständiger Illusionen gewesen, hätte er von vornherein und mit aller Energie für den bayerischen Freund, statt für seine eigene unmögliche Kandidatur werben lassen, so hätte er vielleicht den

*) Welche es u. a. verschuldete, daß ihre „stattliche Botschaft" erst wenige Tage vor der Wahl in Prag eintraf, während bis dahin Weißenfelder allein für sie hatte arbeiten müssen.

**) Siehe die Korrespondenz der bayerischen Agenten mit den Herzögen in den böhmischen Landtagsverhandlungen 1, 129 ff.

empfindlichen Schlag, den die Wahl Ferdinands für ihn bedeutete, fernhalten können*).

Mit der Wahl war indessen noch keineswegs alles erledigt. Der böhmische Landtag hatte eine lange Liste von Wünschen aufgestellt, von denen die Bevollmächtigten Ferdinands doch nur die auf die Erhaltung aller Privilegien und Freiheiten und die Zahlung aller Schulden bezüglichen zugesagt hatten. Eine große Deputation der Stände, welche sich nach Wien begab, um dem neuen Könige seine Wahl anzukündigen, übergab demselben Anfang Dezember diese Forderungen. Sie hatten einen derartigen Umfang, daß sie Ferdinand beim besten Willen nicht hätte erfüllen können. So verlangten z. B. die Stände, Ferdinand solle beim Kaiser erreichen, daß Luxemburg wieder der böhmischen Krone einverleibt werde, er solle die Landesschulden bis nächsten Georgi bezahlen, er solle seinen Hof gewöhnlich in Böhmen haben, er solle keinem Beamten sein Amt ohne rechtliche Erkenntnis der übrigen Beamten nehmen, er solle die Aemter nicht nur in Böhmen, sondern auch in den einverleibten Ländern, namentlich in Schlesien und der Lausitz, nur mit geborenen Böhmen besetzen, ja er solle, solange er lebe, auch seinen direkten Erben nicht wählen und krönen lassen. Hätten die Stände solche Ansprüche durchsetzen wollen, so hätten sie sich Ferdinands ausdrückliche Gewährung derselben vor der Wahl sichern müssen. Da sie das versäumt, konnten sie zwar mit großer Hartnäckigkeit auf ihrer Annahme bestehen, mußten sich schließlich aber doch mit so verklausulierten Erklärungen begnügen, daß Ferdinand ziemlich freie Hand behielt. Selbst die unbedingt gegebene Zusage, die Schulden in kürzester Frist zahlen zu wollen, war bei Ferdinands Finanzlage natürlich wertlos. Die Stände operirten aber um so weniger glücklich,

*) Nach der Art, wie Weißenfelder am 11. Oktober über die Anknüpfung mit dem französischen Agenten berichtet, möchte man übrigens schließen, daß damals die Beziehungen zwischen Frankreich und Bayern überhaupt noch ziemlich locker waren.

als sie durch die Behandlung der Wahl die Mähren, Schlesier und Lausitzer, welchen sie keinen Anteil an derselben gegönnt, empfindlich verletzt und auf Ferdinands Seite getrieben hatten. So wurde dessen Erbrecht in Mähren und Schlesien unbedingt anerkannt. Die Räte Ferdinands bewiesen ihre Ueberlegenheit über den ständischen Egoismus der Böhmen in Wien ebenso erfolgreich, als in Prag *).

Wenn auch die Deputation nicht sehr erbaut von Wien zurückkehrte, so hinderte doch weder ihre Mißstimmung noch die Fortsetzung der bayerischen Praktiken, daß Ferdinand mit seiner Gemahlin Anfang Februar seinen glänzenden Einzug in Prag hielt, um durch die Krönung definitiven Besitz zu ergreifen. Ja er fühlte sich seiner Sache so sicher, daß er noch vorher

*) Wenn man gemeint hat, die religiöse Frage habe bei diesen Verhandlungen eine wichtige Rolle gespielt und Ferdinand auch dadurch den Sieg über die Bayern davongetragen, daß er sich toleranter als diese erwiesen, so findet eine solche Meinung in den jetzt vorliegenden Akten keine Bestätigung. Die böhmischen Stände forderten lediglich (Landtagsverhandlungen 1, 43), daß der König gegen die beiden im Lande herrschenden Bekenntnisse, das katholische und das utraquistische, das bisher übliche Verfahren beobachte und die in den Nebenlanden herrschende Zwietracht im Glauben dadurch beilege, daß er beim Kaiser auf die Berufung eines Konzils hinwirke. Die unmittelbar darauf folgenden Artikel beweisen, daß die böhmischen Stände damals von jeder Hinneigung zu Luther weit entfernt waren, indem sie den König aufforderten, das Verbot der Priesterehe, die Beobachtung der Fasten streng zu handhaben und dafür zu sorgen, daß die heiligen Sakramente, die Mutter Gottes und die „lieben Heiligen" von niemand geschmäht werden. Anders stand es allerdings mit Schlesien. Die schlesische Deputation richtete an den König die Bitte: weil es jetzt im Deutschen Reich und in Schlesien zwischen Geistlichen und Laien zu großem Zwiespalt gekommen, solle der König trachten, daß eine christliche Ordnung dem heiligen Evangelium gemäß eingerichtet werde, damit sie in guter christlicher Einigkeit leben können. Die Antwort des Königs lautete: er hoffe, daß die Schlesier ein recht christliches Leben führen werden und erlaube ihnen, daß sich in betreff der Glaubenssachen die Geistlichen mit den Laien vergleichen; ehe sie aber diesen Vergleich abschließen, sollen sie ihm denselben vorlegen (Rezek S. 113 u. 116). Man sieht: Ferdinand war weit davon entfernt, seine Wahl mit Konzessionen in der religiösen Frage zu erkaufen.

dem Landtage seine „Objectiones" vorlegte, durch welche er die Annahme der bedenklichsten ständischen Forderungen für unzulässig erklärte*). Am 24. Februar 1527, des Kaisers Geburtstage, fand die feierliche Krönung statt. Wenn die Italiener sich wiederholt über das wunderbare Glück des Kaisers äußern, so stand dasselbe in dieser böhmischen Angelegenheit dem Bruder auf gleich erstaunliche Weise zur Seite. Wer hätte es bei dem damaligen Stande der europäischen Angelegenheiten und nach dem, was die österreichischen Nachbarlande bisher von Ferdinand erlebt hatten, für möglich halten sollen, daß dieser junge, äußerst mittellose, auf allen Seiten von den größten Schwierigkeiten bedrängte Fürst ohne schweren Kampf, ja ohne daß die europäischen Gegner des Hauses nur ernstlich eingegriffen, eine so gewaltige Erweiterung seiner Macht zu stande bringen werde? Denn erst jetzt hatten die Habsburger wieder eine Stellung im Reiche gewonnen, welche ihnen aus eigener Kraft einen gewaltigen Druck auf dasselbe auszuüben gestattete. Indem sie ihre direkte Herrschaft bis über das Riesengebirge ausdehnten, tief in die norddeutsche Ebene hineingriffen, den bayerischen Rivalen mit der kompakten böhmischen Masse niederdrückten, legten sie ihre Hand zugleich auf Nieder- und Oberdeutschland mit einer Wucht, von der die letzten Generationen nichts gewußt hatten. Freilich war der gewählte und gekrönte König damit noch keineswegs wirklich Herr über diese weiten und reichen Gebiete; die ständische Unbotmäßigkeit hatte während der letzten Dezennien zu üppig wuchern können, um alsbald vor einem Könige zusammenzubrechen, der niemals in erster Linie König von Böhmen sein konnte; aber der Verlauf des Wahlkampfes hatte doch die Ueberlegenheit der Politik Ferdinands über die böhmischen Herren zu schlagend bewiesen, um an weiteren Erfolgen der königlichen Autorität Zweifel zu gestatten.

Als die böhmische Deputation in Wien eintraf, fand sie

*) Siehe darüber Rezek S. 135 ff.

dort bereits bayerische und ungrische Agenten vor, welche den in Böhmen verlorenen Kampf auf anderem Boden fortsetzten. König Ludwigs Tod hatte ja mit der böhmischen die ungrische Krone ihres Trägers beraubt. Als Ferdinand in Linz seine Thätigkeit um Böhmen begann, konnte er, wie wir sahen, für Ungarn noch kaum etwas thun, weil dieses damals fast ganz in der Hand des Türken lag. Aber schon nach kürzester Frist kam die überraschende Kunde, daß der prächtige Suleiman das im Sturm eroberte Land, als ob für ihn nur Verwüstung Sinn habe, eilig räume, ohne selbst in den wichtigsten Plätzen Besatzungen zurückzulassen. Schon am 17. September hatten die Sieger den Rückzug von Ofen angetreten. In wenigen Wochen sah sich ganz Ungarn bis an die Wälle von Peterwardein von den Barbaren frei, welche das Land auf dem Rückmarsche in eine Wüste zu verwandeln strebten, als ob sie an den Besitz desselben gar nicht dächten. Sofort drängte sich für Ferdinand die ungrische neben der böhmischen Frage vor. Er eilte von Linz nach Wien, wodurch für seine Räte in Prag jene Verlegenheit entstand, daß sie erst sehr spät die für ihre Operationen notwendigen Vollmachten erhielten. In Ungarn lagen nun aber die Dinge viel schwieriger als in Böhmen. Hier traten Ferdinand nicht fremde Bewerber, sondern ein mächtiger Herr des Landes selbst, Johann Zapolya, Wojwode von Siebenbürgen, der reichste Magnat Ungarns, entgegen, ein Mann, welcher schon zu König Ludwigs Zeiten den Verdacht erweckt hatte, daß er nach dem Throne strebe. Ob er zu diesem Zwecke mit Suleiman Beziehungen angeknüpft hatte, möge dahingestellt bleiben. Jedenfalls war er thatsächlich dem Kampfe fern geblieben*)

*) Fraknói's Argumente in seinem Buche „Ungarn vor der Schlacht bei Mohács" S. 272 ff. würden mehr überzeugen, wenn in demselben nicht überall die Tendenz hervorträte, die päpstliche Politik auf Kosten der Deutschen und selbst der Habsburger zu verherrlichen. Daß Clemens VII. in Ungarn wirklich etwas that, die klägliche Geldnot zu lindern, sollte doch einen Historiker nicht dagegen blind machen, daß die Politik der Kurie, indem sie während der Jahre 1525 und 1526 alles aufbot, um den Kampf

und dadurch in der Lage, nach der Vernichtung des ungrischen Heeres und dem Tode des Königs mit einer Macht im Felde zu erscheinen, welcher Ferdinand zunächst nichts entgegenstellen konnte.

Wo sich in diesen Tagen des Jammers Zapolya zeigte, überall flogen ihm die Herzen der Ungarn zu. Wie im Triumphe zog er von Szegedin auf Ofen. An dem Tage, welchen er nach Stuhlweißenburg ausgeschrieben, herrschte eine solche Begeisterung für ihn, daß weder die Gesandten Ferdinands noch die des Königs von Polen nur zu Worte kamen. Jubelnd wurde er am 10. November von den Erschienenen zum Könige gewählt, am nächsten Tage gekrönt. Alle Bemühungen Ferdinands und seiner Schwester, zuerst durch freundliche Verhandlungen mit Zapolya, dann durch Drohungen, daneben durch überaus geschäftige Bewerbungen bei den Großen Ungarns, Siebenbürgens und Kroatiens, diesem fatalen Ereignisse vorzubeugen, waren fruchtlos geblieben. Zu den Mitteln, durch welche man die Wahl Zapolya's zu hindern gesucht, hatte auch gehört, daß der zur österreichischen Partei gehörende Palatin, welcher verfassungsmäßig allein dazu berechtigt war, mit dem Datum des 9. Oktober einen Reichstag auf den 25. November nach Komorn ausgeschrieben hatte, um Heilmittel für die Not des Landes zu schaffen. Bezeichnenderweise wurde in diesem Aktenstück die Wahl des Königs nicht als Gegenstand der Verhandlung bezeichnet. Denn während Ferdinand in Böhmen darauf verzichtet hatte, sein Erbrecht mit vollem Nachdruck geltend zu machen, fand er es in Ungarn zweckmäßig, dasselbe als unzweifelhaft hinzustellen. Hätte er hier das Recht der freien Wahl zugestanden, so mußte er den Sieg Zapolya's

unter den Hauptmächten der Christenheit von neuem zu entzünden, unendlich viel mehr zum Verderben Ungarns that, als sie durch die Sendung von 50000 Dukaten gut machen konnte. So drängt sich der Verdacht auf, daß der Verfasser in Zapolya den Schützling der Kurie günstig zu stellen suche.

fürchten. Indem er sein Erbrecht festhielt, konnte er den Wojwoden als Usurpator, als Rebellen gegen den rechtmäßigen König hinstellen. Das aber schon in jenem Ausschreiben offen zu verkündigen, schien wieder nicht klug.

Nachdem die Wahl Zapolya's erfolgt war, kam es darauf an, durch den vom Palatin ausgeschriebenen Reichstag ein möglichst starkes Gegengewicht zu schaffen. Man muß anerkennen, daß die Königin Marie, einige der ihr ergebenen ungrischen Großen und die von Ferdinand ihr beigegebenen Räte eine außerordentliche Rührigkeit und Geschicklichkeit entfalteten, um die Sache Ferdinands unter den schwierigsten Verhältnissen aufrecht zu erhalten. Denn eine Menge mißlicher Umstände galt es zu besiegen. Zuerst widerstrebte es den Ungarn aufs äußerste, einen Fremden und namentlich einen Deutschen auf den Thron zu berufen. Die Deutschen waren ihnen durch den Einfluß, welchen sie unter der vorigen Regierung geübt, noch mehr aber wohl dadurch verhaßt, daß Handel und Gewerbe fast ganz in ihrer Hand lag*), daß die Fugger den reichen Bergbau ausbeuteten, daß viele Deutsche in Wohlstand lebten, während der maßlos zahlreiche, aber meist ebenso arme Adel sein Elend nicht der eigenen Trägheit, sondern der Macht der Fremden schuld gab. Die Katastrophe von Mohacs galt natürlich vielen stolzen Magyaren ebenfalls als das Werk des verderblichen fremden Einflusses. Der unendlich reiche Klerus warf der Königin Marie wohl nicht ohne Grund eine Begünstigung der Ketzerei vor, welche ja ganz unzweifelhaft durch die deutschen Beziehungen einen Weg nach Ungarn gefunden hatte. So sah sich die Königin nach dem Tode ihres Gemahls zunächst in geradezu hilfloser Verlassenheit. Sie mußte froh sein, hart an der Grenze, in Preßburg, eine Zuflucht zu finden, wo sich dann die wenigen Großen um sie sammelten, welche ihr Glück ganz

*) Siehe die Schilderung der ungrischen Zustände durch Seb. Giustinian bei Rawdon Brown, Four years at the court of Henry VIII, 1, 6 ff.

an den Hof geknüpft hatten oder durch persönliche Ergebenheit an sie gebunden waren. Sofort begann sie mit seltener Elastizität die umsichtigste Arbeit für die Größe ihres Bruders, wie sich denn die Frauen dieses Hauses überhaupt durch lebhaftes Interesse und ungewöhnliches Geschick für große politische Aufgaben auszeichneten. Da boten sich denn doch ihrem erfinderischen Geiste bald genug Anknüpfungspunkte, um die zunächst kaum vorhandene Partei ihres Bruders zu verstärken. Verschiedene mächtige Männer erschienen in Presburg, um ihre Dienste anzutragen. Hätte man sie gewonnen, so würden ihnen sehr viele gefolgt sein. Man hätte vielleicht trotz allem die Wahl Zapolya's hindern können, wenn man die Mittel gehabt hätte, die sehr hohen Forderungen der ungrischen Magnaten zu erfüllen. Da aber die bankerotten Finanzen Ferdinands mit großer Anstrengung nur sehr bescheidene Summen flüssig machen konnten, so stellte sich alsbald die fatale Thatsache heraus, daß, während in Böhmen Versprechungen gute Dienste thaten, die ungrischen Herren nur auf effektive Leistungen Wert legten.

So blieb trotz aller Emsigkeit und Klugheit der Vertreter Ferdinands sein Anhang ein sehr geringer. Der Machtbereich Zapolya's dehnte sich nach seiner Wahl immer weiter nach Westen aus. Auch Komorn, wohin der Palatin den Reichstag ausgeschrieben, fiel ihm in die Hand. Man mußte die Versammlung nach Presburg verlegen, aber sie auch hier von einer Woche auf die andere verschieben, bis sie endlich am 16. Dezember eröffnet werden konnte. Ferdinand hatte seinen Gesandten für diesen Tag eine Instruktion gegeben, welche mit großer Klugheit alles zusammenfaßte, was ihn den Ungarn empfehlen konnte*). Nicht der Wunsch, seine Macht zu erweitern, sondern das stets von ihm bewiesene Verlangen, die Sache der Christenheit gegen den Türken zu verfechten, das Mitleid mit der trost-

*) Man sehe dieses merkwürdige Schriftstück d. d. Wien 5. Dezember bei Fraknói, Monumenta comitialia regni Hungariae 1, 60 ff.

losen Lage Ungarns, das nach dem Tode seines Königs schutzlos dem grausamsten Feinde preisgegeben ist, bestimmen ihn, das Anrecht seiner Gemahlin und sein eigenes auf den ungrischen Thron geltend zu machen. An diesem Recht ist nach den Thatsachen der ungrischen Geschichte, nach den von König Matthias Corvinus mit Kaiser Friedrich III. und von König Wladislav mit Kaiser Maximilian geschlossenen und von den ungrischen Ständen anerkannten Verträgen nicht zu zweifeln*). Zapolya, welcher durch schlechte Künste eine unrechtmäßig berufene Versammlung zu seiner Wahl verführt hat, kann deshalb nur als Usurpator betrachtet werden, und zwar als ein Usurpator, der außer stande, Ungarn gegen den Türken zu schützen, es auch noch in Krieg mit den benachbarten Landen Ferdinands und dem Reiche verwickeln würde. Ferdinand dagegen als König von Böhmen, Mähren, Schlesien, als Statthalter des Reichs, welcher die Kurfürsten und Fürsten längst zu energischer Unterstützung Ungarns bestimmt, welcher überdies schon vor seiner Wahl zum böhmischen Könige Kroatien erfolgreich gegen die Türken beschützt hat, Ferdinand ist mehr als irgend ein anderer in der Lage, Ungarn aus dem Unglück dieses Jahres aufzurichten. Er wird seine Privilegien und Freiheiten nicht nur sorgfältig beobachten, sondern noch erweitern; er wird die Geschäfte des Landes nur durch Ungarn besorgen lassen, seine Würden und Aemter nur auf Ungarn übertragen und das Reich so regieren, daß seine Milde, Freigebigkeit, Gnade und Wohlwollen nichts zu wünschen übrig läßt.

Nach Presburg waren natürlich nur diejenigen gekommen, welche der Partei Ferdinands angehörten. Wie beträchtlich ihre Zahl war, läßt sich nicht angeben**), deshalb auch nicht sagen,

---

*) Vgl. über die Rechtsfrage Gindely's Aufsatz im Archiv für österreichische Geschichte 51, 195 ff.

**) Smolka, Ferdinands Bemühungen um die Krone von Ungarn im Archiv für österreichische Geschichte 57, 67 f. Dieser sorgfältigen Unter-

was es zu bedeuten hatte, daß dieſe Verſammlung Ferdinand am 17. Dezember ohne Widerſpruch zum Könige wählte. Es ſtanden ſich nun alſo zwei gewählte Könige gegenüber, von welchen der zugleich gekrönte in jeder Beziehung die größere Gunſt der Umſtände für ſich zu haben ſchien. Sein Anhang beſaß im Lande unzweifelhaft das Uebergewicht. Er konnte ſich ganz den ungriſchen Dingen widmen, während ſein Gegner durch die verſchiedenſten Sorgen, zunächſt durch die Notwendigkeit, von Böhmen, Mähren und Schleſien wirklich Beſitz zu ergreifen, abgezogen wurde. Er konnte auf die Unterſtützung der Verbündeten von Cognac rechnen. König Franz vor allen ſchien in Ungarn gut machen zu wollen, was er in Böhmen verſäumt hatte, und trat mit Zapolya in die engſte Verbindung*). Venedig erkannte ihn ohne weiteres als König von Ungarn an. Clemens, ſchon früher ihm geneigt, war zwar im Augenblick mit eigener Not genügend beladen, erfreute ihn aber doch durch eine Botſchaft, welche am 18. Januar von ihm mit großen Ehren empfangen wurde**). Die Herzöge von Bayern, ſeine natürlichen Bundesgenoſſen, eröffneten ihm die Ausſicht, daß die Stände des Reichs die in Speier bewilligte Türkenhilfe ihm zuwenden, jedenfalls nicht dem Könige von Böhmen gegen ihn zuführen würden. Auch die Gegner Ferdinands in Böhmen, Mähren und Schleſien richteten ihre Hoffnungen ſelbſtverſtändlich auf Zapolya, welcher endlich in Polen von lebhaften Sympathien begünſtigt wurde. Kurz, die Geſamtlage war von der Art, daß der Kaiſer ſeinem Bruder aufs entſchiedenſte und immer wieder von einem kriegeriſchen Wagnis in Ungarn abriet, das leicht zu einer ſchweren Kataſtrophe führen könne, da neben allem übrigen zu fürchten ſei, daß

ſuchung bin ich zumeiſt gefolgt neben den urkundlichen Werken von Gevay und Fraknói. Vgl. auch Huber 3, 549 ff.

*) Charrière, Négociations 1, 156 ff.

**) Quellen und Erörterungen zur bayeriſchen und deutſchen Geſchichte 4, 17.

Zapolya dann den Beistand des Türken suche, gegen dessen Macht im Augenblicke nicht aufzukommen sei*).

In der That gestalteten sich die Dinge während der ersten Monate des Jahres 1527 für Ferdinand bedenklich genug. Seit er zur Krönung nach Prag aufgebrochen war, traten ihm die ungrischen Sorgen unvermeidlich in den Hintergrund. Königin Marie geriet dadurch in eine nahezu verzweifelte Lage. Sie sah sich außer stande, die den ungrischen Herren gemachten Zusagen auch nur in bescheidenem Maße zu erfüllen; die von ihr zur Befriedigung der dringendsten Bedürfnisse aufgenommenen Anlehen konnte sie nicht zurückerstatten; ihr drohte nicht nur Ohnmacht, sondern auch Schande: sie bat den Bruder wiederholt, sie von einem Posten abzuberufen, auf dem sie ihm bei der von ihm beliebten Praxis nichts nützen könne**).

Ferdinand bewies diesen Klagen der Schwester gegenüber große Gemütsruhe. Das eine Mal schrieb er ihr, die Herren müßten Geduld haben, das andere Mal, die Königin müsse sie mit guten Worten hinhalten; dann wieder, es scheine ihm, die von ihr gemachten Zusagen seien übertrieben, er könne sie unmöglich alle erfüllen; er habe für Ungarn schon über 90 000 Goldgulden ausgegeben***). In der That, für die Gewinnung eines solchen Reichs eine gewaltige Summe! Er war in Geldnöten erfahren genug, um sich durch die aus Presburg unaufhörlich ertönenden Klagen nicht aus der Fassung bringen zu lassen. Daneben aber machte er seiner Schwester schon Anfang März die sehr richtige Bemerkung, für die Gewinnung Ungarns komme es nicht darauf an, diesen oder jenen Herrn durch einige Tausend Dukaten, vielleicht nur für kurze Zeit, auf seine Seite zu ziehen, sondern ein tüchtiges Heer zu sammeln. Das war

*) Karl an Ferdinand, Valladolid 6. März und 26. April. Gevay I, 1, 49. 68.

**) Briefe Mariens an Ferdinand, 9. und 14. Februar, 14. und 26. März, 25. April, 8. Mai bei Gevay.

***) Ferdinand an Marie, 5. März.

die volle Wahrheit. Leider ging es aber auch damit nur langsam voran. Nach vollbrachter Krönung in Prag mußte dieselbe Festlichkeit in Mähren und Schlesien vollzogen werden. Erst Ende Mai war Ferdinand wieder in Prag, erst Mitte Juni in Wien. Seine Anhänger in Ungarn, welche ihn schon im März mit größter Ungeduld erwartet hatten, gerieten über diese endlose Verzögerung außer sich.

Wäre Zapolya der Mann gewesen, den die Lage erforderte, so würde er unmittelbar nach seiner Krönung an der Spitze seines Heeres gegen Presburg aufgebrochen sein und das schwache Häuflein Ferdinands aus Presburg und damit aus Ungarn vertrieben haben. Statt dessen verbrachte er kostbare Monate in vollkommener Unthätigkeit, welche natürlich unter seiner Partei allerlei Zwist und Zank erzeugte. Als er auf Mitte März einen Reichstag ausschrieb, trat er demselben mit der Forderung einer ungewöhnlichen Steuer, eines von allem Besitz zu erhebenden Zehnten entgegen*), welcher zwar bewilligt, aber vom Lande mit lauter Unzufriedenheit anfgenommen wurde. Je länger ihn Ferdinand unbehelligt ließ, desto üppiger konnte Eigennutz und Streitsucht in seinen Reihen wuchern. Die Ungarn erfuhren, daß, wie ein boshafter Beobachter schon bei der Krönung gesagt hatte, Zapolya's Kopf für diese Krone zu klein sei.

Ferdinand hatte die lange Zeit, welche die böhmischen Geschäfte in Anspruch nahmen, sehr zweckmäßig mit einer Scheinverhandlung ausgefüllt. König Sigismund von Polen, der sehr gern selbst in Ungarn geherrscht hätte, wünschte wenigstens diplomatisch seinen Einfluß geltend zu machen. Er trug den Rivalen im März seine Vermittelung an, um in dem von den Türken bedrohten Lande den Kampf unter Christen zu verhüten. Ferdinand ging wie Zapolya auf das Anerbieten ein, um seine Liebe zum Frieden zu beweisen, vor allem aber,

*) Pray, Epistolae procerum regni Hungariae p. 134.

um durch dieſe ausſichtsloſen Verhandlungen Zeit zu gewinnen. Und wirklich zogen ſich die Debatten der in Olmütz eröffneten Konferenz ſo lange hin, daß Ferdinand bei ihrem Ende zu den Waffen greifen konnte. Am 29. Juni kündigte er den Ungarn in einem ausführlichen Manifeſt, welches noch einmal ſeine Rechte und Verdienſte, Zapolya's willkürliche Uſurpation und tyranniſche Bedrückung ſchilderte, ſeinen Entſchluß an, jetzt mit den Waffen Ordnung und Ruhe in dem vielgeplagten Lande herzuſtellen, deſſen Bewohnern er ſeine Gnade und Gunſt verhieß, wenn ſie ihn unterſtützten, ſeine Strafe androhte, wenn ſie ihm widerſtrebten*). Am 8. Juli rückte das von Markgraf Kaſimir von Brandenburg geführte Heer gegen Ungarn aus**). Zapolya zeigte ſich jetzt ſo ohnmächtig, wie Ferdinand im November geweſen ſein würde. Raab, Komorn, Gran wurden faſt ohne Mühe genommen. Darauf floh Zapolya aus der Hauptſtadt. Die Magnaten, deren viele in dieſer Zeit eine ſelbſt für jene Tage erſtaunliche Charakterloſigkeit bewieſen, ſobald ſie Ferdinands Ueberlegenheit wahrnahmen, verließen das ſinkende Schiff. Am 23. Auguſt konnte der König von Böhmen ſeinen Einzug in Ofen halten, wohin er auf Michaelis die Stände des Reichs lud. Die deutſchen Truppen verfolgten inzwiſchen unter Graf Salm den Fliehenden an die Theiß***). Bei Tokay, wo er vor einem Jahre den Beginn ſeiner Herrlichkeit erlebt, traf ihn jetzt ein Schlag, der ihn aus dem Lande ſchleuderte. Am 3. November wurde Ferdinand unter einem ſolchen Zudrang der ungriſchen Großen gekrönt, daß er unbedingter Herr des Landes zu ſein ſchien.

---

*) Pray p. 135 ff.

**) John Wallop (der engliſche Geſandte) an Heinrich VIII., Wien 11. Juli. Arch. f. öſterr. Geſch. 24, 21. Biſchof von Trient an Sanchez, Wien 14. Juli. Gayangos p. 278 f. Es beweiſt die oft unglaubliche Nachläſſigkeit, mit welcher dieſer Calendar leider gearbeitet iſt, daß Gayangos dieſen Brief von dem in Venedig weilenden Sanchez ſchreiben läßt.

***) Zeitung aus Peſt vom 2. September bei Gayangos. Vgl. Huber 3, 560.

In Wirklichkeit hatte er mit dieſer Beſitznahme Ungarns ſein Geſchlecht auf eine Bahn geführt, welche ihm Jahrhunderte lang die ſchwerſten Laſten aufbürden ſollte und das Schickſal der Habsburger vollendete, in alle Weiten der Welt zerriſſen zu werden. Während des Kaiſers Macht im fernen Weſten weiter und weiter drang, trat der Bruder hier im Oſten an die Spitze der vom Türken bedrohten Chriſtenheit, von der nicht wenige Glieder beim Türken Schutz ſuchten gegen die habsburgiſche Uebermacht. Für die Zukunft Europa's hatte ſich in dieſen Jahren eine unendlich bedeutſame Thatſache vollzogen. Das Haus Oeſterreich hatte die weitreichenden Pläne Friedrichs III. und Maximilians I. im Oſten verwirklicht, ein mächtiges Reich gegründet, trotz der Feindſchaft Frankreichs, Italiens und Englands, ein Reich, von dem man wohl annehmen konnte, daß es die deutſchen Stände Fügſamkeit lehren würde. „Wenn Euer Gegner," hatte König Franz an Zapolya geſchrieben, „ebenſo König von Ungarn wie von Böhmen würde, ſo würde er, auf die Verwandtſchaft mit dem Kaiſer geſtützt, ſo hohen Mut faſſen, daß er alle anderen zu kränken wagte."

Ganz beſonders ſchien dieſe gewaltige Erhebung Ferdinands den Anhängern Luthers mit dem Schlimmſten zu drohen. Wenn er in Speier mit großem Verdruß die Dinge hatte gehen laſſen müſſen, weil ihm die Macht fehlte, ſeinen und des Kaiſers Willen durchzuſetzen, ſo ſtand der König von Böhmen und Ungarn doch wohl anders da. Was bedeutete der Gewinn der einen oder anderen Reichsſtadt, dieſes oder jenes kleinen Fürſten und Grafen für den neuen Glauben neben dieſer gewaltigen Ausbreitung habsburgiſcher Herrſchaft bis an die Theiß und Oder? Aus dem Erzherzog, welcher über weit zerſtreute Gebiete ein unſicheres Regiment geführt, war ein mächtiger König geworden, der aus eigener Kraft ſeinen katholiſchen Eifer geltend machen konnte. Weder die Magdeburger Verbündeten noch die bayeriſchen Herzöge durften gegen dieſen weitgebietenden Herrn hoffen, ihren Stand zu behaupten, und wenn er nun,

mit der doppelten Krone erhöht, ins Reich zurückkehrte, konnte ihm dann wohl verweigert werden, wonach er seit Jahren so sehnlich verlangte? Und wenn der König von Böhmen und Ungarn als römischer König vor die Stände trat, wo waren dann die Kräfte, welche die Durchführung des Wormser Edikts zu hindern vermochten?

Freilich, in ferner Zukunft sollten alle diese Gefahren ernste Wirklichkeit werden, ein zweiter Ferdinand mit der vom ersten gesammelten Macht den Protestanten schlimme Tage bereiten. Aber jetzt nahmen die Dinge einen ganz anderen Verlauf. Haben wir früher gesehen, wie übel es für Ferdinands Ansehen und Einfluß im Reiche wirkte, daß seine Gedanken und Kräfte mehr auf Italien als auf Deutschland gerichtet waren, so hatten die Erwerbungen der Jahre 1526 und 1527 zur Folge, daß seine Thätigkeit für längere Zeit ganz dem fernen Osten zugekehrt wurde. Vom Herbst 1526 an mußte es seine Hauptsorge sein, nicht den Ketzern entgegenzuwirken, sondern die Hilfe des Reichs für Ungarn in Bewegung zu setzen. Zu diesem Zwecke hatte das Regiment auf den Dezember eine Versammlung der Kurfürsten und Fürsten, wie sie die Wormser Ordnung für ungewöhnlich dringende Fälle vorsah, nach Eßlingen berufen. Die Fürsten erschienen in ziemlicher Zahl, fanden aber die Sache so schwer, daß nur ein Reichstag darin handeln könne. Ferdinand zuliebe wurde derselbe für Ende März nach Regensburg ausgeschrieben. Ferdinand sah sich aber trotz der Nähe außer stande, denselben zu besuchen. Da war es kein Wunder, daß Stände es unnötig fanden, die weite Reise im Interesse des Königs zu machen. Auch in Regensburg sollte nur von der Türkenhilfe und der ferneren Unterhaltung des Regiments und Kammergerichts gehandelt werden. Wie hätte Ferdinand in diesem Augenblicke nur daran denken können, die heikle Religionssache zu berühren? Die Versammlung fiel so dürftig aus, daß sie meinte, gar nichts beschließen zu sollen. Ohne Anwesenheit Kaiserlicher Majestät, hieß es im Abschiede

vom 18. Mai, lasse sich in so großen Sachen nichts Fruchtbares thun. Man wolle Kaiserliche Majestät dringend ersuchen, sich so bald als möglich ins Reich zu begeben. Ueberdies handle es sich hier um eine Angelegenheit der ganzen Christenheit. Das Reich allein vermöge nichts gegen den Türken. Deshalb sei Kaiserliche Majestät zu bitten, daß sie so bald als möglich unter den christlichen Fürsten Frieden schaffe. Nicht einmal über Regiment und Kammergericht kam man zu einem Beschluß. Unter den wunderlichsten Ausreden wurde das völlige Nichtsthun versteckt *).

Wenn so die Reichsgewalt vollkommen versagte, wenn sie an die kirchlichen Dinge nicht einmal mehr mit Worten zu rühren wagte, so gewann das Evangelium damit die günstigste Gelegenheit, die einen Augenblick ins Stocken geratene Ausbreitung mit neuer Kraft aufzunehmen. Wohl erließ das Regiment an diese oder jene Stadt den Befehl, mit den Neuerungen stillzustehen, aber wer nahm davon Notiz, da jedermann die absolute Ohnmacht dieser Behörde kannte, welche froh sein mußte, wenn es ihr gelang, ihr kümmerliches Dasein zu fristen. Und der an Moldau oder Raab weilende König, wie er auch jammerte über das Wachstum der Ketzerei **), was konnte er thun, wo er die schlimmsten der Ketzer bald um Geld, bald um Pulver und Geschütz angehen mußte? ***) So hatte diese Machterweiterung Ferdinands zunächst nur die Wirkung, im Reiche der Ketzerei alle Thüren zu öffnen. Früher hatte er doch wenigstens in seinen eigenen Gebieten den Prädikanten scharf entgegentreten können: jetzt reichten dazu seine Kräfte nicht aus. Im Herzogtum Württemberg nahm der Abfall in

*) Sammlung der Reichsabschiede 2, 284 ff.

**) Ferdinand an Karl, Prag 30. Mai 1527 (Wien. Arch.), la secte lutherienne croist et augmente par toutes parts de plus en plus en pis.

***) Man sehe, wie er Straßburg mit seinen Sendungen und Briefen bestürmte. Virck, Polit. Korr. 1, 273 f. 277 f. 282 f.

eben diesen Jahren reißend zu*). In Oesterreich mußte der König manches geschehen lassen, was der Erzherzog nie geduldet hätte. Ja in den eben gewonnenen Ländern, welche man durch Ferdinands Erhebung der alten Kirche vollkommen gesichert hätte halten sollen, erlitt sie Verlust auf Verlust. Vor allem sah Ungarn bald ein überraschendes Wachstum der neuen Gemeinschaft**).

Was unter diesen Umständen aus dem Speierer Abschiede werden mußte, liegt auf der Hand. Es traten aber noch besondere Verhältnisse hinzu. Von allem dort Beschlossenen schien der Ausführung am sichersten zu sein, daß eine Botschaft der Stände den Kaiser über die wahre Lage der Dinge im Reich aufklären solle. Man hatte alles dafür Erforderliche in Speier festgestellt. Man traf auch die nötigen Maßregeln, um der Botschaft die Reise durch Frankreich zu sichern. Als sie aber die Fahrt antreten konnte, wurde sie vereitelt. Der Rat von Nürnberg meinte, die Geistlichen hätten sie in der Besorgnis hintertrieben, der Kaiser werde bei seinem gegenwärtigen Zerwürfnis mit dem Papste wenig geneigt sein, in ihrem Interesse zu handeln***). Das war ja sehr natürlich. Aber auch dem Kaiser, denke ich, wird eine solche Sendung in keiner Weise erwünscht gewesen sein. Er hielt sich durchaus nicht der Belehrung bedürftig. Ueberdies mußte die Reise durch Frankreich König Franz, der ja in Speier einen Boten gehabt, Gelegenheit bieten, mit den Ständen neue Praktiken anzuknüpfen†). Indem aber diese Sendung an den Kaiser unterblieb, wurde dem Speierer Abschiede gewissermaßen sein Fundament entzogen.

*) Keim, Schwäbische Reformationsgeschichte S. 71 ff.

**) Szlàvik, Die Reformation in Ungarn S. 13 ff.

***) Der Rat von Nürnberg an den Rat von Straßburg, 11. Januar 1527. Virck 1, 275.

†) Diese Ansicht finde ich nachträglich durch die mir soeben zugehende Abhandlung von Stoy, Erste Bündnisbestrebungen evangelischer Stände S. 141 f. bestätigt. Der Kaiser verbittet sich am 20. Mai 1527 ausdrücklich derartige Botschaften der Stände.

Und wenn nun nach Deutschland die Zeitungen kamen vom Zuge des kaiserlichen Heeres auf Rom, dann von der Erstürmung, der unerhörten Verwüstung der katholischen Hauptstadt durch die Kaiserlichen, von der langen Gefangenhaltung des Papstes, von der neu entzündeten Wut des allgemeinen Kriegs, konnte da jemand denken, daß in einem oder längstens anderthalb Jahren, wie man in Speier beschlossen, ein Konzil zusammentreten werde? Konnten die evangelischen Stände bei dieser auf den höchsten Punkt getriebenen Feindschaft zwischen Kaiser und Papst nicht meinen, es sehr wohl vor Kaiserlicher Majestät verantworten zu können, wenn sie sich vom Feinde des Kaisers für immer lossagten?

So arbeiteten damals alle Weltverhältnisse in geradezu wunderbarer Weise darauf hin, im Reiche dem Abfall von Rom, der festen Begründung der neuen evangelischen Gemeinschaft die Wege zu ebnen. Ihre Ausbreitung würde noch einen ganz anderen Umfang, einen noch viel rascheren Gang gewonnen haben, wenn nicht fast gleichzeitig mit dem schweren Unheil des Bauernkriegs die junge Kirche von zwei anderen Schlägen getroffen worden wäre, von der offenen Entzweiung zwischen Luther und Erasmus, und von dem verhängnisvollen Hader zwischen Luther und Zwingli. Hätten Wittenberg und Zürich während dieser Jahre der großen Gemeinsamkeit zuliebe die Unterschiede in der dogmatischen Fassung dulden können, so würden sie mit vereinten Kräften Oberdeutschland im Sturm genommen haben.

Der Krieg in Italien.

Die Erstürmung Roms, die bald darauf folgende Gefangennahme des Papstes schien die kaiserliche Sache in Italien mächtig fördern zu müssen. Denn in den letzten Jahren war doch Clemens derjenige gewesen, welcher die Feindschaft gegen den Kaiser allerorten am eifrigsten und wirksamsten schürte; nachdem er dem Gegner in die Hand gefallen war, blieb in Italien nur noch Venedig übrig, welches zwar die kaiserliche Uebermacht sehr fürchtete, ihr aber stets nur mit schlaffer Hand entgegengearbeitet hatte und in Europa von ferne nicht den Einfluß des Papstes besaß. Wenn jetzt das kaiserliche Heer, nachdem es Rom und den Papst genommen, beider Hilfsmittel auf das äußerste erschöpft, der eigenen Geldnot ein Ende gemacht und die Friedfertigkeit der Kurie durch die Besetzung der wichtigsten Plätze gesichert hatte, sich rasch nach Norden wendete, so konnte es Venedig sehr leicht ebenfalls zu einem teuer bezahlten Frieden nötigen und dem Kampfe auf der Halbinsel ein Ende machen.

Alle diese Aussichten wurden auf eine geradezu wunderliche Weise vereitelt. Wie vor zwei Jahren der Sieg von Pavia für den Kaiser nur die Quelle größter Verlegenheiten geworden war, so entwickelte sich auch jetzt aus dem großen römischen Erfolge die peinlichste Not. Die völlige Mittellosigkeit des Kaisers hatte im Frühling 1525 jede kräftige Ausbeutung des Siegs

unmöglich gemacht. Das Heer war ganz und gar auf seine eigenen Kräfte angewiesen geblieben, weder finanziell noch auch nur diplomatisch von seinem Herrn unterstützt. Aber damals hatte es doch wenigstens seinen Pescara gehabt. Als diesen ein früher Tod hinwegraffte, wurde seine Stelle nur äußerlich durch Bourbon ausgefüllt. Der Franzose konnte über die spanischen Hauptleute nie wirkliche Autorität haben. Wir haben gesehen, wie seit dem März 1527 das Heer eigentlich ohne Kommando war. Von Frundsberg nicht mehr unterstützt, von Guasto verlassen, der nichts thun wollte, was ihm gegen den Willen des Kaisers zu sein schien, mußte Bourbon den Forderungen seiner Soldaten gehorchen. So seit Monaten an Ungehorsam gewöhnt, warfen die siegreichen Haufen in Rom den letzten Rest der Zucht ab. Freilich, wer war da, sie in Ordnung zu halten? Nach Bourbons Tod gab es niemand, der in des Kaisers Namen befehlen konnte. Den besten Anspruch darauf hätte nach seiner früheren Stellung an der Spitze des Heeres und als Vizekönig von Neapel Lannoy machen können. Er war jetzt aber den Soldaten durch den Abschluß jenes Vertrags mit dem Papste so verhaßt, und selbst so scheu, daß ihn die dringendsten Bitten nur auf wenige Tage nach Rom bringen konnten, wo er sich dann möglichst verborgen hielt. Er dachte nicht daran, den Oberbefehl zu übernehmen. Aehnlich stand es aus ähnlichen Gründen mit Guasto. Da blieben Prinz Philibert von Oranien, Moncada, Alarcon und Urbina übrig. Aber Oranien, erst im Winter zum Heere gekommen, wurde zunächst nur durch seinen Rang empfohlen; er meinte freilich, nach Bourbons Tode komme ihm der Oberbefehl zu, und weigerte sich, unter Lannoy zu stehen. Moncada hielt sich die gefährliche Ehre mit allen möglichen Gründen vom Leibe; die beiden anderen Spanier dachten aber wohl selbst nicht an die Möglichkeit, das Oberkommando zu führen.

Uebrigens war das ja auch eine Frage, welche lediglich der Kaiser entscheiden konnte. Diese Entscheidung hätte sofort

nach Bourbons Tod erfolgen sollen. Aber Karl erfuhr ungewöhnlich spät von den römischen Ereignissen; erst am 30. Juni ernannte er den Herzog von Ferrara zum Generalkapitän aller seiner Armeen in Italien, Neapel ausgenommen. Es sieht das fast wie ein Akt der Verlegenheit aus; denn nachdem Ferrara im Herbst dieselbe Ehre abgelehnt hatte, ließ es sich kaum erwarten, daß sie ihm jetzt willkommen sein werde. In der That lehnte der Herzog im Juli abermals ab: er sehe sich nicht in der Lage, das in völliger Zuchtlosigkeit verwilderte Heer zur Ordnung zurückzuführen*). Nun hätte der Prinz von Oranien an die Spitze treten müssen, welchen der Kaiser zum Stellvertreter Ferrara's ernannt hatte; mit Alarcons Beirat sollte er die militärischen, Lannoy die diplomatischen Geschäfte führen**). Aber ob in des Kaisers Anordnung etwas Unklares war, oder Alarcon sich weigerte, oder, wie wahrscheinlich, Oranien überhaupt bei den Spaniern auf Abneigung stieß, genug, das Heer blieb das ganze Jahr 1527 hindurch ohne Oberbefehlshaber. Erst Anfang Januar 1528 übernahm Oranien wirklich das Kommando.

Wenn wir nun die Briefe lesen, welche die spanischen Diplomaten und Hauptleute, welche die sonstigen Diener des Kaisers seit der Erstürmung Roms aus Italien nach Spanien richteten, so ergreift uns steigende Verwunderung. Der Gang der Dinge in den Jahren 1525 und 1526 hat uns ja daran gewöhnt, daß der Kaiser seine Vertreter in Italien in der Hauptsache ihren eigenen Kräften überläßt. Aber ein Maß der Passivität, wie es jetzt hervortritt, ist uns doch noch nicht begegnet. Zuletzt können auch untergeordnete Diener wie der Sekretär Perez die Klage nicht zurückhalten, daß sich der Kaiser um die Angelegenheiten in Italien, um sein Heer und dessen Führer gar nicht zu kümmern scheine. Hatte nun früher die

*) Ferrara an seinen Gesandten in Rom den 2. August. Villa, Memorias p. 258.

**) Lannoy an Karl den 30. August. Villa p. 269.

Sorglosigkeit oder Hilflosigkeit des Kaisers weder den Sieg bei Pavia noch die Eroberung Roms gehindert, so ergaben sich jetzt doch aus seiner Vernachlässigung der italienischen Dinge sehr ernste Verlegenheiten.

Am 18. Mai schrieb ein Spanier aus Rom: „Uns allen scheint, dieses Heer ist stark genug, die ganze Welt zu erobern." Einige Monate später war es durch stets wachsende Zuchtlosigkeit, durch das wüste Schlemmen, dem sich die Soldaten in den Schätzen Roms überließen, durch die von der allgemeinen Unordnung und Unsauberkeit erzeugte Pest empfindlich geschwächt. Immerhin traute man seiner kriegerischen Tüchtigkeit noch sehr; aber es war mit ihr gar nichts anzufangen. Denn die Soldaten wollten Rom nicht verlassen, ehe der Papst ihre gewaltigen Geldforderungen erfüllt habe, und da sich Clemens außer stande sah, nachdem die Soldaten Rom in unglaublicher Weise ausgeplündert, fast alle Reichen in Bettler verwandelt hatten, die Hunderttausende herbeizuschaffen, welche die Soldaten begehrten, so blieben sie einen Monat nach dem anderen in gleicher Unbeweglichkeit. Eine Weile trieb sie dann die Pest aus Rom, wo auch nichts mehr zu finden war, in die Umgegend; aber im Herbst kehrten sie nach der unglücklichen Stadt zurück, welche sie jetzt mehr mit Verwüstungen als mit Plünderungen heimsuchten. Es war nach den Schilderungen der Spanier selbst ein ganz heilloser Zustand. Oranien, Alarcon, Colonna, Moncada, Lannoy thaten ihr mögliches, um mit den Soldaten einen Vergleich herbeizuführen und den Papst bei der Herbeischaffung des Geldes zu unterstützen. Es war alles umsonst. Denn mit jedem Monat, welchen das Heer müßig dalag, wuchsen seine Soldforderungen. Nachdem im September Lannoy der Pest erlegen war, welche den Generalkommissär des kaiserlichen Heeres, den Abt von Nájera, schon im Juli hinweggerafft hatte, fehlten die beiden Männer, welche seit dem Beginn des Kriegs dem Kaiser in Italien am längsten gedient hatten.

Nun aber wurde dieſes ſkandalöſe Stilliegen des Heeres in Rom eine ſehr folgenreiche Kalamität in dem Augenblicke, wo endlich die europäiſchen Feinde des Kaiſers mit neuer Kraft in Italien erſchienen. Wenn uns Karls ſcheinbare Gleichgültigkeit gegen den Kampf um die Halbinſel einen eigentümlichen Eindruck macht, ſo wird derſelbe erheblich gemildert, ſobald wir unſeren Blick auf König Franz richten. Die harten Erfahrungen, welche ihm ſeine lange Gefangenſchaft gebracht hatte, mußten doch, ſollte man meinen, den Ernſt des Lebens in ihm geweckt haben. Welche lange Reihe bitterer Demütigungen hatte ſein glücklicher Gegner über ihn verhängt! Hatte er ſich nur durch feierliche Eide befreien können, welche er zu brechen entſchloſſen war, ſo kehrte er nach Frankreich mit dem Bewußtſein zurück, daß er ſich den Kaiſer zum unverſöhnlichen Feinde gemacht habe. Und er hatte doch wahrlich Gelegenheit genug gehabt, dieſen Gegner von Grund aus kennen zu lernen; er wußte, daß Karl ſeine Ziele mit einer durch nichts zu beirrenden Zähigkeit feſthielt. Er mußte ſich alſo ſagen, daß, wenn er mit dieſem Gegner den Kampf von neuem aufnahm, nur eine ähnliche Beharrlichkeit, nur die ernſte Anſpannung aller Kräfte zu einem beſſeren Reſultat führen konnte.

In Wirklichkeit ſcheinen derartige Betrachtungen den König wenig beunruhigt zu haben. Zu dem ſofort bei ſeiner Rückkehr kundgegebenen Entſchluß, die mit dem Kaiſer geſchloſſenen Verträge zu brechen, geſellte ſich vielmehr die leichteſte Gedankenloſigkeit, wie nun den Folgen dieſes Bruchs zu begegnen ſei. Wenn man das Leben des Königs in dieſer Zeit verfolgt, meint man, er habe ſich berechtigt gehalten, für die langen Entbehrungen der Gefangenſchaft in recht ausgelaſſenem Genuß Erſatz zu ſuchen. Die franzöſiſche Politik bot das Bild planloſen Hin- und Herirrens. Die heilige Liga wurde unterzeichnet, aber die Verhandlungen mit dem Kaiſer nichtsdeſtoweniger fortgeführt. Wir haben geſehen, wie ſtattlich die italieniſchen Streitkräfte im Beginn des Kriegs erſchienen.

Hätte Frankreich im Sommer 1526 die beſcheidenſten Anſtrengungen gemacht, ſo konnte ſich das von tauſend Nöten bedrängte kaiſerliche Heer nicht behaupten. Aber die dringendſten und begründetſten Vorſtellungen der Kurie und Venedigs fanden am franzöſiſchen Hofe immer gleich taube Ohren. Sehr ſpät that man ſehr wenig, um eine glückliche Entſcheidung herbeizuführen. Und als dann mit dem Erſcheinen Frundsbergs und Lannoy's die lange ſo günſtigen Ausſichten verfinſtert wurden, der Anfang des Jahres 1527 drohende Gefahren brachte, blieb die Sorgloſigkeit der franzöſiſchen Politik immer die gleiche. Nicht als ob es dem Könige und ſeinen Räten an Einſicht gefehlt hätte. Im Gegenteil, König Franz redete zu den Italienern, welche ihn um energiſches Eingreifen beſtürmten, mit bewunderungswürdiger Weisheit, mit entzückender Beredſamkeit. Es war unmöglich, ihm Gründe für ein ganz anderes Verhalten als das ſeinige anzuführen, welche er nicht ſelbſt längſt erkannt hatte. „Ich weiß," ſagte er einmal, „daß für mich mehr als für andere daran liegt, in dieſem Kriege zu ſiegen; ich weiß, daß, wenn Italien unterliegt, die Uebermacht des Kaiſers unerträglich werden wird und ich nur ſchwer meine Söhne zurückbekommen werde; und wenn ſich die Kirche und der apoſtoliſche Stuhl ſeinem Belieben unterwerfen muß, ſo wird es um ſo ſchlimmer werden; ich weiß, daß meine Pflicht erfordert, den Papſt zu unterſtützen und ihn mit der äußerſten Anſtrengung zu retten; deshalb bin ich entſchloſſen, das und das zu thun." „Wenn er davon," ſchreibt Acciajuoli, der Vertreter der Kurie, „nur einen Teil ausführte, ſo wären wir gerettet. Aber ſobald dann die Rede auf die Jagd oder andere Vergnügungen kommt, iſt der König wie verwandelt." An Krieg und Politik wird dann nicht mehr gedacht. „Ich will den König," fährt Acciajuoli fort, „deshalb nicht des böſen Willens anklagen, aber die natürliche Neigung läßt ihn ſo handeln, wie er in dieſen Zeiten nicht ſollte. Und weil naturgemäß die Günſtlinge und Diener der Fürſten ſich ſehr gern

den Handlungen und Worten ihres Herrn anpassen, so sind alle, mit denen man zu verhandeln hat, in derselben Verfassung und man kann nie mit Sicherheit auf etwas rechnen, bis es geschehen ist."

So war es im Januar 1527, als man am französischen Hofe den bedenklichen Stand der Dinge in Italien sehr genau kannte und wußte, daß den vereinigten Scharen Frundsbergs und Bourbons weder Urbino noch Renzo oder Saluzzo die Stirne bieten könne. Der König hielt über diese Gefahr die erbaulichsten Reden, kündigte die herrlichsten Thaten an und ging auf die Jagd. Wie hatten ihm eben die Italiener vorgestellt, daß jetzt kein Tag mehr verloren werden dürfe, wie schön hatte der König darüber gesprochen! Es geschah aber jetzt so wenig als vorher. „Se. allerchristlichste Majestät," jammert der Gesandte des Papstes, „ist schon seit zwölf Tagen 25 Meilen von hier auf der Jagd und mit ihm alle die vornehmen Herren seines Rats; hier ist nur Madame mit dem Kanzler und den anderen rechtsgelehrten Mitgliedern des Rates geblieben. Man hat über nichts verhandelt, an nichts gedacht" *).

Man kann sich vorstellen, wie solche Berichte und solches Verhalten auf den ängstlichen Papst wirkten, wie sie ihn immer wieder zu Verhandlungen mit Lannoy trieben. Als dann aber die ersten Nachrichten von dem mit dem Vizekönige abgeschlossenen Vertrage nach Frankreich kamen, war der König außer sich. Nun hatte Clemens alles verdorben. Wie sollte man für solche Unzuverlässigkeit große Anstrengungen machen! Wer bürgte dafür, daß nicht der Papst mit dem Kaiser Bündnis geschlossen haben werde, wenn die Flotten und Heere Frankreichs zu seiner Rettung erschienen? Ueberdies hatte der König ganz anders große Dinge vor. Er stand in eifriger Verhandlung mit England. Die beiden Könige wollten sich aufs engste gegen den

*) Acciajuoli, Poissy 22. Januar. Desjardins 1, 992 f.

vom 18. Mai, lasse sich in so großen Sachen nichts Fruchtbares thun. Man wolle Kaiserliche Majestät dringend ersuchen, sich so bald als möglich ins Reich zu begeben. Ueberdies handle es sich hier um eine Angelegenheit der ganzen Christenheit. Das Reich allein vermöge nichts gegen den Türken. Deshalb sei Kaiserliche Majestät zu bitten, daß sie so bald als möglich unter den christlichen Fürsten Frieden schaffe. Nicht einmal über Regiment und Kammergericht kam man zu einem Beschluß. Unter den wunderlichsten Ausreden wurde das völlige Nichtsthun versteckt *).

Wenn so die Reichsgewalt vollkommen versagte, wenn sie an die kirchlichen Dinge nicht einmal mehr mit Worten zu rühren wagte, so gewann das Evangelium damit die günstigste Gelegenheit, die einen Augenblick ins Stocken geratene Ausbreitung mit neuer Kraft aufzunehmen. Wohl erließ das Regiment an diese oder jene Stadt den Befehl, mit den Neuerungen stillzustehen, aber wer nahm davon Notiz, da jedermann die absolute Ohnmacht dieser Behörde kannte, welche froh sein mußte, wenn es ihr gelang, ihr kümmerliches Dasein zu fristen. Und der an Moldau oder Raab weilende König, wie er auch jammerte über das Wachstum der Ketzerei **), was konnte er thun, wo er die schlimmsten der Ketzer bald um Geld, bald um Pulver und Geschütz angehen mußte? ***) So hatte diese Machterweiterung Ferdinands zunächst nur die Wirkung, im Reiche der Ketzerei alle Thüren zu öffnen. Früher hatte er doch wenigstens in seinen eigenen Gebieten den Prädikanten scharf entgegentreten können: jetzt reichten dazu seine Kräfte nicht aus. Im Herzogtum Württemberg nahm der Abfall in

*) Sammlung der Reichsabschiede 2, 284 ff.

**) Ferdinand an Karl, Prag 30. Mai 1527 (Wien. Arch.), la secte lutherienne croist et augmente par toutes parts de plus en plus en pis.

***) Man sehe, wie er Straßburg mit seinen Sendungen und Briefen bestürmte. Virck, Polit. Korr. 1, 273 f. 277 f. 282 f.

eben diesen Jahren reißend zu*). In Oesterreich mußte der König manches geschehen lassen, was der Erzherzog nie geduldet hätte. Ja in den eben gewonnenen Ländern, welche man durch Ferdinands Erhebung der alten Kirche vollkommen gesichert hätte halten sollen, erlitt sie Verlust auf Verlust. Vor allem sah Ungarn bald ein überraschendes Wachstum der neuen Gemeinschaft**).

Was unter diesen Umständen aus dem Speierer Abschiede werden mußte, liegt auf der Hand. Es traten aber noch besondere Verhältnisse hinzu. Von allem dort Beschlossenen schien der Ausführung am sichersten zu sein, daß eine Botschaft der Stände den Kaiser über die wahre Lage der Dinge im Reich aufklären solle. Man hatte alles dafür Erforderliche in Speier festgestellt. Man traf auch die nötigen Maßregeln, um der Botschaft die Reise durch Frankreich zu sichern. Als sie aber die Fahrt antreten konnte, wurde sie vereitelt. Der Rat von Nürnberg meinte, die Geistlichen hätten sie in der Besorgnis hintertrieben, der Kaiser werde bei seinem gegenwärtigen Zerwürfnis mit dem Papste wenig geneigt sein, in ihrem Interesse zu handeln***). Das war ja sehr natürlich. Aber auch dem Kaiser, denke ich, wird eine solche Sendung in keiner Weise erwünscht gewesen sein. Er hielt sich durchaus nicht der Belehrung bedürftig. Ueberdies mußte die Reise durch Frankreich König Franz, der ja in Speier einen Boten gehabt, Gelegenheit bieten, mit den Ständen neue Praktiken anzuknüpfen†). Indem aber diese Sendung an den Kaiser unterblieb, wurde dem Speierer Abschiede gewissermaßen sein Fundament entzogen.

*) Keim, Schwäbische Reformationsgeschichte S. 71 ff.

**) Szlàvik, Die Reformation in Ungarn S. 13 ff.

***) Der Rat von Nürnberg an den Rat von Straßburg, 11. Januar 1527. Virck 1, 275.

†) Diese Ansicht finde ich nachträglich durch die mir soeben zugehende Abhandlung von Stoy, Erste Bündnisbestrebungen evangelischer Stände S. 141 f. bestätigt. Der Kaiser verbittet sich am 20. Mai 1527 ausdrücklich derartige Botschaften der Stände.

Und wenn nun nach Deutschland die Zeitungen kamen vom Zuge des kaiserlichen Heeres auf Rom, dann von der Erstürmung, der unerhörten Verwüstung der katholischen Hauptstadt durch die Kaiserlichen, von der langen Gefangenhaltung des Papstes, von der neu entzündeten Wut des allgemeinen Kriegs, konnte da jemand denken, daß in einem oder längstens anderthalb Jahren, wie man in Speier beschlossen, ein Konzil zusammentreten werde? Konnten die evangelischen Stände bei dieser auf den höchsten Punkt getriebenen Feindschaft zwischen Kaiser und Papst nicht meinen, es sehr wohl vor Kaiserlicher Majestät verantworten zu können, wenn sie sich vom Feinde des Kaisers für immer lossagten?

So arbeiteten damals alle Weltverhältnisse in geradezu wunderbarer Weise darauf hin, im Reiche dem Abfall von Rom, der festen Begründung der neuen evangelischen Gemeinschaft die Wege zu ebnen. Ihre Ausbreitung würde noch einen ganz anderen Umfang, einen noch viel rascheren Gang gewonnen haben, wenn nicht fast gleichzeitig mit dem schweren Unheil des Bauernkriegs die junge Kirche von zwei anderen Schlägen getroffen worden wäre, von der offenen Entzweiung zwischen Luther und Erasmus, und von dem verhängnisvollen Hader zwischen Luther und Zwingli. Hätten Wittenberg und Zürich während dieser Jahre der großen Gemeinsamkeit zuliebe die Unterschiede in der dogmatischen Fassung dulden können, so würden sie mit vereinten Kräften Oberdeutschland im Sturm genommen haben.

Der Krieg in Italien.

Die Erstürmung Roms, die bald darauf folgende Gefangennahme des Papstes schien die kaiserliche Sache in Italien mächtig fördern zu müssen. Denn in den letzten Jahren war doch Clemens derjenige gewesen, welcher die Feindschaft gegen den Kaiser allerorten am eifrigsten und wirksamsten schürte; nachdem er dem Gegner in die Hand gefallen war, blieb in Italien nur noch Venedig übrig, welches zwar die kaiserliche Uebermacht sehr fürchtete, ihr aber stets nur mit schlaffer Hand entgegengearbeitet hatte und in Europa von ferne nicht den Einfluß des Papstes besaß. Wenn jetzt das kaiserliche Heer, nachdem es Rom und den Papst genommen, beider Hilfsmittel auf das äußerste erschöpft, der eigenen Geldnot ein Ende gemacht und die Friedfertigkeit der Kurie durch die Besetzung der wichtigsten Plätze gesichert hatte, sich rasch nach Norden wendete, so konnte es Venedig sehr leicht ebenfalls zu einem teuer bezahlten Frieden nötigen und dem Kampfe auf der Halbinsel ein Ende machen.

Alle diese Aussichten wurden auf eine geradezu wunderliche Weise vereitelt. Wie vor zwei Jahren der Sieg von Pavia für den Kaiser nur die Quelle größter Verlegenheiten geworden war, so entwickelte sich auch jetzt aus dem großen römischen Erfolge die peinlichste Not. Die völlige Mittellosigkeit des Kaisers hatte im Frühling 1525 jede kräftige Ausbeutung des Siegs

Und wenn nun nach Deutschland die Zeitungen kamen vom Zuge des kaiserlichen Heeres auf Rom, dann von der Erstürmung, der unerhörten Verwüstung der katholischen Hauptstadt durch die Kaiserlichen, von der langen Gefangenhaltung des Papstes, von der neu entzündeten Wut des allgemeinen Kriegs, konnte da jemand denken, daß in einem oder längstens anderthalb Jahren, wie man in Speier beschlossen, ein Konzil zusammentreten werde? Konnten die evangelischen Stände bei dieser auf den höchsten Punkt getriebenen Feindschaft zwischen Kaiser und Papst nicht meinen, es sehr wohl vor Kaiserlicher Majestät verantworten zu können, wenn sie sich vom Feinde des Kaisers für immer lossagten?

So arbeiteten damals alle Weltverhältnisse in geradezu wunderbarer Weise darauf hin, im Reiche dem Abfall von Rom, der festen Begründung der neuen evangelischen Gemeinschaft die Wege zu ebnen. Ihre Ausbreitung würde noch einen ganz anderen Umfang, einen noch viel rascheren Gang gewonnen haben, wenn nicht fast gleichzeitig mit dem schweren Unheil des Bauernkriegs die junge Kirche von zwei anderen Schlägen getroffen worden wäre, von der offenen Entzweiung zwischen Luther und Erasmus, und von dem verhängnisvollen Hader zwischen Luther und Zwingli. Hätten Wittenberg und Zürich während dieser Jahre der großen Gemeinsamkeit zuliebe die Unterschiede in der dogmatischen Fassung dulden können, so würden sie mit vereinten Kräften Oberdeutschland im Sturm genommen haben.

Der Krieg in Italien.

Die Erstürmung Roms, die bald darauf folgende Gefangennahme des Papstes schien die kaiserliche Sache in Italien mächtig fördern zu müssen. Denn in den letzten Jahren war doch Clemens derjenige gewesen, welcher die Feindschaft gegen den Kaiser allerorten am eifrigsten und wirksamsten schürte; nachdem er dem Gegner in die Hand gefallen war, blieb in Italien nur noch Venedig übrig, welches zwar die kaiserliche Uebermacht sehr fürchtete, ihr aber stets nur mit schlaffer Hand entgegengearbeitet hatte und in Europa von ferne nicht den Einfluß des Papstes besaß. Wenn jetzt das kaiserliche Heer, nachdem es Rom und den Papst genommen, beider Hilfsmittel auf das äußerste erschöpft, der eigenen Geldnot ein Ende gemacht und die Friedfertigkeit der Kurie durch die Besetzung der wichtigsten Plätze gesichert hatte, sich rasch nach Norden wendete, so konnte es Venedig sehr leicht ebenfalls zu einem teuer bezahlten Frieden nötigen und dem Kampfe auf der Halbinsel ein Ende machen.

Alle diese Aussichten wurden auf eine geradezu wunderliche Weise vereitelt. Wie vor zwei Jahren der Sieg von Pavia für den Kaiser nur die Quelle größter Verlegenheiten geworden war, so entwickelte sich auch jetzt aus dem großen römischen Erfolge die peinlichste Not. Die völlige Mittellosigkeit des Kaisers hatte im Frühling 1525 jede kräftige Ausbeutung des Siegs

unmöglich gemacht. Das Heer war ganz und gar auf seine eigenen Kräfte angewiesen geblieben, weder finanziell noch auch nur diplomatisch von seinem Herrn unterstützt. Aber damals hatte es doch wenigstens seinen Pescara gehabt. Als diesen ein früher Tod hinwegraffte, wurde seine Stelle nur äußerlich durch Bourbon ausgefüllt. Der Franzose konnte über die spanischen Hauptleute nie wirkliche Autorität haben. Wir haben gesehen, wie seit dem März 1527 das Heer eigentlich ohne Kommando war. Von Frundsberg nicht mehr unterstützt, von Guasto verlassen, der nichts thun wollte, was ihm gegen den Willen des Kaisers zu sein schien, mußte Bourbon den Forderungen seiner Soldaten gehorchen. So seit Monaten an Ungehorsam gewöhnt, warfen die siegreichen Haufen in Rom den letzten Rest der Zucht ab. Freilich, wer war da, sie in Ordnung zu halten? Nach Bourbons Tod gab es niemand, der in des Kaisers Namen befehlen konnte. Den besten Anspruch darauf hätte nach seiner früheren Stellung an der Spitze des Heeres und als Vizekönig von Neapel Lannoy machen können. Er war jetzt aber den Soldaten durch den Abschluß jenes Vertrags mit dem Papste so verhaßt, und selbst so scheu, daß ihn die dringendsten Bitten nur auf wenige Tage nach Rom bringen konnten, wo er sich dann möglichst verborgen hielt. Er dachte nicht daran, den Oberbefehl zu übernehmen. Aehnlich stand es aus ähnlichen Gründen mit Guasto. Da blieben Prinz Philibert von Oranien, Moncada, Alarcon und Urbina übrig. Aber Oranien, erst im Winter zum Heere gekommen, wurde zunächst nur durch seinen Rang empfohlen; er meinte freilich, nach Bourbons Tode komme ihm der Oberbefehl zu, und weigerte sich, unter Lannoy zu stehen. Moncada hielt sich die gefährliche Ehre mit allen möglichen Gründen vom Leibe; die beiden anderen Spanier dachten aber wohl selbst nicht an die Möglichkeit, das Oberkommando zu führen.

Uebrigens war das ja auch eine Frage, welche lediglich der Kaiser entscheiden konnte. Diese Entscheidung hätte sofort

nach Bourbons Tod erfolgen sollen. Aber Karl erfuhr ungewöhnlich spät von den römischen Ereignissen; erst am 30. Juni ernannte er den Herzog von Ferrara zum Generalkapitän aller seiner Armeen in Italien, Neapel ausgenommen. Es sieht das fast wie ein Akt der Verlegenheit aus; denn nachdem Ferrara im Herbst dieselbe Ehre abgelehnt hatte, ließ es sich kaum erwarten, daß sie ihm jetzt willkommen sein werde. In der That lehnte der Herzog im Juli abermals ab: er sehe sich nicht in der Lage, das in völliger Zuchtlosigkeit verwilderte Heer zur Ordnung zurückzuführen*). Nun hätte der Prinz von Oranien an die Spitze treten müssen, welchen der Kaiser zum Stellvertreter Ferrara's ernannt hatte; mit Alarcons Beirat sollte er die militärischen, Lannoy die diplomatischen Geschäfte führen**). Aber ob in des Kaisers Anordnung etwas Unklares war, oder Alarcon sich weigerte, oder, wie wahrscheinlich, Oranien überhaupt bei den Spaniern auf Abneigung stieß, genug, das Heer blieb das ganze Jahr 1527 hindurch ohne Oberbefehlshaber. Erst Anfang Januar 1528 übernahm Oranien wirklich das Kommando.

Wenn wir nun die Briefe lesen, welche die spanischen Diplomaten und Hauptleute, welche die sonstigen Diener des Kaisers seit der Erstürmung Roms aus Italien nach Spanien richteten, so ergreift uns steigende Verwunderung. Der Gang der Dinge in den Jahren 1525 und 1526 hat uns ja daran gewöhnt, daß der Kaiser seine Vertreter in Italien in der Hauptsache ihren eigenen Kräften überläßt. Aber ein Maß der Passivität, wie es jetzt hervortritt, ist uns doch noch nicht begegnet. Zuletzt können auch untergeordnete Diener wie der Sekretär Perez die Klage nicht zurückhalten, daß sich der Kaiser um die Angelegenheiten in Italien, um sein Heer und dessen Führer gar nicht zu kümmern scheine. Hatte nun früher die

*) Ferrara an seinen Gesandten in Rom den 2. August. Villa, Memorias p. 258.

**) Lannoy an Karl den 30. August. Villa p. 269.

Sorglosigkeit oder Hilflosigkeit des Kaisers weder den Sieg bei Pavia noch die Eroberung Roms gehindert, so ergaben sich jetzt doch aus seiner Vernachlässigung der italienischen Dinge sehr ernste Verlegenheiten.

Am 18. Mai schrieb ein Spanier aus Rom: „Uns allen scheint, dieses Heer ist stark genug, die ganze Welt zu erobern." Einige Monate später war es durch stets wachsende Zuchtlosigkeit, durch das wüste Schlemmen, dem sich die Soldaten in den Schätzen Roms überließen, durch die von der allgemeinen Unordnung und Unsauberkeit erzeugte Pest empfindlich geschwächt. Immerhin traute man seiner kriegerischen Tüchtigkeit noch sehr; aber es war mit ihr gar nichts anzufangen. Denn die Soldaten wollten Rom nicht verlassen, ehe der Papst ihre gewaltigen Geldforderungen erfüllt habe, und da sich Clemens außer stande sah, nachdem die Soldaten Rom in unglaublicher Weise ausgeplündert, fast alle Reichen in Bettler verwandelt hatten, die Hunderttausende herbeizuschaffen, welche die Soldaten begehrten, so blieben sie einen Monat nach dem anderen in gleicher Unbeweglichkeit. Eine Weile trieb sie dann die Pest aus Rom, wo auch nichts mehr zu finden war, in die Umgegend; aber im Herbst kehrten sie nach der unglücklichen Stadt zurück, welche sie jetzt mehr mit Verwüstungen als mit Plünderungen heimsuchten. Es war nach den Schilderungen der Spanier selbst ein ganz heilloser Zustand. Oranien, Alarcon, Colonna, Moncada, Lannoy thaten ihr mögliches, um mit den Soldaten einen Vergleich herbeizuführen und den Papst bei der Herbeischaffung des Geldes zu unterstützen. Es war alles umsonst. Denn mit jedem Monat, welchen das Heer müßig dalag, wuchsen seine Soldforderungen. Nachdem im September Lannoy der Pest erlegen war, welche den Generalkommissär des kaiserlichen Heeres, den Abt von Nájera, schon im Juli hinweggerafft hatte, fehlten die beiden Männer, welche seit dem Beginn des Kriegs dem Kaiser in Italien am längsten gedient hatten.

Nun aber wurde dieses skandalöse Stilliegen des Heeres in Rom eine sehr folgenreiche Kalamität in dem Augenblicke, wo endlich die europäischen Feinde des Kaisers mit neuer Kraft in Italien erschienen. Wenn uns Karls scheinbare Gleichgültigkeit gegen den Kampf um die Halbinsel einen eigentümlichen Eindruck macht, so wird derselbe erheblich gemildert, sobald wir unseren Blick auf König Franz richten. Die harten Erfahrungen, welche ihm seine lange Gefangenschaft gebracht hatte, mußten doch, sollte man meinen, den Ernst des Lebens in ihm geweckt haben. Welche lange Reihe bitterer Demütigungen hatte sein glücklicher Gegner über ihn verhängt! Hatte er sich nur durch feierliche Eide befreien können, welche er zu brechen entschlossen war, so kehrte er nach Frankreich mit dem Bewußtsein zurück, daß er sich den Kaiser zum unversöhnlichen Feinde gemacht habe. Und er hatte doch wahrlich Gelegenheit genug gehabt, diesen Gegner von Grund aus kennen zu lernen; er wußte, daß Karl seine Ziele mit einer durch nichts zu beirrenden Zähigkeit festhielt. Er mußte sich also sagen, daß, wenn er mit diesem Gegner den Kampf von neuem aufnahm, nur eine ähnliche Beharrlichkeit, nur die ernste Anspannung aller Kräfte zu einem besseren Resultat führen konnte.

In Wirklichkeit scheinen derartige Betrachtungen den König wenig beunruhigt zu haben. Zu dem sofort bei seiner Rückkehr kundgegebenen Entschluß, die mit dem Kaiser geschlossenen Verträge zu brechen, gesellte sich vielmehr die leichteste Gedankenlosigkeit, wie nun den Folgen dieses Bruchs zu begegnen sei. Wenn man das Leben des Königs in dieser Zeit verfolgt, meint man, er habe sich berechtigt gehalten, für die langen Entbehrungen der Gefangenschaft in recht ausgelassenem Genuß Ersatz zu suchen. Die französische Politik bot das Bild planlosen Hin- und Herirrens. Die heilige Liga wurde unterzeichnet, aber die Verhandlungen mit dem Kaiser nichtsdestoweniger fortgeführt. Wir haben gesehen, wie stattlich die italienischen Streitkräfte im Beginn des Kriegs erschienen.

Hätte Frankreich im Sommer 1526 die bescheidensten Anstrengungen gemacht, so konnte sich das von tausend Nöten bedrängte kaiserliche Heer nicht behaupten. Aber die dringendsten und begründetsten Vorstellungen der Kurie und Venedigs fanden am französischen Hofe immer gleich taube Ohren. Sehr spät that man sehr wenig, um eine glückliche Entscheidung herbeizuführen. Und als dann mit dem Erscheinen Frundsbergs und Lannoy's die lange so günstigen Aussichten verfinstert wurden, der Anfang des Jahres 1527 drohende Gefahren brachte, blieb die Sorglosigkeit der französischen Politik immer die gleiche. Nicht als ob es dem Könige und seinen Räten an Einsicht gefehlt hätte. Im Gegenteil, König Franz redete zu den Italienern, welche ihn um energisches Eingreifen bestürmten, mit bewunderungswürdiger Weisheit, mit entzückender Beredsamkeit. Es war unmöglich, ihm Gründe für ein ganz anderes Verhalten als das seinige anzuführen, welche er nicht selbst längst erkannt hatte. „Ich weiß," sagte er einmal, „daß für mich mehr als für andere daran liegt, in diesem Kriege zu siegen; ich weiß, daß, wenn Italien unterliegt, die Uebermacht des Kaisers unerträglich werden wird und ich nur schwer meine Söhne zurückbekommen werde; und wenn sich die Kirche und der apostolische Stuhl seinem Belieben unterwerfen muß, so wird es um so schlimmer werden; ich weiß, daß meine Pflicht erfordert, den Papst zu unterstützen und ihn mit der äußersten Anstrengung zu retten; deshalb bin ich entschlossen, das und das zu thun." „Wenn er davon," schreibt Acciajuoli, der Vertreter der Kurie, „nur einen Teil ausführte, so wären wir gerettet. Aber sobald dann die Rede auf die Jagd oder andere Vergnügungen kommt, ist der König wie verwandelt." An Krieg und Politik wird dann nicht mehr gedacht. „Ich will den König," fährt Acciajuoli fort, „deshalb nicht des bösen Willens anklagen, aber die natürliche Neigung läßt ihn so handeln, wie er in diesen Zeiten nicht sollte. Und weil naturgemäß die Günstlinge und Diener der Fürsten sich sehr gern

den Handlungen und Worten ihres Herrn anpassen, so sind alle, mit denen man zu verhandeln hat, in derselben Verfassung und man kann nie mit Sicherheit auf etwas rechnen, bis es geschehen ist."

So war es im Januar 1527, als man am französischen Hofe den bedenklichen Stand der Dinge in Italien sehr genau kannte und wußte, daß den vereinigten Scharen Frundsbergs und Bourbons weder Urbino noch Renzo oder Saluzzo die Stirne bieten könne. Der König hielt über diese Gefahr die erbaulichsten Reden, kündigte die herrlichsten Thaten an und ging auf die Jagd. Wie hatten ihm eben die Italiener vorgestellt, daß jetzt kein Tag mehr verloren werden dürfe, wie schön hatte der König darüber gesprochen! Es geschah aber jetzt so wenig als vorher. „Se. allerchristlichste Majestät," jammert der Gesandte des Papstes, „ist schon seit zwölf Tagen 25 Meilen von hier auf der Jagd und mit ihm alle die vornehmen Herren seines Rats; hier ist nur Madame mit dem Kanzler und den anderen rechtsgelehrten Mitgliedern des Rates geblieben. Man hat über nichts verhandelt, an nichts gedacht" *).

Man kann sich vorstellen, wie solche Berichte und solches Verhalten auf den ängstlichen Papst wirkten, wie sie ihn immer wieder zu Verhandlungen mit Lannoy trieben. Als dann aber die ersten Nachrichten von dem mit dem Vizekönige abgeschlossenen Vertrage nach Frankreich kamen, war der König außer sich. Nun hatte Clemens alles verdorben. Wie sollte man für solche Unzuverlässigkeit große Anstrengungen machen! Wer bürgte dafür, daß nicht der Papst mit dem Kaiser Bündnis geschlossen haben werde, wenn die Flotten und Heere Frankreichs zu seiner Rettung erschienen? Ueberdies hatte der König ganz anders große Dinge vor. Er stand in eifriger Verhandlung mit England. Die beiden Könige wollten sich aufs engste gegen den

*) Acciajuoli, Poissy 22. Januar. Desjardins 1, 992 f.

Kaiser verbinden, nicht nur in Italien, sondern in den Niederlanden, überall den Verderber der Christenheit angreifen. Mit diesen englischen Aussichten wurden die Italiener vertröstet. Der Abschluß mußte ja jeden Tag erfolgen. Aber es verging ein Monat nach dem anderen. Die Verhandlungen in London stießen auf immer neue Schwierigkeiten. Mitte April äußerte sich König Franz sehr gereizt über diesen verdrießlichen Gang; fast schien es, als solle sich noch die ganze Verhandlung zerschlagen. Da endlich, am 30. April, erfolgte der Abschluß. In Paris war man schon acht Tage vorher von dem guten Ausgange unterrichtet, der König sprach in der besten Laune von den großen Thaten, welche er jetzt in Italien verrichten werde. Aber ehe er etwas gethan hatte, war Rom gefallen.

Dieses Ereignis machte denn doch sowohl am französischen als am englischen Hofe einen erschütternden Eindruck; man sah darin einen neuen bedeutsamen Schritt zur Universalherrschaft des Kaisers. König Franz erwachte endlich aus seiner Sorglosigkeit und mit ihm seine Räte. Er versprach sofort 20000 Schweizer und 10000 Franzosen nach Italien zu senden. England, welches sich am 30. April erst dann zu den Waffen zu greifen verpflichtet hatte, wenn es einer gemeinsamen Botschaft an den Kaiser nicht gelungen wäre, denselben zum Frieden und zur Freigebung der beiden französischen Prinzen zu bestimmen, that sofort nach Eintreffen der römischen Schreckenskunde einen weiteren Schritt: es übernahm am 29. Mai die Verpflichtung, König Franz bei der Unterhaltung eines Heeres von 30000 Mann zu Fuß und 1000 Lanzen in Italien monatlich mit 32000 Kronen zu unterstützen. Gleichzeitig schloß König Franz einen Bündnisvertrag mit Florenz ab, welches kurz nach der Einnahme Roms die Herrschaft der Medici abgeschüttelt hatte. Die lange wie im Traum befangenen Gegner des Kaisers machten endlich überall vollen Ernst. Als besonderen Beweis seiner festen Entschlossenheit, jetzt in Italien mit rettender Energie einzugreifen, kündigte König Franz am 3. Juni Acciajuoli an, er werde

Lautrec mit den weitesten Vollmachten den Oberbefehl übertragen, der dann hoffentlich auch das Kommando über alle italienischen Truppen erhalten werde. Einen besseren Mann besitze Frankreich nicht. Lautrec solle sagen, was er für das große Unternehmen zu bedürfen meine; alles solle ihm gewährt werden*).

Auch die Italiener schienen durch die Wahl dieses Feldherrn hoch beglückt zu sein, welcher doch in der Lombardei wiederholt das bescheidene Maß seiner Fähigkeiten bewiesen hatte. Aber dieses Mal freilich schien ihm die Gunst der Umstände so zu lächeln, daß an großen und raschen Erfolgen nicht zu zweifeln sei. Leyva, dessen Lage sich seit dem Abmarsche Bourbons aus Mailand wahrlich nicht verbessert hatte, sah den Sturm zwar mit unerschüttertem Mut, aber im Besitz so geringer Kräfte heranziehen, daß ein Mann von geringerer Tapferkeit an Widerstand gar nicht gedacht hätte. Sein Heer war auf 6000 Mann zusammengeschrumpft, für die er doch aber weder die Löhnung noch die Lebensmittel aufzubringen wußte. Mit dieser Handvoll trat er den gegen Mailand anrückenden Venezianern wie dem französischen Vortrab unter Pedro Navarro und der ersten Abteilung der Schweizer so glücklich entgegen, daß der Mut seiner Leute sich mächtig hob**). Als dann aber Anfang August Lautrec mit dem Hauptheere erschien, wurden die schwachen Häuflein der Kaiserlichen überall um so leichter überwältigt, als der Herzog von Savoyen ihnen den Rücken kehrte und überall die Freunde Frankreichs das Haupt erhoben. So fielen rasch nacheinander Alessandria, Vigevano, Pavia und, was der empfindlichste Verlust war, Genua in die Hände der Franzosen.

Leyva konnte alle diese Schläge nicht hindern. Seine winzigen Besatzungen in den belagerten Plätzen waren durchaus unzureichend, zumal Lautrec den Angriff mit einer mächtigen

*) Acciajuoli den 21., 22., 23. Mai, 4. Juni.

**) Leyva an Karl den 14. und 30. Juli bei Gayangos.

Artillerie unterstützte. Pavia suchte er zu entsetzen, konnte aber an einen ernsten Angriff auf den vierfach überlegenen Feind nicht denken. Seit Anfang Oktober sah er sich auf Mailand beschränkt. Ende Juli hatte er dem Kaiser geschrieben, er möge nicht zu sehr auf sein Glück bauen, Gott thue nicht alle Tage Wunder. Aber seine Briefe wirkten in Valladolid nicht mehr als die Hilferufe aus Rom. Seit dem Verlust Genua's war ihm die letzte finanzielle Hilfsquelle verstopft und zugleich die direkte Verbindung mit Spanien abgeschnitten. Die Italiener, welche natürlich die trostlose Lage Leyva's kannten, erweckten Lautrec die Hoffnung, der Feind werde, sobald er vor Mailand erscheine, kapitulieren. So rückte er denn auch zweimal, vor und nach der Einnahme Pavia's, gegen die Stadt an, aber beide Male vergebens; und da er früher, wie wir wissen, vor den Mauern Mailands verdrießliche Erfahrungen gemacht hatte, ließ er sich durch die dringenden Hilferufe des Papstes und der Florentiner gern von einem ernstlichen Angriff abhalten, so nachdrücklich auch Venedig und Herzog Sforza denselben forderten. Mitte Oktober brach er gen Süden auf, um den Papst zu befreien und Neapel zu erobern. Leyva atmete auf, als er nur noch Urbino mit den Venezianern vor den Thoren sah, deren Ungefährlichkeit er kannte. „Ich fürchte sie nicht," schrieb er dem Kaiser am 18. Oktober, „aber ich kann Ew. Majestät versichern, daß die Leiden dieser kleinen, ebenso von Geld wie von Vorräten entblößten Armee sehr groß sind; obwohl wir noch fechten, können wir doch zuletzt alle Hungers sterben. Es sind jetzt volle vier Monate, daß ich auf meine verschiedenen Briefe, in welchen ich den erbärmlichen Zustand meiner Truppen schilderte, keine Antwort erhalten habe. Während der ganzen Zeit habe ich von niemand Hilfe oder auch nur Ermutigung bekommen."

Leyva hatte natürlich beim Anmarsch der Franzosen auf die Unterstützung des römischen Heeres gerechnet: es kam nicht nur nicht, er erhielt monatelang von ihm nicht die geringste

Nachricht. Diese völlige Erstarrung der kaiserlichen Hauptmacht bewirkte den Abfall der letzten Bundesgenossen des Kaisers. Ferrara und Mantua traten im November auf die französische Seite*). So lag vor Lautrec der Weg nach Neapel offen. Nichtsdestoweniger bewegte er sich sehr langsam vorwärts. Mitte Januar 1528 lag er noch in Bologna. Vermutlich hielt auch ihn Geldnot auf, da die deutschen Landsknechte und die Schweizer, welche die Hauptstärke seines Fußvolks ausmachten, für den König von Frankreich ebensowenig zu marschieren liebten wie für den Kaiser, wenn der Sold zu lange ausblieb. Daneben verhandelte er eifrig mit dem Papste, welcher, nachdem er endlich am 26. November einen definitiven Vertrag mit den Kaiserlichen abgeschlossen und dadurch freiere Bewegung erlangt hatte, wenige Tage darauf nach Orvieto entflohen war. Clemens wünschte zwar den Franzosen alles Gute und förderte sie heimlich, indem er sie mit Lebensmitteln, vielleicht auch mit Geld unterstützte, das kaiserliche Heer in Rom dagegen vergeblich auf die verheißenen, jetzt doch eher möglichen Zahlungen und die Erfüllung sonstiger Bedingungen warten ließ; aber offen in die Liga zurückzutreten lehnte er beharrlich ab. Daß Venedig die von ihm okkupierten Städte des Kirchenstaats, Ravenna und Cervia, nicht herausgeben wollte, daß Frankreich die Republik Florenz und den Herzog von Ferrara in das Bündnis aufgenommen, machte ihm den Eintritt in dieselbe widerwärtig, ganz abgesehen von seiner Furcht vor dem Kaiser. Endlich setzte sich Lautrec wieder in Bewegung, um an der Küste des Adriatischen Meeres hin gegen Neapel zu marschieren. Sobald sie diese Absicht erkannten, gerieten alle kaiserlichen Agenten in die größte Aufregung. „Wenn Gott nicht ein Wunder thut," schrieb Soria den 8. Februar, „muß Neapel und das übrige Italien den Franzosen in die Hände fallen." „Nie," klagte Sanchez den anderen Tag in einem

*) De Leva 2, 449 f.

Briefe an Gattinara, „nie, seit ich nach Italien gekommen, haben die kaiserlichen Sachen so kritisch gestanden.“ Die Erfahrung lehre, daß Neapel nur durch fremde Truppen verteidigt werden könne. Wenn der Kaiser nicht schleunig Geld und Soldaten und einen tüchtigen Vizekönig sende, werde alles verloren sein. Für die Diener des Kaisers in Italien sei es äußerst schmerzlich, sehen zu müssen, daß die Frucht so großer Mühen und so vieler Siege zerstört werde, weil man an die Bedürfnisse derer nicht denke, welche täglich ihr Leben opferten. Er sehe jetzt keine andere Rettung aus drohender Gefahr, als daß entweder der Kaiser oder sein Bruder rasch mit einer mächtigen Armee erscheine. Der Kanzler möge eine so lebhafte Sprache entschuldigen, aber es sei herzzerreißend, zu sehen, wie alles zu Grunde gehe*).

Inzwischen war die Lage in Rom immer trostloser geworden. Die Flucht des Papstes hatte natürlich die Soldaten sehr erbittert, und da sie jetzt weniger als je Hoffnung hatten, bezahlt zu werden, wurde Rom von neuem der Schauplatz abscheulicher Exzesse. Die leeren Häuser wurden demoliert, um das Holz verkaufen zu können. Die vornehmen Geiseln, deren sich die Soldaten bemächtigt hatten, darunter Giberti, wurden wiederholt mit schweren Ketten aneinandergebunden, auf Campo Fiori geschleppt und mit dem Tode bedroht, wenn sie kein Geld schafften. Daneben fingen aber die Landsknechte an zu drohen, sie würden zum Feinde übergehen, und Sanchez meinte, Lautrec würde schwerlich den Marsch auf Neapel wagen, wenn er sich nicht der Landsknechte in Rom versichert hätte. Diese äußerste Gefahr trieb Oranien und Moncada, alles aufzubieten, um das Heer in Bewegung zu setzen. Oranien eilte am 22. Januar nach Neapel, und wirklich gelang es jetzt ihm und Moncada, dort 70000 Dukaten zusammenzubringen. Als er und Guasto damit am 11. Februar in Rom erschienen, ließen sich Deutsche

*) Gayangos 504 f.

und Spanier zum Aufbruch bewegen. Am 17. wurde endlich Rom von den schrecklichen Gästen befreit.

Indessen war aber Lautrec bereits in das Königreich eingedrungen, dessen Bevölkerung, wie Moncada schon im Dezember gestand, so unzufrieden mit der spanischen Herrschaft war, daß das Erscheinen eines mächtigen Feindes die Gefahr offener Empörung erzeugte. Zum Glück für den Kaiser hatten sich freilich die Franzosen während ihres langen Aufenthalts in der Romagna den Italienern nicht viel weniger verhaßt gemacht als die Spanier. Immerhin boten ihnen die alten Freunde bereitwillig die Hand. Und so stand Lautrec bereits tief in den Abruzzen, als das Heer von Rom heraneilte. Eine Menge Städte, wie Aquila, Populo, hatten den Franzosen ohne weiteres die Thore geöffnet. Der Abfall drohte überall. Die Aufgabe der Kaiserlichen war um so schwieriger, als sie zugleich Apulien und die Hauptstadt decken mußten. Denn während Lautrec mit seinen Massen in das Land einbrach, bedrohte ein starkes französisch-venezianisches Geschwader die Küste, und wohin sich das nachrückende Heer der italienischen Verbündeten wenden würde, wußte man nicht. Am 1. März wurde in Benevent großer Kriegsrat gehalten. Da sich inzwischen Lautrec, statt geradeswegs auf die Hauptstadt zu marschieren, links nach Apulien gewendet hatte, beschloß man, Moncada mit Hilfe der Colonna den Schutz Neapels zu überlassen, das Hauptheer aber schleunig nach Apulien zu dirigieren. Guasto wurde mit den raschesten Truppen vorausgeschickt, Oranien folgte. Aber die schwere Reiterei meuterte wieder einmal. Man mußte ohne sie und ohne Geschütz dem Feinde entgegeneilen*).

Guasto kam gerade noch zu rechter Zeit, um das wegen seiner Lage wichtige Troya zu retten; die größeren Nachbar-

*) Siehe über diese Dinge die genauen Berichte Morone's an den Kaiser bei Dandolo, Ricordi inediti di Gerol. Morone p. 251 ff. Morone hatte seine Freiheit mit dem Uebertritt in kaiserliche Dienste erkauft und seinem neuen Herrn schon in Rom wesentlich genützt.

städte, wie Foggia und Nocera, hatten seine Hilfe zurückgewiesen und waren zu den Feinden übergegangen, sowie nur ein französischer Herold erschien. Damit durch den Abfall nicht ganz Apulien verloren gehe, mußte man kleine Abteilungen in die wichtigsten Städte entsenden, wodurch das an sich unzureichende Heer empfindlich geschwächt wurde. Nichtsdestoweniger waren die Führer desselben von bester Zuversicht erfüllt. „Der größte Wunsch dieses Heeres ist," schrieb Morone am 7. März, „es bald zum Kampf zu bringen." Durch Spione und Ueberläufer kamen jeden Tag tröstliche Nachrichten über die Beschaffenheit der feindlichen Armee: sie zähle nur 15 oder 16000 Mann zu Fuß, trauriges Volk. Vermutlich, meinte Morone, werde Lautrec die Truppen der Liga, etwa 6000 Mann, heranziehen; dann würden sie aber die ihrigen von Neapel herbeiholen, „und auf jeden Fall glaube Ew. Majestät, daß dieses Heer den Feind bei der ersten Gelegenheit, welche sich darbietet, angreifen wird." In der That, eine wunderbar rasche Herstellung kriegerischer Energie in einem Heere, welches so lange in Zuchtlosigkeit und Unthätigkeit verkommen zu sein schien.

Bald jedoch gestaltete sich die Lage ernstlicher, als die Kaiserlichen gedacht hatten. Als Lautrec am 13. März bis auf zwei Meilen von Troya heranrückte, fanden die Führer den Angriff doch zu gewagt; denn sie hatten nicht ein Geschütz den 24 Kanonen des Feindes entgegenzustellen; auch erwies sich die Ueberlegenheit desselben an Fußvolk und Reiterei viel größer, als sie gemeint hatten. Da wäre es nun wohl an Lautrec gewesen, seinerseits den Angriff zu wagen. Wenn er wirklich 28000 Mann zu Fuß und 900 schwere Reiter neben seinem Geschütz auf die nur 10—11000 Mann starke Armee Oraniens werfen konnte*), so durfte er trotz der günstigen Stellung des Feindes den Sieg hoffen. Am 16. März schien er in der That den Angriff wagen zu wollen. Er führte sein Heer gegen die

*) Wie Mignet 2, 414 angibt.

feindliche Stellung an. Statt aber anzugreifen, begnügte er sich mit einer kleinen Kanonade und machte Halt. Oranien hatte der zurückgebliebenen Artillerie und den auf Neapel dirigierten Abteilungen befohlen, zu seiner Verstärkung heranzueilen. Aber ihre Ankunft wurde wieder einmal durch Geldnot verzögert; Italiener wollten so wenig als Deutsche marschieren, ehe sie ihren Sold bekommen. Dagegen erfuhr Lautrecs Heer am 20. und 21. durch die Ankunft Urbino's, Saluzzo's und der jetzt von Florenz in Sold genommenen schwarzen Banden (4000 Mann) beträchtliche Verstärkungen. Die Kaiserlichen, jetzt fast auf allen Seiten von der feindlichen Uebermacht eingeschlossen, überdies empfindlichen Nahrungsmangel leidend, fanden es klüger, zurückzugehen. In der Nacht vom 21. brach Oranien auf. Er bewirkte den Abmarsch in der Richtung auf Neapel so geschickt, daß der Feind ihn nicht zu belästigen wagte*).

Nun gingen aber sofort fast alle Städte Apuliens zum Feinde über. Oranien mußte weiter zurückweichen, am 11. April das Land bis auf Neapel preisgeben. Nur Gaeta, Manfredonia und einige andere Plätze blieben den Kaiserlichen außer der Hauptstadt. Als Lautrec am 29. April mit seinem Heere vor Neapel erschien, bekam die Lage einen sehr ernsten Charakter. Denn während Lautrec den Verkehr mit dem Lande abschnitt, hinderte die feindliche Flotte die Zufuhr von der Seeseite. Wie sollte man da die große unzufriedene Stadt samt dem Heere ernähren? Moncada, seit einiger Zeit an Lannoy's Stelle Vizekönig von Neapel, wünschte um jeden Preis einen großen Getreidetransport von Sizilien in die Stadt zu bringen und unternahm deshalb einen Angriff auf das feindliche Geschwader, welches Andrea Doria's Neffe Filippino kommandierte. Der alte Seemann bereitete das wichtige Unternehmen mit aller Sorgfalt vor. Er selbst, Guasto, Stefano Colonna, Ferramosca und eine Menge vornehmer Kavaliere bestiegen die Schiffe,

*) Morone p. 255 f. De Leva 2, 460.

welche am 27. April ausfegelten. Aber Filippino war von Moncada's Abſicht unterrichtet. Seine Schiffe und ſeine Geſchütze beſaßen eine größere Stärke und er operierte geſchickter. Nachdem ſich die Galeeren in äußerſt hartnäckigem Kampfe erſchöpft hatten, fuhren drei von Filippino in den Hinterhalt gelegte Schiffe mit ſolcher Wucht auf die Feinde, daß die Kaiſerlichen eine vollſtändige und höchſt blutige Niederlage erlitten. Moncada ſelbſt fiel mit vielen vornehmen Herren; Guaſto wurde mit einer Menge anderer gefangen. Von den ſechs ausgefegelten Galeeren fielen vier den Feinden zur Beute, eine fünfte ging den anderen Tag zu ihnen über; die einzig übriggebliebene konnte natürlich nichts mehr unternehmen. So war Neapel vollſtändig auf allen Seiten abgeſperrt*).

Es dauerte nicht lange, ſo erreichte die Not in der eingeſchloſſenen Stadt einen beängſtigenden Grad. Man hatte wohl einen kärglichen Vorrat an Brot, aber Fleiſch und Wein fehlte bald gänzlich. Die deutſchen Landsknechte fanden das um ſo unerträglicher, als auch die Soldzahlung, welche für ſie monatlich 92000 Dukaten betragen haben ſoll, wieder ſtockte. Oranien befahl, daß allein die Deutſchen Wein bekämen, Spanier und Italiener ſich mit Waſſer begnügten. Aber auch ſo reichte der Wein nicht. Da ging Oranien um die Mitte Juni zu den Deutſchen und ſtellte ihnen vor, wie ſie bisher dem Kaiſer ſo gut gedient, ſie würden doch nicht alles, was ſie in ſo langer Zeit gewonnen, mit einem Streich preisgeben wollen. Er habe aber auch für ſie nur noch Brot und Waſſer. Zuerſt murrten ſie, dann aber nahmen ſie Bedenkzeit. Ihre Antwort lautete: Es ſolle nie geſagt werden, daß Deutſche aus Mangel an Wein eine ſolche Stadt übergeben hätten. Da der

*) Ueber dieſen Seekampf ſiehe die verſchiedenen Berichte in der Coleccion de documentos inéditos 24, 495 ff., namentlich aber die ausführliche Schilderung des Paulus Jovius 2, 96 ff., welche auf den unmittelbar nach der Schlacht erhaltenen Ausſagen beider Teile beruht. Er nennt ſie die blutigſte Seeſchlacht ſeiner Zeit.

Kaiser ihnen Hilfe senden wolle (Oranien hatte ihnen einen das verheißenden Brief Karls vom 20. Mai mitgeteilt), seien sie entschlossen, so lange auszuhalten, als es die Natur ertragen könne. Oranien möge die anderen Nationen, Spanier und Italiener, versammeln, damit sie alle schwören, einander nicht zu verlassen, sondern bis zum Aeußersten auszuharren*). So geschah es. Aber trotz dieser tapferen Entschlossenheit mußte Oranien die Lage doch als höchst kritisch bezeichnen. Zu dem Geschwader Doria's waren seit zwei Tagen 16 venezianische Galeeren gestoßen, wodurch nicht nur das Meer absolut geschlossen, sondern auch die Hoffnung vernichtet wurde, daß der Kaiser von Spanien her Hilfe senden könne. Ebenso verschwand die Aussicht, daß ihnen von Norden her Rettung gebracht werde. Oranien hatte den verzweifelten Schritt gethan, das von Sizilien nach Gaeta gebrachte Getreide zum großen Teil verkaufen zu lassen, um Geld für seine Soldaten zu bekommen; aber nun lag das Geld da und konnte nicht nach Neapel geschafft werden. Oranien konnte die Hingebung seiner Soldaten nicht genug loben; nie sei ein Fürst seinem Heere so zu Dank verpflichtet gewesen, wie Karl diesen seinen Leuten. „Aber," fuhr er fort, „Sire, weder sie noch ich können mehr thun, als das Mögliche. Wenn wir diesen Monat überstanden haben, werden wir sehr nahe am Ende sein. Deshalb, Sire, vergeßt uns nicht!"

Diese Mahnung hat fast etwas Rührendes. Wann konnte sie dem Kaiser zukommen und wann eine Wirkung bringen? Alle Tapferkeit und Ausdauer würde das kaiserliche Heer nicht gerettet haben, wenn ihm nicht die Feinde wieder einmal geholfen hätten. Wie hätte König Franz nach den glänzenden Erfolgen Lautrecs es für nötig halten sollen, ihn beharrlich mit Geld und Soldaten zu versehen? Wie hätten unter den Verbündeten Streitigkeiten ausbleiben können, da die Vernachlässigung von Venedigs und Sforza's Wunsch, Lautrec solle zuerst

*) Oranien an Karl, 14. Juni. Lanz 1, 271.

Mailand nehmen, sehr üble Folgen zeitigte, Leyva von Mailand aus das Land weit und breit heimsuchte, Pavia wieder eroberte und gegen ein neues, von Deutschland heranrückendes Heer die von Frankreich verheißene Hilfe ausblieb? Da der Papst in seinen Verhandlungen mit Frankreich zugleich Florenz, Ferrara und Venedig bedrohte? So kam es, daß Lautrec allmählich in nicht viel geringere Not geriet als die Belagerten, besonders seit die Pest verheerend in sein Lager eindrang. Da konnten die kühnen Ausfälle der Kaiserlichen seine Linien immer leichter durchbrechen und Vorräte in die hungernde Stadt bringen.

Aber die eigentliche Rettung kam von anderer Seite. In dem Kampf um Italien spielte die Herrschaft über das Meer natürlich eine sehr wichtige Rolle. Seit Genua in die Hand der Franzosen gefallen war, konnte sich die spanische Flagge in den italienischen Gewässern kaum mehr blicken lassen: die französischen Galeeren, mit denen Venedigs und Genua's vereinigt, beherrschten das Meer vollständig. Eine eigentümliche Stellung hatte aber in diesen Kämpfen seit lange Andrea Doria eingenommen, indem er mit seinen Schiffen wie eine selbständige Macht bald Frankreich, bald dem Papst diente. Auf den Abfall seiner Vaterstadt Genua vom Kaiser hatte er ganz wesentlich eingewirkt. Der Sieg seines Neffen über Moncada war für den Erfolg in Neapel fast entscheidend. Ueberhaupt verdankten ihm die Franzosen so viel, daß er von ihnen eine ganz besonders rücksichtsvolle Behandlung erwarten zu dürfen glaubte. Nun wissen wir aber, wie die französischen Geschäfte in dieser Zeit geführt wurden. Wenn Clemens, Venedig und Florenz seit dem Abschlusse der heiligen Liga über die Saumseligkeit Frankreichs nicht genug klagen konnten, so fehlte es auch Andrea Doria nicht an Grund zu mannigfachen Beschwerden. Da nun wesentlich durch die Nachlässigkeit Frankreichs Rom eine Beute des Kaisers geworden war, ganz Italien verloren zu sein schien, fand es Doria verdrießlich, einer solchen Macht länger zu dienen. Im Mai und Juni 1527 hören wir von ernstlichen Verhand-

lungen des Genueſen mit den Kaiſerlichen. „Wir haben gute Hoffnung," ſchrieb Nájera am 11. Juni, „daß er in den Dienſt Ew. Majeſtät treten wird." Welche Bedingungen von beiden Seiten geſtellt wurden, hören wir nicht, erfahren nur, daß Doria die Herſtellung der völligen Unabhängigkeit ſeiner Vaterſtadt forderte*). Es wäre überraſchend, wenn der Kaiſer ſich damals auf eine ſolche Konzeſſion eingelaſſen hätte. Jedenfalls zerſchlugen ſich die Verhandlungen und Doria fuhr fort, Frankreich ein höchſt wertvoller Verbündeter zu ſein. Alsbald ergaben ſich indeſſen zu den alten neue Differenzen zwiſchen ihm und König Franz. Genua war freilich vom Kaiſer frei geworden, aber nur, um unter franzöſiſche Herrſchaft zu kommen, und Frankreich, ſtatt die koſtbare Stadt zu pflegen, drohte ihr in Savona eine Rivalin heranzuziehen. Darüber gab es nun gereizte Verhandlungen. Schon am 24. März forderte Doria ſeine Entlaſſung aus franzöſiſchen Dienſten. Trivulzio, dem König Franz das Kommando in Genua übertragen hatte, warnte dringend, durch dieſe Praktik mit Savona nicht Doria zum Aeußerſten zu treiben. Dasſelbe that der Papſt. Aber es dauerte ſehr lange, bis man ſich am franzöſiſchen Hofe auf die Bedeutung dieſes Mannes beſann; es geſchah nicht früher, als bis die Dinge vor Neapel eine mißliche Wendung nahmen. Da aber war es zu ſpät. Doria ſchloß durch ſeinen Neffen mit Oranien ab**). Am 4. Juli ſegelte Filippino mit den

*) Villa, Memorias p. 218. 224 f.

**) Petit hat in ſeinem Buche André Doria, Paris 1887 p. 69 ff. dem Abfall Doria's von Frankreich eine weitläufige Unterſuchung gewidmet, welche aber die früher von Mignet und de Leva gegebenen Darſtellungen nicht zu erſchüttern vermag. Wenn wirklich König Franz durch ein Dekret vom 1. Juli Doria's Wünſche in betreff Savona's berückſichtigte, ſo liegt doch auf der Hand, daß Doria, als dieſes Dekret nach Genua kam (in der Regel brauchten die Nachrichten vom franzöſiſchen Hofe acht Tage, bis ſie Genua erreichten), den entſcheidenden Schritt zum Kaiſer längſt gethan haben mußte, wenn ſein Neffe in den erſten Tagen des Juli die Blockade von Neapel aufheben konnte. Vgl. hierüber die Notizen bei Gayangos p. 700 ff. 704. 709. 725. 727 und Lettere di Principi 2, 106 ff. Der förmliche

letzten Schiffen von Neapel ab, nachdem schon am 3. einige seiner Galeeren in Gaeta angekommen waren. Am 15. verschwanden auch die venezianischen Galeeren. Einige Tage stand das Meer ganz offen und Neapel konnte sich verproviantieren. Auch als am 18. eine französische Flotte erschien, ließ sich die frühere Absperrung nicht mehr durchführen. Neapel war aus der größten Not gerettet.

Inzwischen hatte die Pest im französischen Lager furchtbar aufgeräumt. Lautrec forderte von seinem Könige bedeutende Verstärkungen, sonst würden alle Eroberungen verloren gehen. Dieser Brief fiel den Kaiserlichen in die Hände, welche nun in täglich kühnerer Offensive den Feind angriffen. Als der August herankam, wurde im Königreiche die Meinung herrschend, der Kaiser werde doch wieder die Oberhand behalten; viele der Städte, welche im März und April zu den Franzosen übergegangen waren, kehrten jetzt unter die alte Herrschaft zurück. Da sich auch manche neapolitanische Barone von Lautrec schlecht behandelt glaubten, stand bald fast das ganze Land auf kaiserlicher Seite. In dieser Not traf die Franzosen das Unglück, daß in der Nacht vom 15. auf den 16. August Lautrec der Pest erlag. Der Marchese von Saluzzo, welcher jetzt das Kommando übernahm, war der großen Last nicht gewachsen. Die Entmutigung nahm überhand. Die geringe Zahl der noch Kampffähigen sah sich Tag für Tag von den Kaiserlichen bestürmt, welche freilich auch auf weniger als 10000 Mann zusammengeschmolzen waren, aber mit bewunderungswürdiger Frische ins Feuer gingen. Am Morgen des 27. August kam ihnen die Nachricht, der Feind wolle eine vorgeschobene Schanze räumen und fange an, Geschütz und Munition fortzuschaffen. Sofort stürmte Juan de Urbina mit seinen Spaniern hinaus. Die Franzosen zogen sich in ein Fort zurück. Den nächsten

Vertrag zwischen Andrea Doria und dem Kaiser wurde erst am 10. August in Madrid unterzeichnet und am 11. von Karl ratifiziert. Gayangos p. 765 ff.

Tag bot dasſelbe die Uebergabe an. In dem Augenblicke, als ſie vollzogen werden ſollte, kam den Franzoſen Hilfe. Aber auch dieſe wurde zurückgeſchlagen, ins Lager verfolgt und dort eine ſolche Panik angerichtet, daß alles die Waffen fortwarf und entfloh. Nur Saluzzo rettete ſich mit 1500 Mann nach Averſa. Als Oranien gegen dieſen Platz ausrückte, fand er die ganze Straße mit Flüchtigen bedeckt. Pedro Navarro, der einſt vor zwölf Jahren in franzöſiſche Gefangenſchaft gefallen und dann in franzöſiſche Dienſte getreten war, wurde jetzt, da er den Rückzug zu decken ſuchte, mit einem Prinzen von Navarra der Gefangene ſeiner Landsleute. Auch Averſa mußte in wenigen Tagen kapitulieren. Das franzöſiſche Heer war vernichtet*).

Als der Kaiſer im September 1527 den Fall Genua's erfuhr, ſchrieb er ſeinem Bruder, durch dieſen Verluſt ſei ſein Verkehr mit Italien ſo erſchwert, daß er mit ſeinen Hauptleuten und Vertretern nicht mehr ſo, wie es wünſchenswert ſei, korreſpondieren könne. Er habe deshalb ſeiner Tante Margarete, ſeinen Vizekönigen in Neapel und Sizilien und Leyva geſchrieben, ſie müßten hinfort nach eigenem Ermeſſen handeln, ohne Weiſungen von ihm zu erwarten. Ferdinand aber ſei jetzt in der Lage, für das bedrohte Italien viel mehr thun zu können als er. Wenn er ſeine ungriſchen Geſchäfte raſch geordnet hätte, würde er ihm einen großen Dienſt erweiſen, wenn er ſich Italien näherte oder im Falle der Not ſelbſt nach Italien ginge**). In früheren Jahren hatte Ferdinand öfter den Wunſch geäußert, Karl möge ihm das Kommando in Italien übertragen. Er hatte darin wohl das ſicherſte Mittel erkannt, in den erſehnten Beſitz Mailands zu kommen; der Kaiſer war aber nie darauf eingegangen. Jetzt, wo er es endlich in ſeinem Intereſſe fand, daß der Bruder perſönlich in Italien eingreife, war dieſer durch ſeine ungriſchen und böhmiſchen Sorgen ſo

*) Siehe den genauen Bericht des Sekretärs Perez vom 30. Auguſt bei Gayangos. Vgl. Mignet 2, 443 ff.

**) Karl an Ferdinand, Palencia 27. September 1527. Gevay I, 1, 109.

gefesselt, daß er an ein italienisches Unternehmen nicht denken konnte. Ueberhaupt hatten die Beziehungen der beiden Brüder eine wesentliche Aenderung erfahren, seit Ferdinand König von Böhmen und Ungarn geworden war. Bis zum Herbst 1526 haben wir ihn sich immer ganz in den Bahnen der kaiserlichen Politik bewegen sehen, von deren Erfolgen seine eigene Stellung ausschließlich bestimmt wurde. Die Gewinnung der beiden Kronen gab ihm aber die Möglichkeit, ja erlegte ihm die Notwendigkeit auf, seinen eigenen Wegen zu folgen. Jetzt wünschte er dringend, daß sich des Kaisers Haltung seinen Interessen anschmiege. Als König von Ungarn sah er sich auf den Vorposten gegen den Türken gestellt; die Befestigung seiner Herrschaft in diesem Lande fiel ihm mit der großen Aufgabe der Christenheit zusammen, die Ungläubigen abzuwehren. Das schien ihm jetzt die erste Pflicht aller christlichen Fürsten, vornehmlich des Kaisers. So eifrig er daher früher die kriegerischen Gedanken des Bruders genährt hatte, so warm und dringend mahnte er ihn jetzt zum Frieden mit Frankreich, damit er, damit auch König Franz ihn mit seiner ganzen Macht in Ungarn unterstützen könne. Karl war von solchen Ideen wenig erbaut. Er stellte vielmehr seinerseits dem Bruder immer von neuem die Notwendigkeit vor, in Ungarn so rasch als möglich Frieden zu machen, sich mit Zapolya so gut es gehe abzufinden, auf jede Weise einen großen Kampf zu meiden, da er auf seinen, des Kaisers, Beistand für lange hin nicht rechnen könne.

Auf jenes Schreiben vom 27. September, worin Karl diese seine Wünsche dem Bruder abermals ans Herz gelegt hatte, erwiderte Ferdinand am 23. November, Friede mit Zapolya sei jetzt unmöglich, aber auch unnötig, da sich fast ganz Ungarn in seiner Hand befinde, fast der ganze Anhang des Woiwoden zu ihm übergegangen sei. Aber trotz diesem vortrefflichen Stande der ungrischen Angelegenheiten könne er doch gar nicht daran denken, nach Italien zu gehen; denn sobald er sich aus dem Lande entferne, würden die Ungarn ihm den Rücken kehren.

Zu seinem lebhaften Bedauern sehe er sich aber auch außer stande, ein Heer nach Italien zu senden. Denn seine Geldnot sei von der Art, daß er den größten Teil seines Heeres habe entlassen müssen, obwohl dadurch seine Stellung in Ungarn gefährdet werde. Er wisse für seine dringendsten Ausgaben keinen Rat. Er könne deshalb für Italien erst dann etwas thun, wenn der Bruder ihm Geld schicke und Margarete ihn unterstütze. Nun hatte Karl allerdings wenige Tage vorher geschrieben, die Dinge in Italien ständen so gefährlich, daß rasche Hilfe aus Deutschland unentbehrlich sei. Damit Ferdinand sofort ein Heer sammeln könne, sende er ihm Wechsel über 100000 Dukaten; für Italien weise er die vierfache Summe an*).

Aber kaiserliche Wechsel und bares Geld waren sehr verschiedene Dinge; immerhin ließ sich bei den Augsburger Geschäftsfreunden mit jener Anweisung doch wohl etwas flüssig machen. Dazu kam, daß die Berichte, welche von den Landsknechten aus Rom in die Heimat gelangt waren, einen Kriegszug nach Italien in sehr lockendem Lichte erscheinen lassen mußten. So handelte es sich für Ferdinand wohl hauptsächlich darum, einen Führer zu gewinnen. Wie es ihm gelang, unter den jedenfalls sehr mißlichen finanziellen Verhältnissen Herzog Heinrich von Braunschweig, den wir freilich als eifrigen Parteigänger des Hauses Oesterreich und der katholischen Sache kennen, für dieses Abenteuer zu engagieren, wissen wir nicht. Aber schon am 12. Februar 1528 meldete Ferdinand an Sanchez, es werde bald unter dem Herzog von Braunschweig eine sehr bedeutende Macht in Italien erscheinen, Sanchez und die anderen Diener des Kaisers in Italien müßten jedoch dafür sorgen, daß diese Truppen gehörige Verpflegung und Bezahlung erhielten; sonst würden sie zum Feinde übergehen. Es heiße zwar, der Kaiser habe neue Kreditbriefe über 100000 Dukaten geschickt, er wisse

*) Ferdinand an Karl, Gran den 23. November, Karl an Ferdinand, Burgos den 21. November. Gevay I, 1, 116 ff.

aber nichts davon. Auch würde kaum das Dreifache dieſer Summe ausreichen. Wenn Soria und andere Diener des Kaiſers meinten, er könne Leyva die geringſte Unterſtützung gewähren, ſo könne davon bei der Leere ſeines Schatzes keine Rede ſein*).

So begann dieſer Zug Braunſchweigs unter den übelſten Auſpizien. Das disponible Geld mochte kaum genügen, um das Heer durch die Alpen zu bringen. Der Biſchof von Trient entwarf von demſelben freilich die glänzendſte Schilderung. Man werde bald, ſchrieb er den 24. März aus Wien an Sanchez, die Blüte Germaniens in Italien ſehen; die ſchweren Reiter, faſt lauter Edelleute, erſchienen wie ein Gebirge von Eiſen. Aber auch Edelleute müſſen eſſen und trinken und auch Edelleute zogen nicht über die Alpen, um mit leerem Beutel zurückzukehren. „Ew. Majeſtät," mahnte Sanchez den Kaiſer, „darf nicht vergeſſen, daß dieſe neue Armee wie die alten Truppen ernährt und bezahlt werden muß, ſonſt werden wir wieder die verderbliche Verwirrung und Zuchtloſigkeit erleben, welche uns im vorigen Jahre zu Grunde richtete. Die Vorräte müſſen von Spanien oder anderen Ländern kommen, einmal, weil die Verbündeten die meiſten Getreide bauenden Landſchaften beherrſchen, ſodann, weil überall Hungersnot herrſcht. In vielen Städten, ſelbſt hier in Venedig, fallen die Menſchen vor Hunger auf den Straßen tot um; dazu wütet die Peſt in vielen Teilen Italiens" **).

Anfang Mai erreichte Braunſchweig mit ſeinem Heere Trient. Obwohl Venedig zeitig von ſeinen Werbungen erfahren und ſich nach Kräften gerüſtet hatte, konnte er doch mit ſeinen 10000 Mann zu Fuß, 2500 Reitern und 25 Geſchützen ***) ziemlich ungehindert, wie es ſcheint, an den Gardaſee und von

*) Gayangos p. 593.

**) Sanchez an Karl den 9. März. Gayangos.

***) So gibt Soria nach längerem Aufenthalt beim Herzog die Stärke ſeiner Truppen an. Gayangos p. 716.

da in das Brescianische gelangen. Aber kaum hatte er italienischen Boden betreten, so begann die Not mit der Verpflegung und Bezahlung. „Ich kann versichern," schreibt Leyva am 29. Juni, „wenn ich mich nicht mit einem Teile meiner Truppen mit ihm vereinigt hätte, würde das Heer bereits nach Deutschland zurückgekehrt sein, da, wie der Herzog sagt, seinen Leuten keine einzige der ihnen gegebenen Versprechungen erfüllt worden ist." Wie immer, weigerten sich auch hier die Landsknechte zu marschieren, ehe man ihnen den rückständigen Sold bezahlt habe. Der Zweck, für welchen diese Expedition unternommen worden, schleuniger Entsatz Neapels, erwies sich demnach sofort als unerreichbar. Um doch irgend etwas mit diesem so eigentlich ganz unnützen Heere zu unternehmen, machte sich Leyva zusammen mit Braunschweig an die Belagerung von Lodi. Aber was ließ sich mit Truppen ausrichten, welche bei jeder Gelegenheit meuterten? Anfang Juli mußte der Herzog aus dem Lager fliehen, weil seine Leute ihn zu töten drohten, wenn er sie nicht sofort bezahlte. Nun kamen die verzweifelten Hilferufe Oraniens. Sanchez, Soria, Andrea del Burgo thaten das Aeußerste, um das nötige Geld für Braunschweig aufzubringen. Die von Karl im November angekündigte Sendung von Wechseln über 400000 Dukaten war endlich im Mai eingetroffen, aber was ließ sich mit diesen Papieren machen? Genua, Venedig und die anderen Plätze, an denen die großen Bankiers saßen, waren in Feindes Hand. Mit großer Mühe hatte man Mitte Juli die Hälfte jener Summe realisiert, von der 32000 Dukaten an Braunschweig gezahlt wurden. Aber das war, jammerte Soria, gleich ebenso vielen Tropfen ins Meer. „Das ist," ruft er einmal entrüstet, „die abscheulichste Bande von Ketzern, welche je Italien betreten hat." Der Kaiser möge doch nie wieder ein deutsches Heer unter deutschen Führern kommen lassen; diese schlechten Christen suchten nichts als Geld und Beute.

Was war das Ergebnis dieses braunschweigischen Zuges?

Nachdem es das unglückliche Oberitalien, seit so vielen Jahren die jammervolle Beute endloser Erpressungen und Plünderungen, mit seinen barbarischen Mißhandlungen einige Monate heimgesucht hatte, brach das zu aller übrigen Not von der Pest angefallene Heer Anfang August von dem vergeblich belagerten Lodi auf und kehrte plündernd heim. Leyva, welcher neun Fähnlein desselben für sich gewonnen, mußte von Lodi abziehen und sich wieder bei Mailand aufstellen.

Als die „Blüte Germaniens" in ihre Heimat zurückkehrte, erschien endlich das französische Heer, welches die Italiener zur Abwehr Braunschweigs erbeten hatten. Graf von Saint-Pol führte 10 000 Mann zu Fuß (meist deutsche Landsknechte) und 400 schwere Reiter in die Lombardei, wo er rasch verschiedene, von Leyva wieder genommene Plätze, vor allem das unglückliche Pavia eroberte. Inzwischen hatte aber Andrea Doria die Ratifikation seines mit dem Kaiser geschlossenen Vertrags erhalten und trat nun, während er bis dahin eine Art Neutralität simuliert hatte, offen gegen Frankreich auf. Am 12. September fuhr er unter kaiserlicher Flagge in den Hafen Genua's ein. Sobald seine Soldaten landeten, erhob sich die Bevölkerung: die Franzosen mußten ins Kastell fliehen. Auf Trivulzio's Hilferuf eilte Saint-Pol herbei, konnte aber die gut bewachten Bergpässe nicht forcieren. Am 28. Oktober mußte Trivulzio kapitulieren, nachdem Doria acht Tage vorher Savona bezwungen. Die ganze Riviera gehorchte dem Kaiser.

Seit dem Herbst 1526 war aus Spanien keine Verstärkung erschienen. Im Januar 1528 hatte zwar nach des Kaisers Zusage eine Flotte kommen sollen, war aber ausgeblieben. Nun jedoch mit Genua wieder das Thor nach Italien offen stand, wurde endlich in den letzten Monaten des Jahres 1528 eine kleine Expedition ausgerüstet, welche am 19. Dezember einige Tausend Spanier landete. Die Feinde ruhten während des Winters, von einigen kleinen Stößen abgesehen, welche zu nichts führten. Ihre hauptsächliche Beschäftigung bestand in

unaufhörlichen Streitigkeiten über das zu Thuende. Da sie endlich im April 1529 den Kampf wieder aufnahmen, waren sie viel zu schwach, um dem durch jene Spanier verstärkten Leyva etwas anhaben zu können. Daß sie mit ihren 12000 Mann das von 8000 Mann verteidigte Mailand nicht förmlich belagern konnten, versteht sich von selbst; auch von der versuchten Blockade ließ sich nichts erwarten. Saint-Pol gab deshalb nicht zu viel auf, als er seinen Platz vor Mailand verließ, um wieder sein Glück gegen Genua zu versuchen, da er gehört hatte, daß Doria von da nach Catalonien gesegelt sei. Aber Leyva erfuhr von seinem Abmarsch, brach heimlich in der Nacht aus Mailand auf, überraschte die Franzosen am 21. Juni vollständig bei Landriano und sprengte sie nach hartnäckiger Gegenwehr auseinander. Saint-Pol mit verschiedenen Hauptleuten wurde gefangen genommen. Die Kaiserlichen waren wiederum Meister in Italien.

Spanien und Rom.

Unter den in Rom weilenden Spaniern war die Meinung, daß die furchtbaren Schickſale, welche der Frühling des Jahres 1527 über die ewige Stadt brachte, die Strafe Gottes für ein arges Sündenleben bedeuteten (ſ. oben S. 542), keineswegs vereinzelt. Ueberhaupt würde es irrig ſein zu glauben, daß nur deutſche Beobachter damals durch das römiſche Weſen mit tiefem Widerwillen erfüllt worden ſeien. Speziell die Spanier fühlten ſich von dem Treiben in der Hauptſtadt der katholiſchen Chriſtenheit längſt auf das widerwärtigſte berührt. Als der Kleriker Bart. de Torres Naharro im März 1517 ſeine berühmte Propalladia mit einer bewundernden Widmung an Pescara veröffentlichte, geißelte er darin zwar die Geiſtlichkeit überhaupt, „deren Ruhm die Welt, deren Gott das Geld", und beklagte, daß die Wahrheit auf Erden keine Stätte mehr finde, daß der Glaube verſchwunden und die Liebe tot ſei; aber eine wahrhaft entſetzliche Schilderung entwirft er von Rom, das man wohl das Haupt der Welt nenne, das aber das Haupt der Unzucht ſei, der Kerker der Guten, der Sklave der Betrüger, die Schule der Sünde. Man muß dieſen langen Erguß des ſpaniſchen Prieſters über das damalige Rom leſen*),

*) Die ſehr ſelten gewordene Propalladia iſt als neunter Band der Libros de antaño Madrid 1880 von neuem gedruckt worden. Man ſehe da p. 30 f. und 37 ff. Daß Leo X. einem Buche, welches ſolche Schilde-

um sich zu überzeugen, daß das spanische Gemüt von den römischen Zuständen nicht viel weniger zurückgestoßen wurde als das deutsche, nur daß sich bei den Spaniern an diese widerwärtigen Eindrücke keine dogmatischen Konsequenzen knüpften. Und Torres Naharro steht mit dieser seiner Anschauung unter seinen Landsleuten keineswegs isoliert da. Als der Kleriker Delgado 1524 seine Lozana Andaluza schrieb, verlegte er das von sittlichem Schmutz starrende Leben seiner liederlichen Andalusierin nach Rom, welches dann als der wahre Sündenpfuhl erscheint. Der Römer, welcher der eben angekommenen Fremden seine Vaterstadt zeigt, bemerkt ganz harmlos: „die Kardinäle sind hier wie die Mameluken", „der größte Teil Roms ist ein Bordell", „Rom heißt das Paradies der Huren"; das Register, welches ein anderer Römer von diesen Damen aufstellt, wird schwerlich jemand ohne tiefen Ekel lesen können*).

Dieses Urteil der Spanier, zu dem uns ja die Berichte der kaiserlichen Botschafter unzählige Belege geliefert haben, wurde natürlich erheblich geschärft, als der Papst dem Herrscher Spaniens den Krieg erklärte. Seitdem ergriff namentlich die in Italien lebenden Spanier allmählich ein schonungsloser Züchtigung fordernder Grimm. Und diese Stimmung sprach sich nach dem Sacco um so unumwundener aus, als damals die öffentliche Meinung von ganz Europa dahin übereinzukommen schien, daß Rom dem gerechten Strafgericht des Himmels anheimgefallen sei, wie das mit tiefem Schmerz einer der Un-

---

rungen enthielt und deshalb dreißig Jahre später von der Inquisition gründlich gereinigt wurde, ein zehnjähriges Privilegium erteilte, ist zwar nicht auffallend, verdient aber doch erwähnt zu werden. Nachdem die Propalladia zuerst 1517 in Neapel erschienen war, wurde sie 1520, 1533 und 1545 in Sevilla und 1535 in Toledo gedruckt. (Schack, Geschichte der dramat. Litteratur in Spanien 1, 181.)

*) Die noch seltener als die Propalladia gewordene Lozana Andaluza ist als der erste Band der Libros españoles raros ó curiosos Madrid 1871 wieder gedruckt. Die hervorgehobenen Stellen findet man p. 45, 47, 73 und 103 ff.

glücklichen bekennt, welche in Rom alles verloren hatten*). Wenn ein Italiener, welcher in den geistigen und künstlerischen Herrlichkeiten Roms geschwelgt, mit den Hauptstützen der Kurie intim verkehrt hatte, sich zu dem Geständnisse gedrängt sah, Rom sei der Pfuhl aller schrecklichen und schimpflichen Dinge gewesen, so können wir uns nicht wundern, wenn die Spanier, deren religiöses Leben doch einen ernsteren und tieferen Charakter trug, sich als die Vollstrecker eines höchst gerechten Strafgerichts fühlten.

Wir haben früher gehört, zu welcher Schärfe der Offensive gegen den Papst sich der Kaiser schon im Herbst 1526 genötigt gesehen hatte (s. ob. S. 518 f.). Wenn er damals von dem Papst an die Kardinäle appellierte, und für den Fall, daß auch diese der bösen Politik keinen Einhalt thäten und seiner Forderung eines allgemeinen Konzils kein Gehör verschafften, die eigene Hand an das Verderben zu legen verhieß, so fragte es sich, was er jetzt thun werde, wo jene Mahnungen unfruchtbar geblieben, Rom eine Beute seiner Soldaten und der Papst der Gefangene seiner Hauptleute geworden war. Seine Diener

*) Hieron. Niger schreibt im Juli 1527 an Sadolet (Sadoleti epistolae Romae 1760 t. 1 p. 189 ff.): Jam nemo est fere, qui non palam dictitet, nos erratorum nostrorum poenas luere. Quae res auget dolorem, quum nullus misericordiae locus nobis relictus esse videatur. Quem putas actum de nobis triumphum non modo ab hostibus, qui singulo quoque verbo sese vindices administrosque divinae justitiae fuisse praedicabant, sed etiam a cuncta Italia, ab omnibus transalpinis et transmarinis nationibus, quae nos eversa urbe profugos, bonis omnibus dispoliatos ac fame pene confectos, non modo nulla humanitate exceperunt, sed etiam ludibrio probrisque affecerunt, quasi dignos fortuna, in quam miserrime concideramus. Quae si molestissima fuerunt his, qui tantorum malorum causae extiterunt, quanto molestiora putes fuisse nobis innocentibus, nisi forte in ea re nocentes fuimus, quod Romae, hoc et in sentina omnium rerum atrocium et pudendarum deprehensi fuerimus. Man vergleiche damit das spätere Geständnis des Kardinals Cajetan, daß der Sacco geschehen sei justissimo Dei judicio. Gregorovius 8, 568 n. 2.

in Italien ließen ihre Gedanken zum Teil sehr hoch steigen. Soria, welcher 28 Jahre in Italien gelebt hatte, schrieb dem Kaiser am 25. Mai, in dieser ganzen langen Zeit seien alle Kriege von den Päpsten angestiftet worden, weil sie gefürchtet, daß die Fürsten, wenn sie je in Eintracht miteinander lebten, Hand an die Reform der Kirche legen würden. Da nun jetzt der Kaiser souveräner Herr auf Erden, müsse er die Ursache so vieler Uebel beseitigen. Die Kirche Gottes sei nicht wie sie sein solle. Die weltliche Macht des Papsttums ermutige seine Träger, die Völker aufzuwiegeln und die Fürsten zum Kriege gegeneinander zu hetzen. Der Kaiser werde keine Sünde begehen, wenn er dafür sorge, daß der Papst sich nur um geistliche Dinge kümmere und dem Kaiser lasse, was des Kaisers sei*). Noch Kühneres plante man um dieselbe Zeit in Rom, von wo Bart. di Gattinara am 24. Mai schrieb: „Wir erwarten die schleunigen Anordnungen Ew. Majestät über die Regierung Roms, ob nämlich in dieser Stadt irgend eine Art von apostolischem Stuhl bleiben soll oder nicht." Der Vetter des Großkanzlers findet zwar die völlige Beseitigung desselben bedenklich, weil dann der König von Frankreich einen Patriarchen in seinem Lande einsetzen, der König von England dasselbe thun und alle Fürsten dem Papst den Gehorsam verweigern würden. „Wohl aber," fährt er fort, „finden die Diener Ew. Majestät, daß man diesen Stuhl so schwach halten muß, daß Ew. Majestät immer darüber verfügen kann." Auch die mit dem Papst eingeschlossenen Kardinäle fürchteten doch nicht, daß der Kaiser den apostolischen Stuhl ganz zu Grunde richten wolle**).

Daß Karl die Gelegenheit benutzen werde, das Verhältnis zum Papsttum seinen Machtinteressen entsprechend umzugestalten, war offenbar die allgemeine Besorgnis. Denn, wenn sich alsbald nach dem Sacco in einem großen Teile der Christenheit

*) Villa, Memorias p. 166.
**) Ib. p. 193 f.

ein heftiger Weheruf über den Kaiser erhob, so war das doch wahrlich nicht, wie der eben mitgeteilte Brief Negro's beweist, die Wirkung aufrichtiger Teilnahme an den Leiden der ewigen Stadt; vielmehr fürchteten die Staatsmänner, daß der Kaiser von dem gefangenen Papste Konzessionen erpressen werde, durch welche seine Uebermacht sich noch drückender auf die Welt lege. Daher der heiße Eifer Wolsey's, jetzt mit Frankreich alles aufzubieten, damit die Gefangenschaft des Papstes dem Kaiser ebensowenig nütze, wie ihm die des König Franz genützt hatte.

Wie stand nun der Kaiser selbst zu diesen Plänen und Befürchtungen, regten sich auch in ihm Gedanken fundamentaler Umgestaltungen, oder auch nur einigermaßen ernster Reformen in der Kirche? Es ist nicht leicht, auf diese Frage eine zuverlässige Antwort zu geben. Man hat wohl mit großer Bestimmtheit gesagt, Karl habe sich seit 1524 immer mehr mit dem Gedanken erfüllt, ein allgemeines Konzil nicht nur als Mittel zur Beschwichtigung der deutschen Wirren, sondern auch als Werkzeug zu der Kirchenreformation zu benutzen*). Aber der Nachweis ist nicht geführt worden, kann auch meines Erachtens nicht geführt werden, daß der Kaiser, indem er dem Verlangen der Deutschen nach einem Konzil zustimmte, damit irgend welche ernstere und bestimmtere Pläne kirchlicher Reform verknüpft

*) Maurenbrecher, Geschichte der kathol. Reformation 1, 264 f. Vgl. S. 235 f. Wenn der Verf. S. 265 schreibt: „Karl brachte jetzt auch seinerseits jene Beschwerden des deutschen Reichstags wider Rom, deren er bisher in Rom sich nicht angenommen hatte, bei der Kurie zur Sprache," so kann das zu einer irrigen Auffassung führen. Es heißt an der betreffenden Stelle (Pro divo Carolo p. 78), nachdem der Kaiser darauf hingewiesen, daß der Papst aus seinen Gebieten mehr einnehme als aus der ganzen übrigen Christenheit: Qualia autem sint ea lucra, ex centum illis gravaminibus nationis Germanicae colligi poterit: quibus tamen ex ea devotione et observantia, qua semper vestrae Sanctitati ac Apostolicae sedi affecti fuimus, nusquam aures praestare curavimus nec his animum adjicere. Man kann doch wohl nicht sagen, daß Karl mit solchen Worten die Gravamina „jetzt auch seinerseits bei der Kurie zur Sprache gebracht" habe.

habe. Als er im Herbst 1526 jene scharfen Erklärungen gegen Clemens erließ und mit großem Nachdruck das Konzil forderte, suchen wir in den darauf bezüglichen Sätzen vergebens nach irgend welchen Andeutungen, inwieweit der Kaiser vom Konzil eine Besserung der kirchlichen Zustände erwartet oder mit ihm herbeizuführen beabsichtigt habe. In dem Schreiben vom 17. September heißt es, wenn alle diese Vorstellungen beim Papste wirkungslos blieben und er seine für die ganze Christenheit verderbliche Feindschaft gegen den Kaiser fortsetzte, so bliebe diesem nichts übrig, als die ganze Streitfrage, d. h. die politische Streitfrage, einem allgemeinen Konzil vorzulegen. Es wird da sogar nicht einmal auf die deutsche Ketzerei Bezug genommen, sondern das Konzil lediglich für unentbehrlich erklärt, um den unheilvollen Zwist zwischen Kaiser und Papst beizulegen. Ganz ebenso wird in dem Schreiben vom 6. Oktober an die Kardinäle das Konzil lediglich zur Beilegung der gegenwärtigen Wirren gefordert*). Da in beiden Schriftstücken wiederholt der Widerspruch betont wird, in den sich Clemens durch seine Politik nicht nur zur Pflicht des Papstes, sondern zur Pflicht jedes Christen versetzt habe, und ein ernsterer sittlicher Zug mehrfach in ihnen hervortritt, so erscheint das vollständige Schweigen von kirchlichen Reformen um so auffallender in Aktenstücken, welche nicht etwa nur vertraulich an den Papst und die Kardinäle gerichtet, sondern von vornherein zur Veröffentlichung bestimmt waren. Daß Gattinara in Erasmus' Sinne gewisse Reformen der Kirche gewünscht habe, wird man wohl annehmen dürfen; ob aber und inwieweit der Kaiser damals diese Wünsche seines Kanzlers geteilt habe, läßt sich nicht feststellen.

Auf den ersten Blick erscheint es ja freilich selbstverständlich, daß der Kaiser jetzt, nach allem Geschehenen, seinen Gegensatz zu Clemens dahin verschärft haben werde, die Beseitigung namentlich derjenigen kirchlichen Mißbräuche ins Auge zu fassen,

*) Pro divo Carolo p. 84 u. 98.

aus welchen die Päpste die Mittel ihrer weltlichen Politik zogen. Aber waren das nicht, zum großen Teil wenigstens, zugleich diejenigen Mißbräuche, aus welchen die kaiserlichen Finanzen schöpften, oder welche den kaiserlichen Einfluß förderten, sobald Papst und Kaiser Hand in Hand gingen? Eine wirkliche Reinigung der Kirche und der kirchlichen Praxis hätte doch den Kaiser erheblich in der Verwendung kirchlicher Mittel für seine politischen Zwecke beschränken müssen. Was hätte im Herbst 1526, wenn des Kaisers Gedanken auf ernstliche Reformen gerichtet gewesen wären, näher gelegen, als jetzt wirklich die deutschen Beschwerden gegen Rom zu unterstützen? Er würde dadurch der Ketzerei in Deutschland einen empfindlichen Schlag versetzt, seine Stellung zur deutschen Nation unendlich verbessert und der Kurie die Mittel zur Durchführung ihrer feindseligen Politik auf das wirksamste beschnitten haben. Aber die Konsequenz eines solchen Auftretens würde ihn selbst betroffen haben. Verarmte die Kurie, so verarmten auch die ihr befreundeten Fürsten, und in Karls Ideenkreise bildete doch die Voraussetzung eines freundschaftlichen Zusammenwirkens kaiserlicher und päpstlicher Macht recht eigentlich den Mittelpunkt. Die gegenwärtige Feindschaft beider konnte ihm nur als momentane Abnormität erscheinen. Diese gefährliche Abnormität sollte das Konzil oder vielmehr die Drohung mit dem Konzil beseitigen. Denn nicht einmal das will mir einleuchten, daß der Kaiser damals ernstlich das Konzil gewollt habe, von dem er ja bei der Feindseligkeit Italiens, Frankreichs, Englands, bei der Unsicherheit Deutschlands, Ungarns, Polens, Skandinaviens unmöglich ein günstiges Resultat mit einiger Sicherheit erwarten konnte. Hätte er es ernstlich gewollt, so würde in den seit Mai 1527 mit Clemens geführten Verhandlungen, bei welchen er zunächst wenigstens sehr weitgehende Forderungen stellen konnte, doch das Konzil sehr viel nachdrücklicher hervorgetreten sein, als wirklich geschah. Jene im September und Oktober erhobene Forderung sollte den Papst schrecken: sobald der Papst

des Kaisers Gefangener war und er jenes Schreckmittels nicht mehr zu bedürfen meinte, trat die Forderung mehr und mehr zurück.

Nun aber wird diese Auffassung der damaligen Stellung des Kaisers, welche sich aus allen Thatsachen zu ergeben scheint, in einer eigenen Weise durch litterarische Erscheinungen bedrängt, aus welchen ein ganz entgegengesetzter Sinn hervorleuchtet. Aus der unmittelbaren Umgebung des Kaisers sollten höchst merkwürdige Schriften hervorgehen, welche durchaus den Stempel einer im kaiserlichen Interesse und mit genauer Kenntnis der diplomatischen Verhandlungen abgefaßten Verteidigung tragen, welche dann aber diese Verteidigung des Kaisers zur schärfsten Anklage nicht nur gegen die augenblickliche päpstliche Politik, sondern gegen das gesamte päpstliche Wesen, ja gegen die katholische Ueberlieferung und Praxis selbst wenden. Einer der eigentümlichsten Vorgänge im Leben des Kaisers, daß sein katholischer Eifer, seine unbedingte Devotion vor der hierarchischen Weltordnung durch die Feindseligkeit des Papstes dahin gebracht werden konnte, gewisse Keime ketzerischer Anschauungen in die bis dahin unerschütterte Glaubensfestigkeit des spanischen Volkes ausstreuen zu lassen und damit seinerseits dem vorzuarbeiten, was ihm am Ende seines Lebens der bitterste Schmerz werden sollte, daß auch Spanien von dem ketzerischen Gift ergriffen wurde.

Jener Alphonso de Valdés, aus dessen Feder wir im Herbst 1526 die merkwürdigen Schriftstücke gegen Papst und Kardinäle hervorgehen sahen, der vertrauteste Sekretär Gattinara's, kam infolge der durch die römischen Ereignisse auch in Spanien erzeugten Aufregung dahin, das ganze Verhältnis zwischen Kaiser und Papst, vor allem aber das gesamte kirchliche Wesen in seiner tiefen Entartung zum Gegenstand einer Schrift zu machen, welche, weit über die augenblickliche Verwickelung hinausgreifend, die großen Fragen des religiösen Lebens zu eindringender Erörterung brachte. In Spanien war, wie ja in

den romanischen Landen überhaupt, der Reformdrang der Zeit vornehmlich durch die Schriften des Erasmus zu lebendigem Ausdruck gekommen. Die wissenschaftlichen wie die religiösen Bestrebungen des großen Holländers fanden in den zwanziger Jahren kaum irgendwo wärmeren Anklang als in einem Kreise ausgezeichneter Spanier, welche sich dem berühmten Gelehrten namentlich seit dem Augenblicke mit wahrer Begeisterung zuwandten, wo er dem Drängen von Papst, Kaiser und so vielen anderen Fürsten nachgegeben und seine Feder gegen Luther gekehrt hatte. Wenn Gattinara schon früher dem Manne von Rotterdam seine Gunst geschenkt hatte*), so trat nun der Kaiser selbst für ihn ein, und die Häupter des spanischen Klerus, der Erzbischof Fonseca von Toledo und der Erzbischof Manrique von Sevilla, Generalinquisitor, waren unermüdlich, Erasmus ihre Bewunderung, ihre Dankbarkeit und auch ihre Freigebigkeit zu beweisen. Aber dieser Freundschaft höchster Kreise war zeitig die Feindseligkeit einiger spanischen Theologen gegenübergetreten, welche das gesamte Mönchstum ergriff, seit um den Anfang des Jahres 1527 das Enchiridion militis christiani in spanischer Uebersetzung erschienen war. Da das Buch sofort eine außerordentliche Verbreitung fand, am kaiserlichen Hofe wie in den Bürgerhäusern, in den Kirchen, den Klöstern, ja selbst in den Gasthöfen gelesen wurde, erhoben diejenigen einen gewaltigen Sturm, deren Unwesen ja immer einen Lieblingsgegenstand der erasmischen Satire gebildet hatte. Der Generalinquisitor, welchem jene Uebersetzung gewidmet war, fand es bald nötig, dem Wüten besonders der Franziskaner und Dominikaner einen Dämpfer aufzusetzen, indem er eine gründliche Erörterung der angeblichen Ketzereien des Fremden anordnete, vor dem Ausgang

*) Seit April 1521 stand Gattinara mit Erasmus in Korrespondenz. Wie der Großkanzler über die kirchliche Stellung des Erasmus dachte und über die kirchlichen Fragen überhaupt, spricht am deutlichsten sein Schreiben an Erasmus vom 1. Oktober 1526 aus, das ich, weil es m. W. bisher merkwürdigerweise unbekannt geblieben ist, im Anhange mitteile.

derſelben aber das Schmähen auf den Kanzeln verbot. Am 1. März 1527 begann in Valladolid unter Manrique's Vorſitz die große Verhandlung, welche von ſeiten der Mönche mit heftiger Leidenſchaft geführt wurde. Sie beſchuldigten Erasmus offen, das Luthertum zu begünſtigen, ſie forderten die Vernichtung aller ſeiner Schriften, oder wenigſtens das Verbot, ſie zu leſen. Am Schluſſe ſtellten ſie ein langes Verzeichnis der erasmiſchen Ketzereien auf, welche gegen weſentliche Punkte ſowohl der kirchlichen Lehre als der kirchlichen Praxis verſtießen. Manrique's Autorität reichte nicht aus, den Sturm zu beſchwichtigen*).

Da geſchah es, daß die kaiſerliche Politik ſelbſt für Erasmus gegen die Mönche einſchritt. Gattinara veranlaßte, ehe er den Hof Ende März verließ, ein Geſuch an den Papſt, derſelbe möge den Mönchen Schweigen auferlegen. Und auch nach ſeiner Entfernung blieb ſein Geiſt mächtig genug, um in Rom fortzuwirken. In der That erließ Clemens ein Breve an Manrique, welches bei Strafe der Exkommunikation verbot, gegen die Schriften des Erasmus zu reden, „welche denen Luthers widerſprechen“**). Aber auch das ſchwerlich ernſt gemeinte päpſtliche Verbot blieb unwirkſam. Der Krieg gegen Erasmus ging ungemindert fort. Nun aber war es ja unvermeidlich, daß auch in Spanien der ſchroffe Konflikt des Kaiſers mit dem Papſte nicht nur unter dem Klerus, ſondern auch unter den Laien eine ſtarke Partei für den Papſt weckte. Wohin ſollte es mit der katholiſchen Kirche kommen, wenn die kaiſerlichen Waffen in Rom ſo hauſten, als wenn der Ketzerfürſt ſelbſt ſie zu den ärgſten Miſſethaten gegen alles Heiligſte anleitete? Mochte Clemens noch ſo ſehr gefehlt haben, dieſes Toben barbariſcher Wut mußte in vielen katholiſchen Herzen tiefen Schmerz erregen. Da man nun aber den Hof und die Häupter der Kirche gleichzeitig ihre ſchützende Hand über den gottloſen Eras-

*) Siehe die ausführliche Schilderung dieſer erasmiſchen Händel bei Menendez Pelayo, Historia de los heterodoxos españoles 2, 36 ff.

**) Villa, Memorias p. 253. Vgl. p. 236.

mus halten sah, da in diesen erasmischen Kreisen die antipäpstliche Politik des Kaisers unbedingte Billigung fand, da die litterarischen Wortführer derselben jenen päpstlichen Sympathien frühzeitig mit der Argumentation entgegengetreten sein werden, wie sehr man auch das in Rom Geschehene beklagen möge, ein tieferes Verständnis könne doch nicht umhin, darin ein gerechtes Strafgericht Gottes zu erblicken, so ist es leicht zu denken, wie die Feindschaft gegen Erasmus mit der Opposition gegen die antipäpstliche Politik des Kaisers zusammenwuchs und die Mönche, welche gegen den vom Kaiser beschützten Erasmus wüteten, zugleich des Kaisers Sünden gegen den Papst angriffen und so unter dem spanischen Volke eine Stimmung erzeugten, welche der überdies von allen Seiten bedrängten Politik des Kaisers im Mittelpunkte seiner Macht ernste Schwierigkeiten zu schaffen drohten.

Nur aus dieser Konstellation vermag ich mir zu erklären, daß es Alphonso de Valdés möglich wurde, seinen berühmten Dialog über die Ereignisse in Rom*) zu schreiben, ohne dadurch die Gunst des Kaisers zu verscherzen. Denn es gehörte die ganze Außerordentlichkeit der damaligen Lage dazu, um in dieser fast offiziellen Verteidigung der kaiserlichen Politik gegen das Ganze der katholischen Kirche eine Kritik zu ermöglichen, welche weit über die Art des Erasmus hinausging und, wenn sie auch keineswegs mit lutherischen Anschauungen zusammentraf, doch ein religiöses Leben von eigener Tiefe und Reinheit offenbarte und den römischen Verunstaltungen die Lehre Christi mit voller Wärme und Kraft entgegenstellte. Und diese Verkündigung, man muß doch wohl sagen wesentlich protestantischer Ideen, geschah nun unter direkter Billigung des kaiserlichen Großkanzlers und in Uebereinstimmung mit hervorragenden spanischen Theologen mit einem Geist, mit einer Kraft und Schönheit der

*) Diálogo en que particularmente se tratan las cosas acaezidas en Roma el año de 1527 im vierten Bande der Reformistas antiguos españoles p. 325 ff.

Sprache, welche heute noch jeden Leser gefangen nehmen. Wenn wir uns in sie vertiefen, tritt uns der spanische Genius plötzlich in ganz neuer, edlerer Gestalt entgegen. Wir sehen ihn sich aus den Banden der römischen Ueberlieferung, welche bis dahin alles Spanische so fest umschlungen gehalten, frei aufschwingen, sein tief religiöses Empfinden zu dem Urquell christlicher Lebenswahrheit zurückeilen und eine Erneuerung des menschlichen Daseins verkünden, welche nur dogmatische Befangenheit deshalb geringschätzen kann, weil sie nicht das Gewand des lutherischen Glaubens trägt*).

Wie sehr auch die Verhältnisse des Jahres 1527 eine so auffallende Kundgebung begünstigten, immerhin konnte Valdés nicht daran denken, ihr eine irgend größere Verbreitung zu geben. Sie zirkulierte nur abschriftlich in engem Kreise. Nichtsdestoweniger gelangte sie zur Kenntnis des Nuntius Castiglione, welcher dann dem Verfasser ernste Vorstellungen machen ließ. Da dieser seinen Stand behauptete, brachte Castiglione im Sommer 1528 die Sache vor den Kaiser und beschuldigte Valdés, in seiner Schrift die schlimmsten Verstöße gegen die Lehren der Kirche und die Beschlüsse der Konzilien begangen zu haben. Dürfen wir nun annehmen, daß der Kaiser auf diese Anklage hin den Dialog gelesen habe? Hätte er es gethan, so läßt sich kaum denken, daß er nicht an sehr vielen Punkten ernstlichen Anstoß genommen haben sollte, da seine religiösen Anschauungen von denen des Dialogs durch eine tiefe Kluft getrennt wurden. Er wird sich vielmehr begnügt haben, Gattinara, Juan Manuel und andere Vertraute, deren Zustimmung sich Valdés im voraus gesichert hatte, zu hören. Auf ihren Rat wies er die Anklage des Nuntius zurück, der nun in einer ausführlichen Gegenschrift nachzuweisen suchte,

*) Die soeben von Wilkens in seiner Geschichte des spanischen Protestantismus von Valdés gegebene Charakteristik wird der Bedeutung des Mannes nicht gerecht, indem sie die historischen Bedingungen, unter welchen er stand, ignoriert.

wie schwer sich Valdés an der katholischen Kirche versündigt habe*).

Inzwischen hatte die Lage des Kaisers eine neue Verschlimmerung erfahren. Wir wissen, wie passiv er das ganze Jahr 1527 hindurch die Dinge in Italien gehen ließ, wie er den unerhörten Zuständen in Rom gegenüber gar nicht einmal einen Versuch energischer Abhilfe machte und dann daraus die größte Gefahr entstand, als endlich das französische Heer unter Lautrec in Oberitalien erschien. Worin dieses geradezu seltsame Wesen seinen Grund hatte, ob in starker körperlicher Abspannung (wie eine Bemerkung Castiglione's nahe legt), oder in schweren Differenzen seiner vertrautesten Räte, oder in anderen Umständen, vermag ich nicht zu sagen. Jedenfalls erfuhr das Verhältnis Karls zu Gattinara im Frühling 1527 abermals eine bedenkliche Erschütterung. Während des Winters hören wir von den italienischen Diplomaten fortwährend lebhafte Klagen darüber, daß Gattinara das Haupthindernis des Friedens, d. h. der Nachgiebigkeit des Kaisers sei. Dann melden sie von des Kanzlers Unzufriedenheit mit dem Kaiser, unter anderem auch deshalb, weil dieser ihn zu knapp halte, so daß er sich in Schulden stürzen müsse, welche schon 34000 Dukaten betrügen**). Darauf hören wir von Gattinara's Absicht, nach Italien zu gehen und dort selbst den Frieden zustandezubringen. In der That verläßt er Ende März den Hof, um über den Montserrat und Barcelona nach Italien zu gehen. Seine

*) Serassi, Lettere di Castiglione 2, 171 ff. Vgl. Caballero, Alonso y Juan de Valdés p. 361 ff.

**) Es war auch keine sehr reelle Belohnung, wenn der Kaiser durch eine Urkunde vom 26. März 1527 die Stadt Gattinara mit Gebiet zur Markgrafschaft erhob, dabei Gattinara's Verdienste um ihn und seinen Großvater Maximilian aufs wärmste pries und daran erinnerte, daß auf seine Bitte der Herzog von Savoyen im vorigen Jahre Gattinara die einst seinen Vorfahren gehörende Stadt Gattinara mit einigen umliegenden Orten abgetreten habe. Kopie dieser Urkunde im Cod. 9032 der Wiener Bibliothek Fol. 69 f.

Gegner aber verbreiten die Nachricht, er sei in völliger Ungnade vom Kaiser geschieden; ob er an den Hof zurückkehren werde, meint Salinas, König Ferdinands vertrauter Agent, am 21. April, sei ungewiß, sicher aber werde er die Gunst des Kaisers nicht wieder gewinnen. Einen Monat später schreibt derselbe an Ferdinand, Gattinara sage überall, er habe den Hof nur in Urlaub verlassen und werde an denselben zurückkehren. Salinas glaubt das aber nicht, da alle Bitten des Kanzlers und seiner Freunde bisher beim Kaiser wirkungslos geblieben seien; derselbe werde schwerlich seinen Entschluß ändern. Noch Mitte August bezeichnet er es als zweifelhaft, ob der Kaiser Gattinara wieder in Gnaden zulassen werde*).

Gattinara hatte sich inzwischen am 28. Mai nach Italien eingeschifft, sah aber dort durch die Ereignisse in Rom und die darauf folgende Verstärkung der Gegner seine Pläne vereitelt. Im Oktober kehrte er zur größten Freude des erasmischen Kreises, vor allem des Valdés, an den Hof zurück. Daß während seiner mehr als sechsmonatlichen Abwesenheit die Erledigung der Geschäfte, namentlich der italienischen, noch mehr als sonst stockte, begreift sich leicht. Der alte Juan Manuel war noch einmal in den Vordergrund getreten; neben ihm werden der Graf von Nassau, der Beichtvater Loaysa, Lachaux und der Sekretär Lallemand als diejenigen genannt, in deren Händen die Geschäfte während des Kanzlers Abwesenheit lagen. Einen Hauptstreitpunkt scheint fortwährend die Behandlung der mailändischen Angelegenheit gebildet zu haben. Manuel und Lallemand werden von Salinas als diejenigen gerühmt, welche sich am wärmsten für die Uebertragung des Herzogtums auf Ferdinand erklärt hätten, während Gattinara wohl auch jetzt noch an Sforza festhielt.

Die Erfahrungen des Sommers werden den Kaiser ver-

*) Cicogna, Navagero p. 196a u. 266 n. 217. Serassi p. 144. Salinas' Berichte vom 21. April, 22. Mai und 19. August bei Gayangos

mutlich überzeugt haben, daß er Gattinara's Erfahrung und Arbeitskraft nicht entbehren könne, zumal jetzt die Feinde militärisch und diplomatisch immer schärfer auf ihn eindrangen. Seit dem Abschlusse der Liga von Cognac hatten die Verhandlungen des Kaisers mit den Gegnern einen sehr gereizten Charakter angenommen. Am 17. August 1526 erschien in Granada ein außerordentlicher Botschafter des König Franz mit Castiglione und Navagero vor dem Kaiser, um ihm die Forderungen der Verbündeten in höchst kategorischer und drohender Sprache anzukündigen. Karl konnte kaum seinen Zorn über die Rede des Franzosen bezwingen. Er antwortete zuerst der milderen Ansprache des Nuntius, dann, sich zu dem Franzosen wendend, sagte er: „Wenn Euer König sein Versprechen gehalten hätte, wären heute neue Verhandlungen überflüssig. Es paßt mir nicht, ihm seine Kinder für Geld zurückzugeben. Für seine eigene Befreiung habe ich kein Geld gewollt. Er hat mich betrogen; ich werde mich nie mehr auf ihn verlassen, ohne eine sichere Bürgschaft für sein Wort zu haben. Heute halte ich eine solche in Händen. Wenn er meint, sie mit Gewalt zurückzubekommen, so versichere ich, daß er es nicht erreichen wird, solange in einem meiner Königreiche ein Stein auf dem anderen bleibt. Ich habe ihn liberal und großmütig behandelt, er mich niedrig und boshaft. Er hat weder als guter Ritter, noch als guter Edelmann gehandelt, sondern nichtswürdig und falsch. Ich fordere von Euch als seinem Botschafter, daß der allerchristlichste König mir das Wort halte, das er mir gegeben, wieder mein Gefangener werden zu wollen, wenn er sein Versprechen nicht erfüllen könnte. Wollte Gott, daß dieser Streit unter uns beiden, Mann gegen Mann ausgemacht werden könnte, ohne so viele Christen dem Tode zu opfern! Ich glaube, Gott würde seine Gerechtigkeit erweisen*)."

Der Franzose scheint es nicht nötig gefunden zu haben,

*) Bericht Castiglione's vom 8. September bei Serassi 2, 77.

seinem Könige die Herausforderung mitzuteilen, welche jede weitere Verhandlung hätte abschneiden müssen. Das diplomatische Hin und Her konnte also fortgehen, wobei es dem Kaiser besonders darauf ankam, England von Frankreich fern zu halten. Aber wir wissen, wie im April 1527 diese beiden Mächte sich eng verbanden und dann die römischen Ereignisse ihre Erbitterung auf den Kaiser noch steigerten. Wie so oft, sollten ganz persönliche Motive den politischen Gegensatz verschärfen. König Heinrichs ungezügelte Leidenschaft war für die junge und kluge Anne Boleyn entzündet worden, welche den königlichen Liebhaber mit vollendeter Meisterschaft zugleich zu erhitzen und fernzuhalten wußte bis zu dem Punkte, daß er, um in ihren Besitz zu kommen, den Gedanken einer Scheidung von seiner langjährigen Gemahlin Katharina faßte. Freilich hatte er von dieser nach dem frühen Tode mehrerer Söhne nur die einzige Tochter Marie. Aber das bestand schon so lange, daß man seinem Andenken wohl unverdiente Ehre erweist, wenn man den jetzt plötzlich auftauchenden Scheidungsplan durch den Grund erklärt, er habe seinem Reiche einen männlichen Erben sichern wollen, oder durch den anderen, es seien in ihm ernstliche Skrupel über die Rechtmäßigkeit seiner Ehe mit der Frau seines früh verstorbenen Bruders erwacht. Dagegen kam es seiner Leidenschaft sehr zu statten, daß die Idee der Scheidung von seiner Gemahlin vortrefflich zu der im vollen Zuge befindlichen Trennung vom Kaiser stimmte. Denn wenn Wolsey seit Jahren vergebens daran gearbeitet hatte, seinen Herrn völlig vom Kaiser loszureißen, so mußte es ihm höchst willkommen sein, daß die Leidenschaft desselben nur durch einen Schritt Befriedigung finden wollte, welcher für den Kaiser eine empfindliche Kränkung bedeutete. Katharina von Aragon war nicht nur Karls Tante, sondern durch ein inniges Familiengefühl mit ihrem spanischen Hause verknüpft und ihres Neffen Interessen von ganzem Herzen zugethan. Solange sie ihren Sitz auf dem Throne behauptete, mußte Wolsey von ihr die hartnäckige Be-

aus welchen die Päpste die Mittel ihrer weltlichen Politik zogen. Aber waren das nicht, zum großen Teil wenigstens, zugleich diejenigen Mißbräuche, aus welchen die kaiserlichen Finanzen schöpften, oder welche den kaiserlichen Einfluß förderten, sobald Papst und Kaiser Hand in Hand gingen? Eine wirkliche Reinigung der Kirche und der kirchlichen Praxis hätte doch den Kaiser erheblich in der Verwendung kirchlicher Mittel für seine politischen Zwecke beschränken müssen. Was hätte im Herbst 1526, wenn des Kaisers Gedanken auf ernstliche Reformen gerichtet gewesen wären, näher gelegen, als jetzt wirklich die deutschen Beschwerden gegen Rom zu unterstützen? Er würde dadurch der Ketzerei in Deutschland einen empfindlichen Schlag versetzt, seine Stellung zur deutschen Nation unendlich verbessert und der Kurie die Mittel zur Durchführung ihrer feindseligen Politik auf das wirksamste beschnitten haben. Aber die Konsequenz eines solchen Auftretens würde ihn selbst betroffen haben. Verarmte die Kurie, so verarmten auch die ihr befreundeten Fürsten, und in Karls Ideenkreise bildete doch die Voraussetzung eines freundschaftlichen Zusammenwirkens kaiserlicher und päpstlicher Macht recht eigentlich den Mittelpunkt. Die gegenwärtige Feindschaft beider konnte ihm nur als momentane Abnormität erscheinen. Diese gefährliche Abnormität sollte das Konzil oder vielmehr die Drohung mit dem Konzil beseitigen. Denn nicht einmal das will mir einleuchten, daß der Kaiser damals ernstlich das Konzil gewollt habe, von dem er ja bei der Feindseligkeit Italiens, Frankreichs, Englands, bei der Unsicherheit Deutschlands, Ungarns, Polens, Skandinaviens unmöglich ein günstiges Resultat mit einiger Sicherheit erwarten konnte. Hätte er es ernstlich gewollt, so würde in den seit Mai 1527 mit Clemens geführten Verhandlungen, bei welchen er zunächst wenigstens sehr weitgehende Forderungen stellen konnte, doch das Konzil sehr viel nachdrücklicher hervorgetreten sein, als wirklich geschah. Jene im September und Oktober erhobene Forderung sollte den Papst schrecken: sobald der Papst

des Kaisers Gefangener war und er jenes Schreckmittels nicht mehr zu bedürfen meinte, trat die Forderung mehr und mehr zurück.

Nun aber wird diese Auffassung der damaligen Stellung des Kaisers, welche sich aus allen Thatsachen zu ergeben scheint, in einer eigenen Weise durch litterarische Erscheinungen bedrängt, aus welchen ein ganz entgegengesetzter Sinn hervorleuchtet. Aus der unmittelbaren Umgebung des Kaisers sollten höchst merkwürdige Schriften hervorgehen, welche durchaus den Stempel einer im kaiserlichen Interesse und mit genauer Kenntnis der diplomatischen Verhandlungen abgefaßten Verteidigung tragen, welche dann aber diese Verteidigung des Kaisers zur schärfsten Anklage nicht nur gegen die augenblickliche päpstliche Politik, sondern gegen das gesamte päpstliche Wesen, ja gegen die katholische Ueberlieferung und Praxis selbst wenden. Einer der eigentümlichsten Vorgänge im Leben des Kaisers, daß sein katholischer Eifer, seine unbedingte Devotion vor der hierarchischen Weltordnung durch die Feindseligkeit des Papstes dahin gebracht werden konnte, gewisse Keime ketzerischer Anschauungen in die bis dahin unerschütterte Glaubensfestigkeit des spanischen Volkes ausstreuen zu lassen und damit seinerseits dem vorzuarbeiten, was ihm am Ende seines Lebens der bitterste Schmerz werden sollte, daß auch Spanien von dem ketzerischen Gift ergriffen wurde.

Jener Alphonso de Valdés, aus dessen Feder wir im Herbst 1526 die merkwürdigen Schriftstücke gegen Papst und Kardinäle hervorgehen sahen, der vertrauteste Sekretär Gattinara's, kam infolge der durch die römischen Ereignisse auch in Spanien erzeugten Aufregung dahin, das ganze Verhältnis zwischen Kaiser und Papst, vor allem aber das gesamte kirchliche Wesen in seiner tiefen Entartung zum Gegenstand einer Schrift zu machen, welche, weit über die augenblickliche Verwickelung hinausgreifend, die großen Fragen des religiösen Lebens zu eindringender Erörterung brachte. In Spanien war, wie ja in

den romanischen Landen überhaupt, der Reformdrang der Zeit vornehmlich durch die Schriften des Erasmus zu lebendigem Ausdruck gekommen. Die wissenschaftlichen wie die religiösen Bestrebungen des großen Holländers fanden in den zwanziger Jahren kaum irgendwo wärmeren Anklang als in einem Kreise ausgezeichneter Spanier, welche sich dem berühmten Gelehrten namentlich seit dem Augenblicke mit wahrer Begeisterung zuwandten, wo er dem Drängen von Papst, Kaiser und so vielen anderen Fürsten nachgegeben und seine Feder gegen Luther gekehrt hatte. Wenn Gattinara schon früher dem Manne von Rotterdam seine Gunst geschenkt hatte*), so trat nun der Kaiser selbst für ihn ein, und die Häupter des spanischen Klerus, der Erzbischof Fonseca von Toledo und der Erzbischof Manrique von Sevilla, Generalinquisitor, waren unermüdlich, Erasmus ihre Bewunderung, ihre Dankbarkeit und auch ihre Freigebigkeit zu beweisen. Aber dieser Freundschaft höchster Kreise war zeitig die Feindseligkeit einiger spanischen Theologen gegenübergetreten, welche das gesamte Mönchstum ergriff, seit um den Anfang des Jahres 1527 das Enchiridion militis christiani in spanischer Uebersetzung erschienen war. Da das Buch sofort eine außerordentliche Verbreitung fand, am kaiserlichen Hofe wie in den Bürgerhäusern, in den Kirchen, den Klöstern, ja selbst in den Gasthöfen gelesen wurde, erhoben diejenigen einen gewaltigen Sturm, deren Unwesen ja immer einen Lieblingsgegenstand der erasmischen Satire gebildet hatte. Der Generalinquisitor, welchem jene Uebersetzung gewidmet war, fand es bald nötig, dem Wüten besonders der Franziskaner und Dominikaner einen Dämpfer aufzusetzen, indem er eine gründliche Erörterung der angeblichen Ketzereien des Fremden anordnete, vor dem Ausgang

*) Seit April 1521 stand Gattinara mit Erasmus in Korrespondenz. Wie der Großkanzler über die kirchliche Stellung des Erasmus dachte und über die kirchlichen Fragen überhaupt, spricht am deutlichsten sein Schreiben an Erasmus vom 1. Oktober 1526 aus, das ich, weil es m. W. bisher merkwürdigerweise unbekannt geblieben ist, im Anhange mitteile.

derſelben aber das Schmähen auf den Kanzeln verbot. Am 1. März 1527 begann in Valladolid unter Manrique's Vorſitz die große Verhandlung, welche von ſeiten der Mönche mit heftiger Leidenſchaft geführt wurde. Sie beſchuldigten Erasmus offen, das Luthertum zu begünſtigen, ſie forderten die Vernichtung aller ſeiner Schriften, oder wenigſtens das Verbot, ſie zu leſen. Am Schluſſe ſtellten ſie ein langes Verzeichnis der erasmiſchen Ketzereien auf, welche gegen weſentliche Punkte ſowohl der kirchlichen Lehre als der kirchlichen Praxis verſtießen. Manrique's Autorität reichte nicht aus, den Sturm zu beſchwichtigen*).

Da geſchah es, daß die kaiſerliche Politik ſelbſt für Erasmus gegen die Mönche einſchritt. Gattinara veranlaßte, ehe er den Hof Ende März verließ, ein Geſuch an den Papſt, derſelbe möge den Mönchen Schweigen auferlegen. Und auch nach ſeiner Entfernung blieb ſein Geiſt mächtig genug, um in Rom fortzuwirken. In der That erließ Clemens ein Breve an Manrique, welches bei Strafe der Exkommunikation verbot, gegen die Schriften des Erasmus zu reden, „welche denen Luthers widerſprechen“ **). Aber auch das ſchwerlich ernſt gemeinte päpſtliche Verbot blieb unwirkſam. Der Krieg gegen Erasmus ging ungemindert fort. Nun aber war es ja unvermeidlich, daß auch in Spanien der ſchroffe Konflikt des Kaiſers mit dem Papſte nicht nur unter dem Klerus, ſondern auch unter den Laien eine ſtarke Partei für den Papſt weckte. Wohin ſollte es mit der katholiſchen Kirche kommen, wenn die kaiſerlichen Waffen in Rom ſo hauſten, als wenn der Ketzerfürſt ſelbſt ſie zu den ärgſten Miſſethaten gegen alles Heiligſte anleitete? Mochte Clemens noch ſo ſehr gefehlt haben, dieſes Toben barbariſcher Wut mußte in vielen katholiſchen Herzen tiefen Schmerz erregen. Da man nun aber den Hof und die Häupter der Kirche gleichzeitig ihre ſchützende Hand über den gottloſen Eras-

*) Siehe die ausführliche Schilderung dieſer erasmiſchen Händel bei Menendez Pelayo, Historia de los heterodoxos españoles 2, 36 ff.

**) Villa, Memorias p. 253. Vgl. p. 236.

mus halten ſah, da in dieſen erasmiſchen Kreiſen die antipäpſtliche Politik des Kaiſers unbedingte Billigung fand, da die litterariſchen Wortführer derſelben jenen päpſtlichen Sympathien frühzeitig mit der Argumentation entgegengetreten ſein werden, wie ſehr man auch das in Rom Geſchehene beklagen möge, ein tieferes Verſtändnis könne doch nicht umhin, darin ein gerechtes Strafgericht Gottes zu erblicken, ſo iſt es leicht zu denken, wie die Feindſchaft gegen Erasmus mit der Oppoſition gegen die antipäpſtliche Politik des Kaiſers zuſammenwuchs und die Mönche, welche gegen den vom Kaiſer beſchützten Erasmus wüteten, zugleich des Kaiſers Sünden gegen den Papſt angriffen und ſo unter dem ſpaniſchen Volke eine Stimmung erzeugten, welche der überdies von allen Seiten bedrängten Politik des Kaiſers im Mittelpunkte ſeiner Macht ernſte Schwierigkeiten zu ſchaffen drohten.

Nur aus dieſer Konſtellation vermag ich mir zu erklären, daß es Alphonſo de Valdés möglich wurde, ſeinen berühmten Dialog über die Ereigniſſe in Rom*) zu ſchreiben, ohne dadurch die Gunſt des Kaiſers zu verſcherzen. Denn es gehörte die ganze Außerordentlichkeit der damaligen Lage dazu, um in dieſer faſt offiziellen Verteidigung der kaiſerlichen Politik gegen das Ganze der katholiſchen Kirche eine Kritik zu ermöglichen, welche weit über die Art des Erasmus hinausging und, wenn ſie auch keineswegs mit lutheriſchen Anſchauungen zuſammentraf, doch ein religiöſes Leben von eigener Tiefe und Reinheit offenbarte und den römiſchen Verunſtaltungen die Lehre Chriſti mit voller Wärme und Kraft entgegenſtellte. Und dieſe Verkündigung, man muß doch wohl ſagen weſentlich proteſtantiſcher Ideen, geſchah nun unter direkter Billigung des kaiſerlichen Großkanzlers und in Uebereinſtimmung mit hervorragenden ſpaniſchen Theologen mit einem Geiſt, mit einer Kraft und Schönheit der

*) Diálogo en que particularmente se tratan las cosas acaezidas en Roma el año de 1527 im vierten Bande der Reformistas antiguos españoles p. 325 ff.

Sprache, welche heute noch jeden Leser gefangen nehmen. Wenn wir uns in sie vertiefen, tritt uns der spanische Genius plötzlich in ganz neuer, edlerer Gestalt entgegen. Wir sehen ihn sich aus den Banden der römischen Ueberlieferung, welche bis dahin alles Spanische so fest umschlungen gehalten, frei aufschwingen, sein tief religiöses Empfinden zu dem Urquell christlicher Lebenswahrheit zurückeilen und eine Erneuerung des menschlichen Daseins verkünden, welche nur dogmatische Befangenheit deshalb geringschätzen kann, weil sie nicht das Gewand des lutherischen Glaubens trägt*).

Wie sehr auch die Verhältnisse des Jahres 1527 eine so auffallende Kundgebung begünstigten, immerhin konnte Valdés nicht daran denken, ihr eine irgend größere Verbreitung zu geben. Sie zirkulierte nur abschriftlich in engem Kreise. Nichtsdestoweniger gelangte sie zur Kenntnis des Nuntius Castiglione, welcher dann dem Verfasser ernste Vorstellungen machen ließ. Da dieser seinen Stand behauptete, brachte Castiglione im Sommer 1528 die Sache vor den Kaiser und beschuldigte Valdés, in seiner Schrift die schlimmsten Verstöße gegen die Lehren der Kirche und die Beschlüsse der Konzilien begangen zu haben. Dürfen wir nun annehmen, daß der Kaiser auf diese Anklage hin den Dialog gelesen habe? Hätte er es gethan, so läßt sich kaum denken, daß er nicht an sehr vielen Punkten ernstlichen Anstoß genommen haben sollte, da seine religiösen Anschauungen von denen des Dialogs durch eine tiefe Kluft getrennt wurden. Er wird sich vielmehr begnügt haben, Gattinara, Juan Manuel und andere Vertraute, deren Zustimmung sich Valdés im voraus gesichert hatte, zu hören. Auf ihren Rat wies er die Anklage des Nuntius zurück, der nun in einer ausführlichen Gegenschrift nachzuweisen suchte,

*) Die soeben von Wilkens in seiner Geschichte des spanischen Protestantismus von Valdés gegebene Charakteristik wird der Bedeutung des Mannes nicht gerecht, indem sie die historischen Bedingungen, unter welchen er stand, ignoriert.

wie schwer sich Valdés an der katholischen Kirche versündigt habe*).

Inzwischen hatte die Lage des Kaisers eine neue Verschlimmerung erfahren. Wir wissen, wie passiv er das ganze Jahr 1527 hindurch die Dinge in Italien gehen ließ, wie er den unerhörten Zuständen in Rom gegenüber gar nicht einmal einen Versuch energischer Abhilfe machte und dann daraus die größte Gefahr entstand, als endlich das französische Heer unter Lautrec in Oberitalien erschien. Worin dieses geradezu seltsame Wesen seinen Grund hatte, ob in starker körperlicher Abspannung (wie eine Bemerkung Castiglione's nahe legt), oder in schweren Differenzen seiner vertrautesten Räte, oder in anderen Umständen, vermag ich nicht zu sagen. Jedenfalls erfuhr das Verhältnis Karls zu Gattinara im Frühling 1527 abermals eine bedenkliche Erschütterung. Während des Winters hören wir von den italienischen Diplomaten fortwährend lebhafte Klagen darüber, daß Gattinara das Haupthindernis des Friedens, d. h. der Nachgiebigkeit des Kaisers sei. Dann melden sie von des Kanzlers Unzufriedenheit mit dem Kaiser, unter anderem auch deshalb, weil dieser ihn zu knapp halte, so daß er sich in Schulden stürzen müsse, welche schon 34000 Dukaten betrügen**). Darauf hören wir von Gattinara's Absicht, nach Italien zu gehen und dort selbst den Frieden zustandezubringen. In der That verläßt er Ende März den Hof, um über den Montserrat und Barcelona nach Italien zu gehen. Seine

*) Serassi, Lettere di Castiglione 2, 171 ff. Vgl. Caballero, Alonso y Juan de Valdés p. 361 ff.

**) Es war auch keine sehr reelle Belohnung, wenn der Kaiser durch eine Urkunde vom 26. März 1527 die Stadt Gattinara mit Gebiet zur Markgrafschaft erhob, dabei Gattinara's Verdienste um ihn und seinen Großvater Maximilian aufs wärmste pries und daran erinnerte, daß auf seine Bitte der Herzog von Savoyen im vorigen Jahre Gattinara die einst seinen Vorfahren gehörende Stadt Gattinara mit einigen umliegenden Orten abgetreten habe. Kopie dieser Urkunde im Cod. 9032 der Wiener Bibliothek Fol. 69 f.

Gegner aber verbreiten die Nachricht, er sei in völliger Ungnade vom Kaiser geschieden; ob er an den Hof zurückkehren werde, meint Salinas, König Ferdinands vertrauter Agent, am 21. April, sei ungewiß, sicher aber werde er die Gunst des Kaisers nicht wieder gewinnen. Einen Monat später schreibt derselbe an Ferdinand, Gattinara sage überall, er habe den Hof nur in Urlaub verlassen und werde an denselben zurückkehren. Salinas glaubt das aber nicht, da alle Bitten des Kanzlers und seiner Freunde bisher beim Kaiser wirkungslos geblieben seien; derselbe werde schwerlich seinen Entschluß ändern. Noch Mitte August bezeichnet er es als zweifelhaft, ob der Kaiser Gattinara wieder in Gnaden zulassen werde*).

Gattinara hatte sich inzwischen am 28. Mai nach Italien eingeschifft, sah aber dort durch die Ereignisse in Rom und die darauf folgende Verstärkung der Gegner seine Pläne vereitelt. Im Oktober kehrte er zur größten Freude des erasmischen Kreises, vor allem des Valdés, an den Hof zurück. Daß während seiner mehr als sechsmonatlichen Abwesenheit die Erledigung der Geschäfte, namentlich der italienischen, noch mehr als sonst stockte, begreift sich leicht. Der alte Juan Manuel war noch einmal in den Vordergrund getreten; neben ihm werden der Graf von Nassau, der Beichtvater Loaysa, Lachaux und der Sekretär Lallemand als diejenigen genannt, in deren Händen die Geschäfte während des Kanzlers Abwesenheit lagen. Einen Hauptstreitpunkt scheint fortwährend die Behandlung der mailändischen Angelegenheit gebildet zu haben. Manuel und Lallemand werden von Salinas als diejenigen gerühmt, welche sich am wärmsten für die Uebertragung des Herzogtums auf Ferdinand erklärt hätten, während Gattinara wohl auch jetzt noch an Sforza festhielt.

Die Erfahrungen des Sommers werden den Kaiser ver-

*) Cicogna, Navagero p. 196a u. 266 n. 217. Serassi p. 144. Salinas' Berichte vom 21. April, 22. Mai und 19. August bei Gayangos

mutlich überzeugt haben, daß er Gattinara's Erfahrung und Arbeitskraft nicht entbehren könne, zumal jetzt die Feinde militärisch und diplomatisch immer schärfer auf ihn eindrangen. Seit dem Abschlusse der Liga von Cognac hatten die Verhandlungen des Kaisers mit den Gegnern einen sehr gereizten Charakter angenommen. Am 17. August 1526 erschien in Granada ein außerordentlicher Botschafter des König Franz mit Castiglione und Navagero vor dem Kaiser, um ihm die Forderungen der Verbündeten in höchst kategorischer und drohender Sprache anzukündigen. Karl konnte kaum seinen Zorn über die Rede des Franzosen bezwingen. Er antwortete zuerst der milderen Ansprache des Nuntius, dann, sich zu dem Franzosen wendend, sagte er: „Wenn Euer König sein Versprechen gehalten hätte, wären heute neue Verhandlungen überflüssig. Es paßt mir nicht, ihm seine Kinder für Geld zurückzugeben. Für seine eigene Befreiung habe ich kein Geld gewollt. Er hat mich betrogen; ich werde mich nie mehr auf ihn verlassen, ohne eine sichere Bürgschaft für sein Wort zu haben. Heute halte ich eine solche in Händen. Wenn er meint, sie mit Gewalt zurückzubekommen, so versichere ich, daß er es nicht erreichen wird, solange in einem meiner Königreiche ein Stein auf dem anderen bleibt. Ich habe ihn liberal und großmütig behandelt, er mich niedrig und boshaft. Er hat weder als guter Ritter, noch als guter Edelmann gehandelt, sondern nichtswürdig und falsch. Ich fordere von Euch als seinem Botschafter, daß der allerchristlichste König mir das Wort halte, das er mir gegeben, wieder mein Gefangener werden zu wollen, wenn er sein Versprechen nicht erfüllen könnte. Wollte Gott, daß dieser Streit unter uns beiden, Mann gegen Mann ausgemacht werden könnte, ohne so viele Christen dem Tode zu opfern! Ich glaube, Gott würde seine Gerechtigkeit erweisen*)."

Der Franzose scheint es nicht nötig gefunden zu haben,

*) Bericht Castiglione's vom 8. September bei Serassi 2, 77.

seinem Könige die Herausforderung mitzuteilen, welche jede weitere Verhandlung hätte abschneiden müssen. Das diplomatische Hin und Her konnte also fortgehen, wobei es dem Kaiser besonders darauf ankam, England von Frankreich fern zu halten. Aber wir wissen, wie im April 1527 diese beiden Mächte sich eng verbanden und dann die römischen Ereignisse ihre Erbitterung auf den Kaiser noch steigerten. Wie so oft, sollten ganz persönliche Motive den politischen Gegensatz verschärfen. König Heinrichs ungezügelte Leidenschaft war für die junge und kluge Anne Boleyn entzündet worden, welche den königlichen Liebhaber mit vollendeter Meisterschaft zugleich zu erhitzen und fernzuhalten wußte bis zu dem Punkte, daß er, um in ihren Besitz zu kommen, den Gedanken einer Scheidung von seiner langjährigen Gemahlin Katharina faßte. Freilich hatte er von dieser nach dem frühen Tode mehrerer Söhne nur die einzige Tochter Marie. Aber das bestand schon so lange, daß man seinem Andenken wohl unverdiente Ehre erweist, wenn man den jetzt plötzlich auftauchenden Scheidungsplan durch den Grund erklärt, er habe seinem Reiche einen männlichen Erben sichern wollen, oder durch den anderen, es seien in ihm ernstliche Skrupel über die Rechtmäßigkeit seiner Ehe mit der Frau seines früh verstorbenen Bruders erwacht. Dagegen kam es seiner Leidenschaft sehr zu statten, daß die Idee der Scheidung von seiner Gemahlin vortrefflich zu der im vollen Zuge befindlichen Trennung vom Kaiser stimmte. Denn wenn Wolsey seit Jahren vergebens daran gearbeitet hatte, seinen Herrn völlig vom Kaiser loszureißen, so mußte es ihm höchst willkommen sein, daß die Leidenschaft desselben nur durch einen Schritt Befriedigung finden wollte, welcher für den Kaiser eine empfindliche Kränkung bedeutete. Katharina von Aragon war nicht nur Karls Tante, sondern durch ein inniges Familiengefühl mit ihrem spanischen Hause verknüpft und ihres Neffen Interessen von ganzem Herzen zugethan. Solange sie ihren Sitz auf dem Throne behauptete, mußte Wolsey von ihr die hartnäckige Be-

kämpfung seiner antikaiserlichen Politik besorgen. Ihre Verstoßung besiegelte die Feindschaft mit dem Kaiser*).

Anfang Juli 1527 begab sich Wolsey nach Frankreich, um die neue Freundschaft in persönlicher Verhandlung mit König Franz und seiner Mutter nach allen Richtungen auszubauen. Es war der letzte Triumphzug, in welchem der stolze Kirchenfürst seine Herrlichkeit vor der Welt entfaltete, glänzender als irgend ein früherer. Der Empfang, den ihm der Kaiser einst in Brügge bereitet, verschwand vor der Pracht und Macht, mit der ihn jetzt König Franz gewissermaßen zu seinesgleichen erhob. Der König, wie immer vom Moment beherrscht, wollte der neuen Verbindung den intimsten Charakter geben, indem er statt der Schwester des Kaisers dem englischen Kinde die Hand reiche. Der klügere Wolsey riet von so zwecklosser und unausführbarer Schroffheit ab; Prinzessin Marie sollte vielmehr den Herzog von Orleans heiraten. Sodann galt es sich davor zu sichern, daß etwa der gefangene Papst dem Kaiser gefährliche Dienste leiste. Man verabredete keine Bullen zuzulassen, welche irgendwie die beiderseitigen Rechte und Interessen schädigten, ebensowenig das vom Kaiser geforderte Konzil zuzugeben. Die Kirchen von Frankreich und England sollten, solange der Papst in des Kaisers Händen, von den Bischöfen regiert und vor allem Wolsey's Entscheidungen, die er in seiner Eigenschaft als Legat fällen würde, vor allen päpstlichen Einwendungen geschützt werden. Wolsey hätte gern noch mehr erreicht: daß die Kardinäle in Frankreich zusammenträten und ihn während der Gefangenschaft Clemens' gewissermaßen zum Stellvertreter des Papstes erwählten, wo er ja dann die Wünsche seines Herrn in der Scheidungsfrage am bequemsten hätte erfüllen können**). Aber so hochgehende Pläne wußte Clemens zu vereiteln.

*) P. Friedmann, Anne Boleyn 1, 45 ff. Die Haltung Wolsey's wird da wesentlich anders gefaßt.

**) Mignet 2, 361 ff.

Schon vor dieser Zusammenkunft in Amiens hatten die beiden Könige den Kaiser durch außerordentliche Gesandte auffordern lassen, die französischen Prinzen für ein Lösegeld von zwei Millionen Goldthalern freizugeben, König Heinrich die schuldigen Summen zu zahlen, Sforza in seine mailändische Herrschaft einzusetzen und den Papst zu befreien. Am 4. Juli wurden dem Kaiser diese Forderungen vorgetragen. Trotz der römischen Triumphe fühlte er jetzt doch seine Verlegenheit genug, um nicht mehr auf den Bedingungen des Madrider Friedens zu bestehen. Er wollte auf das Herzogtum Burgund wenigstens vorläufig verzichten, er wollte die gefangenen Prinzen gegen das angebotene Lösegeld freigeben; aber er stellte dagegen Bedingungen, welche neue Schwierigkeiten schufen. Da der Krieg in Italien eine für ihn bedrohliche Wendung nahm, der er von Spanien aus nicht begegnen zu können wußte, forderte er, daß König Franz Italien räume; sobald das geschehen, werde er die Prinzen freigeben. Der König willigte mit einigen Einschränkungen in den Rückzug seiner Truppen, aber erst nach der Befreiung seiner Kinder. Karl konnte mit gutem Grunde erklären, daß ihm das Wort des Königs keine Sicherheit mehr gebe; dieser behauptete, sich in derselben Lage dem Kaiser gegenüber zu befinden.

So führten die monatelang in Valladolid, Palencia und Burgos fortgesetzten Verhandlungen zu keinem Resultate, und Anfang November forderte König Franz seinen englischen Verbündeten auf, durch eine feierliche Sendung den Kaiser noch einmal zu billigem Verhalten zu mahnen und, wenn auch das fruchtlos bleibe, ihm die gemeinsame Kriegserklärung zu übergeben. König Heinrich willigte ein. Während die Boten nach Spanien ritten, versammelte König Franz die Notabeln seines Reichs in Paris, um von ihnen die großen Summen zu erhalten, die er entweder für die Auslösung seiner Kinder oder für die Fortsetzung des Kriegs bedürfen werde. Er wußte zu dieser Versammlung mit großem Geschick zu reden. Besonders die Wendung, die Herren möchten wohl prüfen, ob das Land in

der Lage sei, die Kosten eines neuen Kriegs zu tragen; sollten sie finden, es sei zu schwer belastet, so sei er bereit, nach Spanien in die Gefangenschaft zurückzukehren, allein die Strafe für das öffentliche Unglück zu tragen und sein ganzes Leben für das Wohl seines Volkes die Gefangenschaft zu dulden — ein so großsinniges Anerbieten eines an unbeschränkte Willkür gewöhnten Herrschers mußte den französischen Patriotismus gewaltig erregen. Die Notabeln beschlossen denn auch, was der König nur wünschen mochte. Der Kardinal von Bourbon erklärte am 20. Dezember, die gallikanische Kirche sei zu einem Geschenk von 1300000 Livres bereit, bat aber den König, dafür den Papst aus seiner Gefangenschaft zu befreien, die lutherische Ketzerei, welche sich im Reich ausbreite, zu vertilgen und die durch das Konkordat von 1516 beseitigten Freiheiten und Rechte der gallikanischen Kirche herzustellen. Aehnliche Freigebigkeit bewiesen die Prinzen und Herren und diejenigen, welchen die Vertretung des dritten Standes übertragen war*).

Diese finanziellen Erfolge mußten ermutigen, dem Kaiser mit stärkstem Selbstgefühl entgegenzutreten, zumal ja der Verlauf des Krieges in Italien das Beste hoffen ließ. Die Verhandlungen am kaiserlichen Hofe hatten inzwischen keinen Augenblick geruht nach der eigentümlichen Art jener Zeit, das diplomatische Gefecht unermüdlich fortzusetzen, auch wenn längst jede Möglichkeit eines Erfolgs verschwunden war. Dazu war die Neigung Englands, aktiv in den Krieg einzugreifen, noch immer eine sehr geringe, und Wolsey hätte gar zu gern vom Kaiser möglichst große Summen herausgepreßt. Besonders über die Höhe der von England gestellten Schuldforderung gab es endlose Erörterungen. Endlich verlangten die Franzosen, daß mit der feierlichen Kriegserklärung Ernst gemacht würde; wie sehr auch die englischen Bevollmächtigten sie hinauszuschieben wünschten, sie mußten zuletzt fürchten, einen

*) Mignet 2, 381 ff.

Bruch mit dem neuen Verbündeten herbeizuführen, und gaben nach*).

Am 22. Januar 1528 erschienen die Herolde der Könige von Frankreich und England vor dem von seinen Großen umgebenen Kaiser und verlasen höchst wortreiche Aktenstücke, in welchen die Friedensliebe ihrer Herren betont, ihre Bemühungen, die Christenheit vor neuem Blutvergießen zu bewahren, gerühmt, ganz besonders die Versündigung des Kaisers gegen den Statthalter Gottes beklagt wurde, um dann mit einer feierlichen Kriegserklärung zu schließen. Der Kaiser erwiderte sehr geschickt, er habe mit Verwunderung gehört, wie ihn König Franz, der als sein rechtmäßiger Gefangener dazu außer stande sei, herausfordere, nachdem er sechs oder sieben Jahre gegen ihn Krieg geführt habe ohne eine solche Herausforderung. Wenn sie von ihm die Befreiung des Papstes forderten, so könne er ihnen mitteilen, daß der Papst längst frei sei. Uebrigens werde er auf die langen Erzählungen, welche sie vorgetragen, schriftlich antworten lassen, um in jedem einzelnen Punkte den Nachweis zu führen, daß alle ihre Anschuldigungen und Vorwürfe keinerlei Grund hätten, was dann auch in ausführlichster Weise geschah. Ehe er aber die Herolde entließ, trug er dem Franzosen auf, seinem Könige zu sagen, er glaube, Franz habe nicht erfahren, was er einst seinem Gesandten in Granada gesagt; denn das gehe seine Ehre so nahe an, daß er wohl darauf geantwortet haben würde, wenn er es gewußt hätte; er werde gut thun, es sich von seinem Botschafter sagen zu lassen**).

Dieser wollte sich indessen jener in Granada vom Kaiser gesprochenen Worte nicht erinnern, ja nahm in einem Schreiben an Karl die Miene an, als habe derselbe ihm gar nichts Derartiges gesagt. Darauf richtete der Kaiser den 18. März ein

*) Brewer IV, 2, 1703. Vgl. den ausführlichen Bericht Navagero's bei Rawdon Brown 4, 143 ff.

**) Alle die Anreden und Antworten und die schriftlichen Widerlegungen des Kaisers in den Papiers de Granvelle 1, 310—346.

Schreiben an ihn, worin es hieß: „Ich habe Euch damals gesagt, Euer Herr habe feige und nichtswürdig gehandelt, da er mir sein Wort nicht gehalten, und wenn er das Gegenteil behaupten wollte, würde ich es Mann gegen Mann aufrecht erhalten. Es sind dieselben Worte, die ich dem Könige, Eurem Herrn, in Madrid sagte, daß ich ihn für feig und nichtswürdig halten würde, wenn er das mir gegebene Wort nicht erfüllte.“ Nach diesem Schreiben konnte die Herausforderung des Kaisers natürlich nicht mehr ignoriert werden. Am 28. März wurde Karls Botschafter, Nicolas Perrenot, Herr von Granvelle, in Paris vor den König geladen, der ihn, von den Großen seines Reichs und dem diplomatischen Korps umgeben, empfing. Granvelle bat, da seinem Herrn durch König Franz der Krieg erklärt worden, um seine Entlassung und sicheres Geleit. Darauf nahm der König das Wort zu einer langen Widerlegung desjenigen, was der Kaiser auf die Anklagen der Herolde entgegnet, welche mit der Behauptung schloß, er habe dem Kaiser nie sein Wort gegeben, da jeder Kriegsmann wisse, daß sich ein Gefangener zu nichts verpflichten könne. Um seine Ehre zu wahren, übergebe er dem Botschafter eine Schrift, welche er hier verlesen und dann dem Kaiser zu überbringen versprechen müsse. Da sich Granvelle weigerte, die Schrift vorzulesen und zu überbringen, erklärte der König, er werde sie durch einen seiner Diener vor dieser Versammlung lesen lassen, damit jeder seine Rechtfertigung gegen die unwahren Behauptungen des Kaisers kennen lerne, und sie dann durch einen Herold übersenden. Nachdem Robertet das Schreiben vorgetragen, sprach der König noch viele Worte, um das Unrecht des Kaisers zu beweisen, dem er nie irgend ein Versprechen gegeben habe. Darauf wurde Granvelle entlassen mit der Weisung, man werde ihn an der Grenze so lange festhalten, bis der Kaiser die Gesandten der Verbündeten freigegeben habe, welche dieser am 22. Januar in einem kleinen Orte bei Burgos hatte internieren lassen, um in ihnen eine

Sicherheit für die Rückkehr seiner Gesandten aus Frankreich, England und Venedig zu haben*).

Merkwürdigerweise erschien der französische Herold erst am 17. Juni in Monzon, wo Karl damals die Cortes von Aragon, Catalonien und Valencia abhielt. Den nächsten Nachmittag wurde er in die glänzende Versammlung eingeführt, welche der Kaiser zu Zeugen bestimmt hatte. Da er sich weigerte, das Kartell seines Königs selbst zu verlesen, nahm es der Kaiser in Empfang und ließ es nach Entfernung des Herolds, welcher, wie auf seiner ganzen Reise durch Spanien, so auch in Monzon mit ausgesuchter Courtoisie behandelt wurde, durch seinen ersten Sekretär Lallemand vorlesen. König Franz erklärte darin, wenn der Kaiser behaupte, er habe je, nicht nur in Madrid, etwas gethan, das einem ehrliebenden Edelmanne nicht zukomme, so lüge er in seinen Hals; er werde seine Ehre gegen ihn bis zum letzten Atemzuge verteidigen. Er fordere ihn auf, nicht mehr zu schreiben, sondern ihm das Feld zum Zweikampf zu bestimmen**).

So war also die Rivalität der beiden mächtigsten Herrscher der Christenheit auf den äußersten Grad persönlicher Feindschaft gediehen. Der Kaiser hatte sofort nach jener Audienz vom 22. Januar die in derselben ausgetauschten Reden ins Spanische übersetzen und drucken lassen. Es schien das aber nicht zu genügen. Man empfand das Bedürfnis, den ganzen Verlauf dieses schweren Handels dem Publikum vorzulegen und ihm zu beweisen, wie der Kaiser vom Beginn seiner Regierung an sich gegen seinen Nachbarn so freundlich und entgegenkommend wie möglich benommen, dieser aber die friedlichen Absichten des Kaisers immer wieder vereitelt habe. Alphonso de Valdés erhielt den Auftrag oder gab ihn auch vielleicht sich selbst, ähnlich wie er in dem Schreiben vom 17. September die Be-

*) Papiers d'état de Granvelle 1, 349 ff. Cicogna, Navagero p. 202.

**) Papiers de Granvelle 1, 360 ff.

ziehungen des Kaisers zum Papst in historischer Entwickelung geschildert hatte, so jetzt zu erzählen, wie das Verhältnis des Kaisers zu König Franz von anfänglicher Freundschaft zu dieser schroffsten Entzweiung gediehen sei, aber nicht in der trockenen Form eines diplomatischen Schriftstücks, sondern in jener lebendigen dialogischen Erörterung, deren Wirksamkeit jenes erste Gespräch über die römischen Ereignisse bewiesen haben mochte. Wenn es aber schon bei diesem Dialog nicht unwahrscheinlich ist, daß der unendlich viel beschäftigte kaiserliche Sekretär wohl nur das Material und die Hauptgedanken angegeben, die sorgfältige sprachliche Ausführung aber einem anderen überlassen haben wird, so kann es kaum bezweifelt werden, daß bei dem zweiten Dialog diese andere Hand sehr selbständig eingegriffen und in die Lösung der eigentlichen Aufgabe Gedanken eingefügt hat, welche ihrer innersten Natur nach nicht nur dem ganzen Wesen der kaiserlichen Politik sehr fern lagen, sondern ihr diametral widersprachen. Auch dieses zweite Gespräch*) trägt den Stempel einer offiziellen Kundgebung, indem eine Reihe der wichtigsten Aktenstücke aus der kaiserlichen Kanzlei mitgeteilt und die kaiserliche Politik mit genauester Kenntnis der diplomatischen Verhandlungen nach allen Richtungen gerechtfertigt wird. Aber wenn in dem ersten Gespräch die religiösen Ausführungen einen Flug nehmen, der sich unendlich weit von den Anschauungen des Kaisers entfernt, so kehren hier diese Gedanken nicht nur, zum Teil sogar in noch verschärftem Ausdruck wieder, sondern der Verfasser wagt es, von dem religiösen auf das politische Gebiet hinüberzugreifen und das gegenwärtige politische Treiben der Welt ebenso schonungslos zu geißeln wie das kirchliche Unwesen. Mit voller Unumwundenheit wird die Forderung aufgestellt, daß die Lehre Christi nicht nur in der Kirche, sondern in dem gesamten Leben als

*) Diálogo de Mercurio y Caron im vierten Bande der Reformistas antiguos españoles, neuerdings von Böhmer im 19. Heft seiner romanischen Studien gedruckt.

einzige Norm zu gelten habe. Als hätte der Verfasser Machiavelli's Principe gekannt, zeichnet er im zweiten Buche seines Gespräches das Ideal eines Königs, welcher in allen Stücken das direkte Gegenteil von dem ist und erstrebt, was der italienische Denker als Aufgabe eines Fürsten hingestellt hatte. Wenn Machiavelli die politische Praxis seiner Zeit auf den schärfsten, schonungslosesten Ausdruck bringt und was ihr etwa noch an schneidender Unbarmherzigkeit, an brutaler Selbstsucht fehlt, aus dem heidnischen Altertum herbeiholt, so flüchtet Juan de Valdés aus dieser schlechten Gegenwart mit ihrem wüsten, sinnlosen Kriegsgetümmel, mit ihrer prunkenden Gleisnerei und frechen Lügenhaftigkeit zu der reinen Lehre des Erlösers und schildert den christlichen König, der nicht Macht, nicht Vergrößerung seines Gebiets, nicht Glanz und Pracht, nicht gefälligen Trug, sondern nur das Glück seines Volks und das Bewußtsein erstrebt, nach besten Kräften die Pflicht eines Christen erfüllt zu haben. Juan de Valdés, sage ich, der Zwillingsbruder Alphonso's, diesem, wie Erasmus einmal schreibt, in allem so gleich, daß man in dem einen immer den anderen sehe, wie Alphonso ein warmer Verehrer des Erasmus, aber noch weiter als der Bruder über die Schranken des großen Gelehrten hinausgewachsen. Das, was der Dialog an politischen Ideen entwickelt, liegt von der damaligen politischen Praxis, namentlich auch von der Praxis des Kaisers so weit ab, ja es fliegt so hoch über das in dieser Welt Mögliche hinaus, daß man sich gar nicht vorstellen kann, wie Alphonso, der Sekretär Gattinara's, zu so utopischen Phantasien hätte kommen können, während es vortrefflich zu dem ganz innerlichen, von allem Welttreiben abgekehrten Wesen paßt, das Juan dann später in Neapel entwickelt hat.

Wie ein solches Buch in Spanien gedruckt werden konnte*), wie eine den Zusammenhang mit der kaiserlichen Kanzlei fast

*) Wann das freilich geschah, läßt sich nicht sagen, da keine einzige der ältesten Ausgaben der miteinander erscheinenden Dialoge Ort oder Zeit angibt. Siehe Böhmer, Bibliotheca Wiffeniana 1, 101 ff.

auf jeder Seite zur Schau tragende Schrift so höchst ketzerische Ansichten nicht nur über die Kirche, sondern auch über den Staat verkünden durfte, ohne ihre Verfasser der allerhöchsten Ungnade auszusetzen, begreift sich nur, wenn man bedenkt, daß das damalige Leben nirgends durchgreifende Konsequenz aufweist. Oder hätte es etwa im damaligen Spanien starke Regungen gegeben, denen eine derartige Sprache zusagen konnte? Sehen wir, wie sich des Kaisers Stellung zu seinem Hauptreiche in den letzten Jahren entwickelt und wie sich die spanischen Verhältnisse seit der Rückkehr des Kaisers gestaltet hatten.

Wir haben früher (S. 151) gehört, daß sich Karl seit dem Sommer 1522 eifrig damit beschäftigte, die durch den Aufstand der Comuneros arg zerrütteten Verhältnisse Castiliens zu ordnen, gute Polizei und Justiz zu begründen. Was er in dieser Hinsicht unternahm und erreichte, entzieht sich leider unserer Kenntnis. Zum erstenmal eröffnet sich ein Blick in die Zustände des Landes, als Karl am 14. Juli 1523 die castilianischen Cortes in Valladolid um sich versammelte. Auf eine sehr merkwürdige Art trat da der König seinem Volke gegenüber. In einem langen Vortrage ließ er vor allem seine Pflicht bekennen, das Land in Gerechtigkeit und Frieden zu regieren, als katholischer und gerechter Fürst, der Gott fürchte und liebe. So habe er die von ihm schmerzlich beklagten Unruhen mit jener Milde und Sanftmut beigelegt, die einem solchen Fürsten zieme. „Euch, die Ihr diese Reiche vertretet, welche er wegen ihrer großen Grandeza und wegen ihres Adels über alle seine Herrschaften liebt," habe er befohlen, das, was er in den letzten Jahren zur Verteidigung und Erhöhung des heiligen katholischen Glaubens, wie seiner eigenen Macht und zum Besten dieser Reiche gethan, darzulegen, er, den Gott zu seinem „Statthalter in der ganzen Christenheit und zum Haupt derselben" ausgewählt. An diese Einleitung schloß sich ein genauer Bericht über alle die großen Geschäfte, welche der König seit dem Beginn seiner Regierung verrichtet. Er beteuerte auch hier, daß

ihm von Anfang an nichts mehr am Herzen gelegen, als der Friede in der Christenheit, damit dieselbe in geschlossener Macht sich gegen die Ungläubigen wenden und er in Afrika die Thaten seiner ruhmreichen Vorfahren zum Besten Spaniens vollenden könne. Er versicherte sodann, daß nach Abhaltung der ersten Cortes in Valladolid sein sehnlichster Wunsch gewesen sei, die wichtigsten Städte Castiliens zu besuchen, um ihre Größe kennen zu lernen, aber die Notwendigkeit ihn getrieben habe, die Cortes von Aragon, Valencia und Catalonien abzuhalten, welche sich so lange hingezogen, daß dann die Nachricht von seiner Wahl zum Kaiser und der schwierigen Lage des Reichs ihn gezwungen, Spanien schleunig zu verlassen. Mit einer Ausführlichkeit, als hätten die Cortes über alle diese Dinge Rechenschaft zu fordern, ließ Karl den Verlauf des Wahlkampfes und die französischen Umtriebe schildern, die maßlosen Forderungen, welche König Franz in Burgos an ihn stellen ließ, die erste Zusammenkunft mit König Heinrich, die reichlichen Bewilligungen der niederländischen Stände, die französischen Praktiken in Worms und Rom, die Verwickelungen mit Robert von der Mark, die Verurteilung Luthers, den offenen Ausbruch des Krieges, alle Wechselfälle desselben an der spanischen und niederländischen Grenze wie in Italien. Offenbar hatte die detaillierte Erzählung aller irgend wichtigen Vorfälle der letzten Jahre auch den Zweck, vor der Welt die kaiserliche Politik zu rechtfertigen. Aber daß sie an die Cortes gerichtet wurde, enthielt doch eine bemerkenswerte Anerkennung ihrer Bedeutung. Ebenso ließ Karl keine Gelegenheit vorübergehen, um den Cortes zu Gemüte zu führen, daß er bei allen seinen Schritten vornehmlich durch die innige Liebe zu Spanien bestimmt worden sei. So habe ihn nach der Einnahme von Tournay und Mailand der Papst wie andere Fürsten aufgefordert, nach Rom zu gehen, sich krönen zu lassen und alle italienischen Angelegenheiten zu ordnen. Große Vorteile würden dadurch gewonnen worden sein. Aber die herzliche Liebe zu diesen spanischen Reichen, die

dann noch länger seiner so nötigen Gegenwart hätten entbehren müssen, habe ihn bestimmt, auf jenen verführerischen Plan zu verzichten.

Nach Spanien zurückgekehrt, hätte er am liebsten sofort die Cortes versammelt, es aber wegen dringender Geschäfte, der Belagerung Fuenterrabia's und vor allem wegen der notwendigen Ordnung der Justiz und Verwaltung vertagen müssen. Das Personal seines obersten Rats habe er reduziert, die Geschäftsführung desselben, wie aller Audiencien und Kanzleien und aller anderen Beamten genau revidieren lassen, die vielen vakanten Kirchen besetzt, die Soldaten bezahlt, damit sie den Unterthanen nicht mehr zur Last fielen, die Küsten geschützt. Dann sich wieder zur auswärtigen Politik wendend und besonders bei dem Kampf mit den Türken verweilend, hob er die gewaltigen Anstrengungen hervor, welche der Krieg erfordert, und die ungeheuren damit verbundenen Kosten. Die flandrischen Stände, wurde betont, hätten ihm dreimal außerordentliche Bewilligungen gemacht, aus Spanien aber habe er während seiner langen Abwesenheit nicht einen Maravedi bezogen. Der ganze Aufwand, den die letzten drei Jahre erfordert, sei ausschließlich aus den Einkünften der Niederlande, Neapels und Siziliens bestritten worden. Er hoffe, die Cortes würden aus diesem Bericht die große Liebe ersehen, welche er zu seinen spanischen Reichen hege, und die Pflicht erkennen, dafür zu sorgen, „daß Gott, unser Herr, und die christliche Religion mit Eurer Hilfe erhalten werde“ *).

Faßt man diese charakteristische Kundgebung schärfer ins Auge, so ergibt sich zweierlei. Der König fühlt sich durch die Niederwerfung der Comuneros keineswegs in dem Maße als

*) Córtes de los antiguos reinos de Leon y de Castilla 4, 334 ff. Ich hätte diese wichtige, von der Madrider Akademie der Geschichte veranstaltete Sammlung schon im ersten Bande benützen sollen; der betreffende Teil kam mir aber erst nach dem Druck desselben zu Gesicht, obwohl er bereits 1882 erschienen war.

Herrn des Landes, daß er des guten Willens der Cortes und der günstigen Stimmung des Volkes entbehren könnte. Er bringt dem spanischen Stolze die ausgesuchtesten Huldigungen dar; er möchte die Meinung erwecken, daß alle seine Unternehmungen eigentlich nur den Ruhm und das Glück Spaniens zum Zwecke hätten. Des katholischen Spanien, welches gegen Ungläubige und Ketzer in vorderster Linie zu kämpfen hat, wie seinem Könige dieser Kampf über alles am Herzen liegt. Die Spanier müssen wissen, daß Gott ihren König zu seinem Statthalter in der Christenheit, zum Haupt derselben berufen hat, daß seine Sache Gottes Sache ist, daß ihre höchste Pflicht fordert, ihn in seinen heiligen Bestrebungen zu unterstützen, d. h. Gott und die christliche Religion zu verteidigen. In diesem Zusammenhange gewinnen natürlich alle die auswärtigen Sorgen des Königs, die Kämpfe um Italien, die Angelegenheiten des deutschen Reichs (an sich für Spanien sehr gleichgültig) das höchste Interesse für das katholische Volk. Ueberall handelt es sich um seine heiligsten Anliegen. Da draußen in der weiten Welt liegen seine eigentlichen Aufgaben. Nur wenn sich das getreue Volk mit dieser Ueberzeugung erfüllt, kann das Streben seines Königs die volle Uebereinstimmung mit ihm gewinnen. Denn (und das ist der zweite Punkt, welcher scharf hervortritt) für die inneren Angelegenheiten des Landes hat der mit der Sorge für die ganze Christenheit beladene Herrscher nur wenig Kraft übrig. Er beteuert zwar immer wieder, daß Spanien ihm das teuerste all seiner Länder ist, daß er Spanien zuliebe auch auf die größten Vorteile in Europa verzichte; wenn er nun aber berichtet, was er denn in diesem Spanien gethan, so nimmt das einen äußerst bescheidenen Raum ein. Wo von der auswärtigen Politik die Rede ist, hören wir überall eine präzise Sprache, welche mit bestimmten, ausführlich erzählten Thatsachen wirkt; der schmale Passus über die innere Verwaltung dagegen begnügt sich mit den dürftigsten Andeutungen. Sollte der König nicht das dringendste Interesse gehabt haben,

was wirklich zur Förderung des Landeswohls geschehen, in einem so breiten Vortrage deutlich anzugeben? Daß er das Personal seines obersten Rats reduziert, alle Behörden hat visitieren lassen, die vakanten Pfründen besetzt, der Inquisition ein neues Haupt gegeben, für die Besoldung der Truppen gesorgt, ist denn doch gegenüber den schreienden Bedürfnissen des Landes etwas wenig. „Der König," schließt dieser Abschnitt, „hat sich bemüht, die Angelegenheiten seiner Finanzen kennen zu lernen, und hat dafür andere sehr heilsame Anordnungen getroffen, welche, um Weitläufigkeiten zu vermeiden und weil sie allen bekannt sind, Euch nicht mitgeteilt werden." Die Spanier müssen von den Umtrieben der Herzöge von Württemberg und Lüneburg hören, von den Details der Verhandlungen in England, von hundert anderen, ihnen fern liegenden Dingen, aber den Cortes, welche Geld bewilligen sollen, über den Stand der Finanzen ein einziges bestimmtes Faktum mitzuteilen, würde weitläufig sein!

Die Procuradoren der 17 Städte indessen, welche diesen Vortrag gehört, sind im höchsten Grade erbaut. Sie lassen dem König durch eine Deputation danken, deren Anrede die Liebeserklärungen des Herrschers unendlich überbietet. In allen seinen Reichen gibt es niemand, der ihn so liebt wie die Procuradoren mit ihren Kommittenten. Sie sind dazu verpflichtet nicht nur durch ihre natürliche Loyalität, durch die Mühen und Gefahren, welche er überstanden, um zu ihnen zu kommen, sondern weil er sie durch die Rettung aus dem Elend der Revolution von neuem erschaffen hat. Er hat ihnen das goldene Zeitalter gebracht und das vollkommene Glück, regiert zu werden von dem ruhmreichsten, gerechtesten, klügsten Fürsten, der Gott fürchtet und, ein wahres Wunder, in seinen jungen Jahren bereits die Vollkommenheit der Tugenden erreicht hat. Sie sind aber dem Könige noch durch ein besonderes Band verbunden. „Die meisten Caballeros, welche zu Procuradoren gewählt wurden, sind Diener Ew. Hoheit und haben Gnaden und Wohl-

thaten vom königlichen Hause empfangen; sie alle haben in der Zeit der vergangenen Unruhen die schuldige Loyalität bewiesen und dafür große Schäden und Verfolgungen erlitten." Von der früheren Opposition hat also in diese Versammlung niemand Eingang gefunden; nur die Gegner der Comuneros bilden sie, alle Caballeros. Aber deswegen wünschen sie doch keineswegs im Lichte unbedingter Fügsamkeit zu erscheinen. Sie führen dem Könige zu Gemüte, daß er in den Cortes von Coruña schwere Mißgriffe begangen. Er hätte zuerst die Beschwerden des Landes hören und beseitigen und danach ein Servicio fordern sollen. Das ist auch jetzt ratsam, damit alle erkennen, daß die vornehmste Absicht des Königs darauf geht, für die Bedürfnisse des Landes zu sorgen, und er die Bewilligung für seine Finanzen nur als etwas Nebensächliches fordert. Das würde auf manche doch immer noch aufgeregte Gemüter einen vortrefflichen Eindruck machen. Es ist zwar gegen die frühere Uebung, „aber Gesetze und Sitten sind den Königen unterworfen, welche sie nach ihrem Belieben machen und beseitigen können; Ew. Hoheit ist das lebendige Gesetz, sie kann ohne Nachteil für die königliche Prärogative für dieses Mal die frühere Gewohnheit aufheben"*).

Man hat darüber gestritten, ob Karl auf diesen Cortes von 1523 eine fundamentale Aenderung der bisherigen Praxis durchgesetzt und die Vertreter Castiliens durch eine Reihe von Maßregeln der bisherigen Freiheit ihrer Bewegung beraubt habe**). Ohne Zweifel sind dem Könige in dieser Beziehung einige grundlose Vorwürfe gemacht worden, namentlich wenn man behauptete, er habe die bisherige Uebung, wonach zuerst die Beschwerden der Cortes erledigt, dann von ihnen die Abgaben bewilligt worden, beseitigt. Die Procuradoren erklären ja selbst, wie wir soeben gehört, es sei eine Neuerung, wenn

*) Córtes p. 354 ff.

**) Siehe Häbler, Die wirtschaftliche Blüte Spaniens im 16. Jahrhundert S. 92 ff.

sie zuerst die Beschwerden erörtert zu sehen wünschten. Sieht man, mit welcher Hartnäckigkeit sie auf diesem Punkte bestanden, wie sie viermal auf ihre Bitte zurückkamen, obwohl ihnen der König sein Wort gegeben, ihre Beschwerden zu hören, die Aenderung des alten Herkommens aber für unzulässig erklärt hatte, weil seine Reputation dadurch Schaden leiden werde, wie sie trotz der zuletzt empfindlichen Abweisung doch noch einmal die Forderung wiederholten, so meint man wohl, es handle sich da um einen Gegenstand von großer Tragweite. Und in der That, hätte die Erörterung der Beschwerden den König zu bindenden Erklärungen genötigt, so wäre es ja von wesentlicher Bedeutung gewesen, ob er zuerst die Wünsche des Landes habe befriedigen müssen, um dafür dann die Bewilligung der Gelder zu erhalten. In Wirklichkeit aber verhielt sich die Sache ganz anders. Wie wir schon bei den ersten Cortes von 1518 sahen (1, 93 ff.), stand es im Belieben des Königs, auf die Wünsche der Procuradoren zu antworten oder nicht, mit allgemeinen, nichtssagenden Wendungen, oder mit bestimmteren Zusicherungen zu antworten, die er deshalb aber noch keineswegs einzulösen genötigt war. Das Land hatte ja erlebt, wieviel ihm die damals in Valladolid gegebenen Zusagen genützt hatten. Man mochte sich in den Städten einbilden, es werde eine heilsame Schranke königlicher Willkür sein, wenn ihre Vertreter das Geld erst nach Erledigung der Beschwerden bewilligten, und sie gaben ihnen deshalb die Instruktion, diese Aenderung des bisherigen Brauchs zu erreichen. Wenn sie aber lauter Caballeros, d. h. wesentlich städtischen Interessen abgeneigte oder gar feindselige Herren nach Valladolid sandten, überdies zumeist solche, welche durch empfangene Gnaden und Wohlthaten vom Hofe abhängig waren, wenn diese ihren Kommittenten fremden Herren keinen Anstand nahmen, dem Könige zu erklären, er sei Herr über Gesetz und Sitte, welche er beliebig ändern könne, so ist wohl klar, was es mit jener Frage auf sich hatte. Die Entscheidung über die Stellung der Cortes zum Könige war, was man auch

sagen möge, auf dem Felde von Villalar gefallen. Im Bunde mit dem Adel hatte das Königtum das in die Revolution verirrte Bürgertum niedergeworfen. Die längst auf die Vertretung einiger Städte reduzierten Cortes konnten wirkliche Bedeutung nur haben, wenn sie die bürgerlichen Interessen vertraten. Indem jetzt aber der Adel in den Städten zur Herrschaft gelangt war, sich der ausschließlichen Vertretung der Städte auf den Cortes bemächtigt hatte, fehlte diesen das wahre Fundament eines im Volke wurzelnden Einflusses.

Wenn man nun aber fragt, weshalb denn der König mit so gearteten Cortes so viele Umstände gemacht und wie diese dazu gekommen, hartnäckig ganz neue Forderungen zu erheben, so muß darauf geantwortet werden, daß die durch Karls unglückliche Anfänge in Spanien erregte Unzufriedenheit noch immer stark nachwirkte, daß er sich auch jetzt noch keineswegs der Ergebenheit des Landes sicher fühlte. In seinen vertrauten Briefen kommt diese Empfindung deutlich genug auch in den nächsten Jahren zum Ausdrucke. Auf seine Vermählung legt er besonders deshalb großen Wert, weil er dann das Land mit größerer Sicherheit verlassen könne, indem er seiner Gemahlin die Regierung übertrage. Man bedenke wohl, daß jetzt, im Sommer 1523, der Kampf in Valencia noch fortdauerte. Es kam da in der That sehr viel darauf an, daß die Verhandlungen mit den Cortes von Castilien einen befriedigenden Verlauf nahmen, welche ihrerseits, gerade weil ihre Zusammensetzung eine so seltsame war, großes Gewicht darauf legen mußten, als recht nachdrückliche Vertreter der städtischen Wünsche zu erscheinen. Vor allem darf endlich nicht vergessen werden, daß ein von so schwerer Geldnot wie Karl bedrängter Fürst sich immer genötigt sehen wird, seinen Ständen gewinnend zu begegnen.

Nachdem die Procuradoren sich darein gefügt, zuerst das Servicio zu bewilligen, welches dann auf 400000 Dukaten, in drei Jahren zu erheben, festgesetzt wurde, stellten sie die Liste

ihrer Bitten und Beſchwerden auf, nicht weniger als 105. Vor allem wenden ſie ſich wiederum, nachdem ſie den König um ſeine Verheiratung und ſeinen dauernden Aufenthalt in Spanien gebeten, gegen die Verwendung von Fremden im königlichen Dienſte; auch die Geſandten bei fremden Mächten ſollten Spanier ſein und ebenſo die Vizekönige von Neapel und Sizilien; Naturaliſationen Fremder ſollten nicht ſtattfinden. Dann beſchäftigen ſie ſich ſehr eingehend mit den finanziellen Fragen. Gleich die vierte Bitte iſt gegen den übermäßigen Aufwand des Hofes, gegen die „immenſen Penſionen“ gerichtet, welche der König verliehen; er möge doch die Dinge wieder auf den Fuß wie unter den Katholiſchen Königen zurückführen. Er möge ſeine Diener pünktlich bezahlen, welche jetzt in troſtloſem Zuſtande umhergehen und laut über ihre Not klagen; er möge die ſchweren Mißſtände bei der Einquartierung ſeines Hofes beſeitigen; keine Aemter verkaufen, das Krongut nicht im Widerſpruche mit den Geſetzen veräußern, die ausgegebenen Rentenbriefe (juros) einziehen; ja er möge in Zukunft kein Servicio, d. h. keine neben den regelmäßigen Steuern gemachte außerordentliche Bewilligungen fordern, denn das Land ſei arm und verwüſtet, werde ſich ſo bald nicht erholen, während die ordentlichen Einkünfte des Königs jeden Tag ſtiegen. Die auf dieſe Wünſche erteilten Antworten ſind charakteriſtiſch. Die Cortes, heißt es in betreff der Rentenbriefe, möchten nur überlegen, wie die Mittel dafür zu beſchaffen ſeien, denn die von ihnen bewilligten Gelder reichten bei der bekannten Lage der königlichen Finanzen dafür bei weitem nicht aus. Seine Diener würde der König ſehr gern pünktlich bezahlen, leider ſei er dazu außer ſtande, würde ſich aber ſehr freuen, wenn die Cortes ihm Mittel und Wege angäben, ihren Wunſch zu erfüllen. Auf die Bitte in betreff des Servicio erfolgte die vielſagende Zuſicherung, der König werde ein ſolches nur aus gewichtigen Gründen und mit Zuſtimmung der Cortes fordern.

Einen ſehr breiten Raum nehmen die Klagen über die

kirchlichen Mißbräuche ein. Die Cortes finden, daß der Papst unmäßige Summen aus Spanien bezieht. Noch schlimmer ist die grenzenlose Ausbreitung der toten Hand. Wenn die Erwerbungen von Kirchen und Klöstern und die ihnen gemachten Geschenke so fortgingen, könnte es in kurzem dahin kommen, daß der größte Teil des spanischen Vermögens der Kirche gehöre; der König möge verordnen, daß Kirchen und Klöster keine Grundstücke mehr erwerben oder kaufen dürfen, sondern die bisher gewonnenen in einem bestimmten Termin an Laien veräußern müssen. Mit Staunen vernehmen wir die völlig zustimmende Antwort des Königs: es sollen die nötigen Anordnungen dafür getroffen werden; er hat bereits an den heil. Vater deshalb geschrieben. Denn es ist nichts Derartiges bekannt, wohl aber, daß das Uebel unbehindert fortwucherte. Den mit dem Ablaß (Cruzada) getriebenen Unfug wünschen die Cortes ebenfalls dringend beseitigt. Denn bei der Predigt desselben geschieht viel Ungehöriges und es ist nicht in der Ordnung, daß die Leute mit Gewalt gezwungen werden, Ablaß zu kaufen. Auch sollte der Ertrag desselben nur auf den Krieg gegen die Ungläubigen verwendet werden, wofür er allein bewilligt worden. Die Prälaten sollten wenigstens den größten Teil des Jahres bei ihren Kirchen residieren, für die Zeit aber, welche sie abwesend sind, ein entsprechender Abzug von ihren Einnahmen gemacht werden. In hohem Grade ärgerlich ist es, daß fortwährend Bistümer an Fremde verliehen werden, welche das Land nie sehen, und daß andere mit Pension an Fremde belastet werden. Mit der Art, wie die Inquisition verfährt, äußern sich die Cortes sehr unzufrieden. Gegen die Institution an sich haben sie natürlich nichts einzuwenden, aber sie soll mit Gerechtigkeit gehandhabt, Unschuldige nicht gequält und mit den Güterkonfiskationen kein Skandal erregt werden.

Der König hatte gerühmt, was er für den Schutz der Küsten gethan, die Cortes sind davon aber wenig erbaut. „Die spanischen Meere," klagen sie, „sind voll Mauren, Türken,

Franzoſen und Korſaren, und niemand wagt Handel zu treiben, und jeden Tag begehen ſie Räubereien in den Häfen und ſchleppen Menſchen und Waren fort und richten anderes Unheil an." Der König möge doch ſeine Flotte gegen dieſe Miſſethäter ausſenden und, wenn nötig, eine zweite unter tüchtigen Befehlshabern aufſtellen, damit doch der Schaden und die Schande aufhöre, „daß niemand aus ſeinem Hauſe zu gehen wagt und die Kaufleute aus Furcht vor den Korſaren nicht nach Caſtilien zu kommen wagen, wodurch der Preis der Waren auf das Doppelte geſtiegen iſt". Der König weiſt in ſeiner Antwort nicht etwa dieſe Schilderung als übertrieben zurück, ſondern bittet die Cortes, wie ſchon ſo oft, ihm Mittel und Wege anzugeben, damit ihr gerechtes Verlangen erfüllt werden könne.

Ueberblickt man dieſe Bitten und Antworten, ſo kann man kaum annehmen, daß für die Beſſerung der inneren Zuſtände damals ſchon Beträchtliches erreicht worden ſei, was ja freilich auch nach Verlauf ſo kurzer Zeit kaum zu erwarten war. Vor allem die Finanzen befinden ſich in der übelſten Lage. Das Land iſt arm, von der Erſchütterung der Jahre 1520 und 1521 furchtbar mitgenommen, die Einkünfte der Krone mehren ſich trotzdem täglich, nichtsdeſtoweniger fordert ſie immer neue, außerordentliche Bewilligungen. Und obwohl die Gedanken des Herrſchers hauptſächlich nach außen gerichtet ſind, mit dem Schutz des Landes gegen die läſtigſten Feinde iſt es übel beſtellt. Was nützen den Spaniern die Siege in Italien, wenn ihre Küſten und Häfen keinen Augenblick ſicher ſind? Selbſt wenn ſich die Procuradoren ganz in die hochfliegenden Gedanken ihres Königs eingelebt hätten, müßten ſie doch fordern, daß ſeine große Macht zunächſt ihrer Heimat Sicherheit vor Mauren und Franzoſen ſchaffe. Aber es ſcheint nicht, daß ſie der große Vortrag, mit welchem ihre Beratungen eröffnet worden, ſehr überzeugt habe. Ihre fünfte Bitte richtet ſich darauf, der König möge mit allen Mitteln auf den Frieden mit den chriſtlichen

Fürſten und den Krieg gegen die Ungläubigen hinwirken, und eine der letzten erſucht ihn, dieſes Servicio, welches ihm das Reich in einer Zeit ſo großer Erſchöpfung mit ſo großer Liebe bewilligt, auf die Wiedereroberung Fuenterrabia's zu verwenden und „auf die anderen Dinge, welche das Wohl dieſer Reiche angehen". Sie wünſchen ſpaniſche, nicht Weltintereſſen gefördert zu ſehen.

Nicht über viele Cortesſitzungen unter Karl V. liegen uns ſo ausführliche Akten vor, wie über dieſe von 1523*), und dennoch wiſſen wir von dem wirklichen Verlauf derſelben ſehr wenig. Wir kennen die aus ihr hervorgegangenen Akten, wiſſen aber nicht, wie ſie zu ſtande gekommen ſind. Von den Verhandlungen kennen wir nur diejenigen, welche über das Verhältnis zwiſchen Beſchwerde und Bewilligung und über die Frage geführt wurden, ob die Cortes nur in Gegenwart Gattinara's beraten dürften, worauf Karl beſtand. Erſt am 24. Auguſt wurde das Verzeichnis der Petitionen mit den darauf ergangenen Antworten ausgefertigt, und auch da ſoll Karl die Verſammlung nur vertagt haben, weil die Frage, von wann das jetzt bewilligte Servicio zu gelten habe, erſt von den Procuradoren mit ihren Städten zu entſcheiden geweſen wäre**). Wir dürfen uns alſo nicht darüber täuſchen, daß unſere Kenntnis von dem eigentlichen Leben der Verſammlung, von ihrer wirklichen Stellung zur Regierung und noch mehr von der wirklichen Lage des Landes eine ſehr beſcheidene iſt. Da aber das ſogenannte Ordenamiento, das Verzeichnis der Petitionen mit den königlichen Antworten, amtlich feſtgeſtellt, vom Könige und Gattinara unterzeichnet wurde, ſo dürfen die in dieſen Petitionen enthaltenen Ausſagen volle Glaubwürdigkeit in Anſpruch nehmen.

Schon am 9. Juni 1524 berief der König die Cortes abermals auf den 25. Juli nach Valladolid***), um einige ſehr

*) Sie füllen 70 Folioſeiten in der Ausgabe der Akademie.

**) Danvila y Collado, El poder civil en España 2, 54.

***) In der Ausgabe der Akademie finden ſich keine Akten über dieſe

wichtige Fragen über Alcabala, Münzwesen und Einquartierung zu ordnen, welche in der vorigen Session unerledigt geblieben waren. In den am 4. August beginnenden Verhandlungen beschwerten sich die Cortes sehr lebhaft darüber, daß eine Reihe der ihnen im vorigen Jahre gemachten Zusagen nicht in Erfüllung gegangen seien, namentlich die über die Erwerbungen der toten Hand. Die Antwort lautete ebenso befriedigend wie im vorigen Jahre, aber thatsächlich geschah jetzt ebensowenig wie damals. Ebenso wiederholten die Cortes ihre Klage über die finanzielle Ausbeutung des Landes durch den Papst. „Diese Reiche," sagten sie, „sind ausgeraubt und werden jeden Tag ausgeraubt durch die apostolischen Richter und Notare, welche ihre Taxen ganz beliebig ansetzen. Ew. Majestät verhieß Abhilfe zu treffen und, wenn nötig, an den Papst darüber zu schreiben, was nicht geschehen ist." Sie wiederholten ebenso ihre Klage, daß trotz der großen Macht, welche Gott dem Kaiser verliehen, die andalusischen Küsten fortwährend den Räubereien der maurischen Piraten ausgesetzt seien, „welche so viele Christen fortschleppen, daß es zum Staunen ist". Für die Ordnung der Alcabala, des Münzwesens und der Einquartierung bewilligten die Cortes abermals 300000 Dukaten.

Bereits am 1. Mai 1525 wurden dieselben zu einer neuen Sitzung auf den 1. Juni nach Toledo gerufen *). Obwohl das im August 1523 bewilligte Servicio für die nächsten drei Jahre gelten sollte, forderte die Regierung mit Hinweis auf den großen Kriegsaufwand und die glänzenden, in Italien erfochtenen Triumphe neue Summen. Die Streitfragen von 1523, ob die Cortes nur in Gegenwart des Präsidenten Gattinara verhandeln dürften, ob zuerst die Beschwerden oder die Bewilligungen vorgenommen werden müßten, kehrten auch jetzt wieder, um in

---

Sitzung; wir wissen von ihr nur durch das, was Danvila y Collado p. 63 ff. aus dem Archiv von Simancas mitteilt.

*) Auch von dieser Session bringt die Ausgabe der Akademie nur das Ordenamiento.

demſelben Sinne wie früher entſchieden zu werden. Die Cortes haben abermals die Erfahrung gemacht, daß die auf ihre Bitten erteilten Verheißungen wenig bedeuten, denn ſie müſſen faſt alle Beſchwerden von 1523 wiederholen, ganz beſonders die auf die kirchlichen Mißbräuche bezüglichen. Sie erinnern jedesmal ausdrücklich an das vor zwei Jahren Verſprochene, aber nicht Erfüllte. Wenn den Erwerbungen der toten Hand nicht Einhalt gethan wird, erklären ſie, ſo wird in ſehr kurzer Zeit die Hälfte dieſes Königreichs den Kirchen und Klöſtern gehören. Wir erinnern uns, was der König vor zwei Jahren über dieſen Punkt erklärt hatte: das Nötige ſolle geſchehen, an den Papſt habe er deshalb bereits geſchrieben. Jetzt heißt es, die darüber erlaſſenen Verfügungen ſollten eingeſchärft werden, „und wir haben jetzt befohlen, darüber nach Rom zu ſchreiben". Die Uebergriffe und Willkürlichkeiten der Inquiſition müſſen in den letzten Jahren ſehr zugenommen haben, denn die Klage darüber lautet jetzt ſehr viel dringender als früher. Auch über die Unſicherheit der Küſten wird noch lautere Beſchwerde erhoben als in den vorigen Verſammlungen; der ganze Küſtenhandel iſt gelähmt, der Verkehr mit anderen Ländern, namentlich mit Indien, im höchſten Grade gefährdet.

Die Verhandlungen dieſer Cortes über die Heirat Karls, ihre dafür gemachte Bewilligung von 400000 Dukaten kennt der Leſer bereits. Dazu laſſen ſich die Procuradoren herbei, jetzt ſchon ein neues Servicio von 400000 Dukaten zu bewilligen, deſſen Erhebung freilich erſt beginnen ſoll, wenn das von 1523 zu Ende geht, auf das aber die Regierung immerhin ſchon Vorſchußgeſchäfte mit fremden Bankiers machen kann. Für die allgemeinen Verhältniſſe des Landes bieten uns dieſe Verhandlungen von Toledo nur in einer Beziehung etwas weſentlich Neues: die Stellung der Cortes ſelbſt erfährt eine gewiſſe Modifikation. Sie ließen den König wiſſen*), die

*) Petición p. 413.

Procuradoren hätten sich dahin geeinigt, daß an seinem Hofe auf Kosten der Städte zwei von diesen jedesmal für ein Jahr ernannte Personen residieren sollten mit dem Auftrage, dahin zu sehen, daß das in den Cortes Beschlossene zur Ausführung komme, namentlich soweit es sich auf die kirchlichen Dinge beziehe, und die besonderen Anliegen der Städte zu besorgen. Der König gab ohne weiteres seine Zustimmung, konnte es auch sehr wohl, ohne davon eine Einschränkung seiner Macht befürchten zu müssen. Denn wenn anderwärts ständische Ausschüsse beträchtlichen Einfluß auf den Gang der Staatsgeschäfte geübt haben, so geschah es, weil dieselben mit Kompetenzen ausgestattet waren, welche ihren Worten Nachdruck verliehen. Diese zwei Deputierten der Städte besaßen nichts Derartiges. Nach der spanischen Sitte verstand es sich von selbst, daß sie fast ohne Ausnahme von der Regierung mit leichter Mühe in nichtssagende Figuranten verkehrt wurden. Wir werden sehen, daß es mit der Ausführung des von den Cortes Gewünschten und vom Könige Zugesagten nach dieser vermeintlich wertvollen Erweiterung der ständischen Rechte ebenso stand wie vorher.

Wenn aber an diesem Punkte nur scheinbar etwas geändert wurde, so ist es dagegen von Bedeutung, daß sich in dieser Sitzung der Charakter der Cortes, den wir schon 1523 erkannten, unumwunden aussprach. Seit Villalar, sahen wir, war das bürgerliche Wesen der Städte in großer Gefahr, von Adel und Klerus völlig überwuchert zu werden. Bezeichneten sich die Procuradoren schon 1523 als Caballeros, so hatten sie doch damals noch durch verschiedene Beschlüsse ein Interesse daran gezeigt, daß der Adel sich nicht der unbedingten Herrschaft über die Städte bemächtige*). Jetzt dagegen richten sie an den König die Bitte: da in einigen Städten die Hijosdalgo nicht zu städtischen Aemtern und Würden zugelassen werden, so bitten

*) Die Petitionen 30 und 31 waren gegen Begünstigung von Titeln und Granden und namentlich gegen ihre Zulassung zu städtischen Aemtern gerichtet.

wir Ew. Majestät, da die Hijosdalgo von besserer Art sind als die Gemeinen*), daß sie ohne Schwierigkeit zu jenen Aemtern zugelassen werden. Nun ist ja jede Beschränkung des passiven Wahlrechts immer von sehr zweifelhaftem Wert; daß aber der steuerfreie Adel im Regiment der Städte sich niederlasse und die Herrschaft über die Steuerpflichtigen gewinne, konnte im allgemeinen doch von wahren Vertretern der Städte unmöglich gewünscht werden, und eine Versammlung, welche im damaligen Augenblick einen derartigen Wunsch an den König richtete, konnte für alles andere eher gelten als für eine Repräsentation des Bürgertums**). Da aber weder Prälaten noch Granden mit ihr etwas zu thun hatten, sie also aus der wirklichen Aristokratie keine Kraft zu schöpfen vermochte, so mußte sie mehr und mehr zu einer Vertretung jenes kleinen Adels zusammenschrumpfen, dessen lächerlicher Stolz dem fremden Beobachter schon damals einen so komischen Eindruck machte. In diesem Sinne war schon 1523 der Wunsch formuliert, daß jeder Spanier Degen tragen dürfe.

Wir kennen die großen Summen, welche dem Kaiser seine Gemahlin zubrachte; wir haben gehört, wie er im Sommer 1526 die Cruzada, obwohl sie der Papst ihm nicht bewilligt hatte, für 800000 Dukaten verpfändete, wie ihm dann die Mauren Granada's 80000 Dukaten zahlten. Dazu kamen beträchtliche Gaben des Klerus***) und die doch sicher schon

---

*) Die Worte in Petición 42 p. 424 lauten: pues los hijosdalgo son de mejor condicion que los pecheros, d. h. eigentlich als die Steuerpflichtigen im Gegensatz zum steuerfreien Adel.

**) Die adligen Neigungen der Procuradoren verrieten sich auch noch in anderen Wünschen. So fanden sie es sehr ungehörig, daß in der Residenz die Caballeros e hijosdalgo in dasselbe Gefängnis wandern mußten wie die Gente comun e pecheros (Pet. 49); daß die Stadträte einen so geringen Gehalt hätten, „daß sie mit den Herren nicht leben können": der König möge ihnen Einkünfte aus seinem königlichen Hause zuwenden! (Pet. 50).

***) Petrus Martyr, Opus epistolarum p. 458a.

in dieſen Jahren bedeutend ſteigenden Einnahmen aus Indien. Wir wiſſen aber auch, wie trotz all dieſer gewaltigen Einnahmen die kaiſerlichen Finanzen keinen Augenblick aus der größten Bedrängnis herauskamen, obwohl doch für das Heer in Italien gerade damals wahrlich nicht zu viel geſchah. Schon zu Ende des Jahres 1526 ſah ſich Karl zu einer neuen Berufung der Cortes genötigt, und zwar ſollten dieſes Mal nicht wie gewöhnlich nur die Procuradoren der Städte, ſondern auch Prälaten und Granden ihren Beiſtand leihen. Die Not war ja in der That eine ungewöhnliche. Der Kaiſer wußte, wie es in Italien ſtand, daß ſeine Hauptleute, außer ſtande, die Soldaten zu bezahlen, entweder die Auflöſung des Heeres erwarten oder ſich dem Willen der Soldaten unterwerfen mußten. Die Berufung erfolgte Ende November aus Granada für den 25. Januar und zwar zu dem Zwecke, um über den Krieg gegen den Türken zu beraten. Am 12. Februar 1527 traten die drei Stände in Valladolid zuſammen*).

Als die Berufung erfolgte, waren die Spanier durch die Nachrichten aus Ungarn in große Aufregung verſetzt worden. „Alle," ſchrieb der Nuntius, „machen dem Kaiſer viele Anerbietungen, beſonders die Prälaten. Man meint, Se. Majeſtät wird eine große Summe Geldes bekommen." Noch am 27. Februar meldete er: „Man meint, die Cortes werden raſch geſchloſſen und der Kaiſer gut bedient werden." Die Dinge kamen aber ſehr anders. Vom Kriege gegen den Türken war ja jetzt keine Rede mehr; auch der Kampf mit Frankreich war ganz in den Hintergrund getreten: der Kaiſer hatte es hauptſächlich

*) Daß die Ausgabe der Akademie auch über dieſe Cortes keine Aktenſtücke bringt, iſt beſonders zu bedauern. Nur Colmeiro's Introduccion 2, 142 f. und danach Danvila 2, 74 f. teilen einige ungenügende Notizen mit. Danvila's Angabe, daß die Berufung am 5. Dezember erfolgt ſei, wird durch Caſtiglione's Bericht vom 24. November (Serassi 2, 114) widerlegt. Colmeiro irrt übrigens auch, wenn er ſagt, Karl habe Granada ſchon am 10. November verlaſſen. Er ſchreibt von da noch am 13. Dezember. (Gayangos p. 1045.)

mit dem Papste zu thun. Das bot nun aber Prälaten und Granden einen vortrefflichen Vorwand, oder auch einen ernstgemeinten Grund, jeden Eingriff in ihr Privilegium der Steuerfreiheit entschieden zurückzuweisen. „Unser Herr," schreibt der Nuntius am 25. März, „ist dieser Nation sehr verpflichtet und besonders den Prälaten; denn in den Cortes haben sie unumwunden erklärt, für den Krieg gegen den Papst kein Geld geben zu wollen; dasselbe haben alle Granden gethan, indem sie sagten, Se. Majestät werde Mühe genug haben, dem Türken Widerstand zu leisten, wenn er auch sonst die Hände frei habe; aber in andere Kriege verwickelt, könne er nirgends der Macht des Türken entgegentreten." Die meisten Prälaten, bemerkt der Nuntius, hätten sich auf sein Betreiben der Predigt des Ablasses widersetzt. „Ich kann nicht sagen, wie allen, groß und klein, und von jedem Stande der Krieg gegen Se. Heiligkeit mißfällt, obwohl der Kanzler und viele andere sich bemühen, zu zeigen, daß nicht der Kaiser, sondern der Papst die Schuld trage." Zu diesem Zwecke gab man damals die scharfen Schriftstücke gegen die Kurie in Druck. Wenn nun aber so Prälaten und Granden hartnäckig die gewünschten Gelder verweigerten, so fühlten sich natürlich auch die Procuradoren der Städte nicht zu neuen Zahlungen aufgelegt. Sie erklärten, das Volk sei so arm und erschöpft, daß sie unmöglich auch nur die kleinste Summe bewilligen könnten, zumal ja die von den letzten Cortes gewährten 400000 Dukaten noch nicht voll erhoben seien. Zwei Monate lang mühte sich die Regierung vergeblich ab, ein besseres Resultat herbeizuführen. Um die Mitte April wurden die Cortes entlassen*).

*) Von einer Einwirkung des päpstlichen Interesses auf diese Verhandlungen weiß merkwürdigerweise weder Colmeiro noch Danvila. Sie führen die Weigerung der Prälaten und Granden lediglich auf das Motiv zurück, ihr Privilegium der Steuerfreiheit dulde keine Bewilligung. Daß aber Castiglione's Berichte guten Grund hatten, läßt sich um so leichter annehmen, als ja gerade damals die Verhandlungen mit den Mönchsorden über Erasmus in Valladolid stattfanden.

Was die drei Stände verweigert hatten, wurde im nächsten Jahre 1528 von den Procuradoren der Städte um so leichter erreicht, da die Herausforderung der Könige von Frankreich und England den spanischen Patriotismus mächtig erregt und der Papst seine Freiheit wiedererlangt hatte; das herkömmlich gewordene Servicio wurde dem Könige, wie es heißt, sogar in höherem Betrage bewilligt, obwohl die Zahl der Bitten und Beschwerden höher stieg, als in irgend einer früheren Session. Gleich an der Spitze derselben tritt uns ein Satz entgegen, welcher die Nutzlosigkeit der vor drei Jahren beschlossenen und bewilligten Einrichtung beweist, wonach die Städte bei Hofe fortwährend durch zwei Deputierte vertreten sein sollten. „Vor allen Dingen," beginnen die Cortes, „bitten wir Ew. Majestät, daß sie zu befehlen geruhe, daß die in den früheren Cortes getroffenen Anordnungen zur Ausführung kommen." An diese Einleitung schließt sich dann die lange Reihe der Bitten an, welche wir jedesmal aus dem Munde der Cortes vernommen haben. Ganz besonders treten auch hier wieder die kirchlichen Uebergriffe und Mißbräuche hervor. Die mangelnde Residenz der Bischöfe, die Willkürlichkeit der geistlichen Richter, die weltliche Ausbeutung der Kirchenschätze durch die Prälaten, die unaufhörliche Erweiterung geistlichen Besitzes und geistlicher Macht, diese und andere Uebelstände sind offenbar in den letzten Jahren eher gestiegen als gemindert. Und wenn der König früher wenigstens sehr kräftige Maßregeln verhieß, so beschränkt er sich jetzt auf die Zusage, er werde darüber an den Papst schreiben, oder es heißt auch wohl, der Grundbesitz der Kirchen und Klöster stamme zum Teil aus den frommen Gaben seiner Vorfahren, welche er ganz besonders respektieren müsse: „deshalb frommt es weder dem Dienste Gottes, noch dem unsrigen, darin eine Neuerung zu machen"*). Die Wirkungen der per-

*) Pet. 31 u. 58. Auf die Bitte über die Ablaßpredigt antwortet er mit der einfachen Wiederholung dessen, was er 1524 in der Sache, offenbar ohne Wirkung, angeordnet hat.

manenten Finanznot auf die Zustände des Landes treten uns in diesen Cortes noch lebendiger entgegen als früher. Die Hofleute, welche, wie wir wissen, jahrelang nicht bezahlt wurden und doch leben mußten, suchten die Städte, in welchen der Hof residierte, mit allerlei Ungebühr heim. Die Regierung sparte, wo sie konnte; die Zahl der Richter war viel zu klein; die Prozesse schwebten 15 oder 20 Jahre. Sie suchte Nebeneinnahmen aller Art, verkaufte Aemter und Krongut, mehrte die Masse der Rentenbriefe, drückte zu den einträglichen Konfiskationen der Inquisition ein Auge zu und arbeitete namentlich im Steuerwesen mit rücksichtsloser Härte. Man hat gemeint, die drückendste und unsinnigste aller Steuern, die bei jedem Verkauf erhobene Alcabala, sei längst den Wünschen der Cortes gemäß in erträgliche Grenzen eingeschlossen; jetzt hören wir, daß darin noch gar nichts gebessert ist. „Die Cortes," heißt es in der zwölften Petition, „bitten Ew. Majestät, daß zum allgemeinen Besten die drei Stände der Beter, Krieger und Arbeiter*) erhalten werden; aber der nötigste von den dreien ist der der Arbeiter, denn er erhält die andern. Ohne sein Wohlbefinden würde es weder Beter noch Krieger geben. Er ist aber so erschöpft, daß wenig an seinem völligen Ruin fehlt; denn er zahlt an der Alcabala viel mehr als den zehnten Teil des Kaufpreises; denn, um vor den Steuerpächtern Ruhe zu haben, gibt er ihnen, was sie fordern. Dazu kommt, daß das früher nur in seltenen Fällen geforderte Servicio jetzt schon für eine gewöhnliche Steuer gilt; dazu die unendliche Belästigung der Gemeinden mit Lieferungen und Diensten an den Hof." Dem Könige sei es doch ebenso wichtig, seine alten Reiche zu erhalten, als neue zu gewinnen, er möge deshalb namentlich bei der Alcabala eine kräftige Abhilfe schaffen.

Stellt nun etwa der König diese trostlose Schilderung in

*) Oradores, defensores e labradores. Es ist schwer zu sagen, ob hier unter den labradores die arbeitenden Klassen im allgemeinen oder nur die Bauern verstanden werden müssen.

Abrede? Er beteuert seine Wohlgeneigtheit, das Volk in betreff der Alcabala zu erleichtern, wiederholt schon öfter gegebene Zusagen und geht über die Gesamtlage der Arbeiter schweigend hinweg. So finden wir durch die Verhandlungen der Cortes das früher über die innere Entwicklung Spaniens Gesagte im vollsten Umfange bestätigt. Eine Regierung, welche fast ihre gesamten Kräfte und Mittel für auswärtige Kriege verbrauchte, deren Finanznot mit jedem Jahre höher stieg, welche jedes Mittel, die leeren Kassen zu füllen, willkommen heißen mußte, mochte es noch so verderblich sein, eine solche Regierung konnte ein in der Kultur so zurückgebliebenes Land wie Spanien unmöglich in dem fördern, was ihm am meisten not that. Allerdings bedeutete es ja etwas, daß in Spanien seit dem Frühling 1521 wenigstens eine gewisse äußerliche Ordnung herrschte und das Land, von den Küsten abgesehen, sich viele Jahre ungestörter Ruhe erfreute; allerdings mußten gewisse Zweige der Industrie und des Handels und gewisse, besonders begünstigte Städte für eine Weile aus der Oeffnung des ungeheuren amerikanischen Marktes beträchtlichen, zum Teil glänzenden Gewinn ziehen. Aber die Wurzeln des ökonomischen wie des moralischen Gedeihens wurden von der verderblichen Richtung nach außen schwer geschädigt und zu dem tiefen Verfall, der später auf allen Gebieten offen hervortrat, jetzt schon der Grund gelegt.

Wie steht es nun aber mit der Frage, welche uns zu den Cortes führte? Lagen in den spanischen Zuständen Momente, welche den Kaiser in der Richtung der Valdés gegen Rom hätten forttreiben, oder doch derselben nähern können? Wir haben die bitteren Beschwerden der Procuradoren über die kirchlichen Mißstände, vor allem über die Gefahr gehört, mit der die maßlose Erweiterung des geistlichen Besitzes und der geistlichen Macht das spanische Leben bedrohte. Auch die von Rom geübte Ausbeutung ist ihnen sehr widerwärtig. Aber ihre katholische Orthodoxie wird durch diese Dinge nicht im mindesten erschüttert. Sie mißbilligen die Ungerechtigkeiten der Inquisition,

welche auch Gute verfolgt; die Ketzer und Ungläubigen aber kann sie ihnen nicht unbarmherzig genug treffen. Die Cortes von 1528 finden es sogar nötig, den König zu strengerer Beaufsichtigung der getauften Mauren zu mahnen. Was der Papst in Spanien treibt, ist ihnen vielfach sehr verdrießlich, daß sie aber je gedacht hätten, ein glücklicher Krieg mit dem Papste könne am sichersten zur Abstellung ihrer Beschwerden führen, dürfen wir nicht meinen. Ist ihnen die ganze Kriegspolitik ihres Königs von Anfang an unerwünscht, so finden sie doch offenbar den Kampf mit dem Papste in besonderem Grade anstößig. Wir werden wohl annehmen dürfen, daß sich im Verlauf des Jahres 1527 eine keineswegs unbedenkliche Opposition der Geistlichen wie der Weltlichen gegen die antipäpstliche Politik des Kaisers erhob, und daß diese Opposition durch die gleichzeitige Aufregung der Mönche gegen Erasmus nicht wenig verschärft wurde. Lag nun in diesen inneren Verhältnissen vorübergehend ein Motiv für die Zulassung eines so scharfen Angriffs auf Rom, wie wir ihn durch die Gebrüder Valdés unternehmen sahen, so drängten dieselben auf die Dauer doch viel stärker zu einer Ausgleichung mit der Kurie, zu einer Politik, welche allein für den Kaiser rechten Sinn hatte, allein seiner innersten Neigung wie den Anforderungen seiner Weltstellung entsprach.

Friede und Krönung.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß des Kaisers Gedanken schon im Sommer 1527 ernstlich auf Aussöhnung mit dem Papste gerichtet waren. Wir können nicht zweifeln, daß ihn die Missethaten seines Heeres in Rom aufrichtig bekümmerten, wenn er sich auch persönlich von jeder Schuld daran frei fühlte. Hatte er doch jenen für seine Interessen so nachteiligen Vertrag Lannoy's mit Clemens vom 15. März sofort ratifiziert! Es lag ihm sehr am Herzen, alle Mächte von dieser seiner Unschuld zu überzeugen, weshalb er Anfang August an die Könige von Portugal, England u. s. w. ausführliche Rechtfertigungsschreiben erließ, welche den Gang der Verhandlungen mit der Kurie rekapitulierten, die sofortige Annahme jenes Vertrages betonten und, obwohl offenbar das in Rom Geschehene durch das „gerechte Urteil Gottes" herbeigeführt worden, dennoch beteuerten, er empfinde über die dem heiligen Stuhle zugefügten Beleidigungen so großen Schmerz, daß er lieber nicht gesiegt zu haben wünsche, als mit solchen Folgen*). Ebenso versicherte er dem Papste, der Stadt Rom und den Kardinälen immer wieder, sein Heer habe in Rom ohne sein Wissen und Willen gehandelt. Wenn es nun freilich darauf ankam, den denn doch einmal

*) Karl an den König von Portugal den 2. August (Gayangos), an König Heinrich von demselben Tage. (Lettere di Principi 2, 76 ff.)

eingetretenen grellen Bruch mit dem heiligen Vater zu heilen, so traten da erhebliche Schwierigkeiten entgegen. Der Kaiser wünschte sobald als möglich das Aergernis zu beseitigen, daß er das Oberhaupt der Kirche gefangen halte; nach den so oft mit Clemens gemachten Erfahrungen konnte er aber doch nicht umhin, sehr starke Bürgschaften dafür nötig zu finden, daß der befreite Papst nicht abermals mit seinen Feinden gemeinsame Sache mache. Als er deshalb Ende Juli Pierre de Veyre an Lannoy schickte, waren in der ihm mitgegebenen Instruktion*) eine Reihe schwerer Bedingungen aufgezählt, von deren Erfüllung die Befreiung des Papstes abhängig gemacht werden müsse. Uebrigens wurde es Lannoy überlassen, die Einzelheiten nach Lage der Verhältnisse zu bestimmen.

Prüft man die Instruktion Veyre's, so tritt darin das Bedürfnis der kaiserlichen Politik, die innige Verbindung mit der Kurie herzustellen, mit ihr die tiefen Schäden der Christenheit zu heilen, Türken und Ketzer mit vereinten Kräften zu bekämpfen, stark hervor. Freilich muß die Kurie eine andere werden, als sie in den letzten Jahren gewesen. Die Notwendigkeit des Konzils, und zwar jetzt nicht mehr nur für die Beilegung des Zwistes zwischen Kaiser und Papst, sondern für „die Reformation der Kirche Gottes", wird in auffallender Weise betont. Jede nähere Erklärung darüber, worin diese Reformation zu bestehen habe, fehlt freilich auch hier, und an einer Stelle wird die Notwendigkeit des Konzils so mit der Ausrottung der lutherischen Ketzerei verknüpft, daß sich die nach allen früheren Aeußerungen des Kaisers überdies naheliegende Meinung aufdrängt, diese Ausrottung solle doch die hauptsächliche, wenn nicht gar die einzige Aufgabe des Konzils sein. Vor allem will der Kaiser Frieden mit dem Papste, aber allerdings unter Bedingungen, auf welche Clemens niemals eingegangen

*) Leider nur aus dem bekannt, was Bucholtz 3, 97 ff. darüber mitteilt.

ſein würde. Wenn er meinte, der Papſt müſſe Oſtia, Civitavecchia, Parma und Piacenza, Bologna und Ravenna als Pfänder ausliefern, ſo waren das Forderungen, welche freilich den Kaiſer vollſtändig geſichert, aber auch den Papſt unbedingt von ihm abhängig gemacht haben würden. Wie ſo oft, gerieten auch hier die Wünſche des Kaiſers miteinander in Widerſpruch. Das trat recht deutlich darin hervor, daß alsbald nach Veyre's Entſendung, welcher trotz jener Inſtruktion nur die weltlichen Intereſſen des Kaiſers im Auge hatte, ein Mann mit der Ausſöhnung betraut wurde, welcher mit großer Lebhaftigkeit den geiſtlichen Standpunkt vertrat. Der Franziskanergeneral Francisco Quiñones, welcher ſchon länger in dieſer Verhandlung thätig geweſen war, dieſer Mönch erlaubte ſich gegen den Kaiſer eine ſehr kühne Sprache: wenn er nicht eile, ſeine Pflicht gegen den Papſt zu erfüllen, das ſchwere, demſelben angethane Unrecht gut zu machen, ſo könne man ihn nicht länger Kaiſer nennen, müſſe ihn vielmehr als Luthers Hauptmann betrachten, da die Lutheraner in ſeinem Namen und unter ſeiner Fahne alle dieſe Schändlichkeiten in Rom begangen hätten*). In Veyre und Quiñones erhielten die entgegengeſetzten Tendenzen der kaiſerlichen Politik charakteriſtiſche Vertretung.

Als Veyre nach mühſamer Seefahrt erſt Mitte September in Neapel eintraf, lag Lannoy bereits ſo ſchwer krank, daß er mit ihm gar nicht mehr verhandeln konnte. Der am 23. erfolgte Tod des Vizekönigs bereitete natürlich eine empfindliche Verzögerung. Ueber den Gang der dann von Veyre und Quiñones unter Moncada's Oberleitung geführten Verhandlungen wiſſen wir nichts; auch über den am 26. November abgeſchloſſenen Vertrag liegen nur unvollſtändige Angaben vor. Soweit wir ihn kennen**), vermiſſen wir in ihm jede präziſe

*) Navagero den 27. Juli (Rawdon Brown 4, 76).

**) Hauptſächlich aus dem von Bucholtz 3, 121 ff. Mitgeteilten. Molini 1, 273 ff. gibt nur den auf die Geldzahlungen bezüglichen Paſſus; Pallavicino (Istoria del concilio di Trento 1, 171) ſpricht vom Konzil.

Bestimmung über das Verhältnis des Papstes zum Kaiser. Es scheint fast, man habe Clemens in dieser Hinsicht freie Hand gelassen und sich mit der Erklärung desselben begnügt, er samt den Kardinälen wolle mit aller Aufrichtigkeit den vom Kaiser über alles gewünschten allgemeinen Frieden betreiben und zur Reformation der Kirche und Ausrottung der lutherischen Ketzerei ein allgemeines Konzil ausschreiben, damit der wankende Glaube gekräftigt, die gespaltene Kirche wieder vereinigt und der allgemeine Kriegszug gegen die Ungläubigen ins Werk gesetzt werde. Als Bürgschaften hat der Papst den Kaiserlichen Ostia, Civitavecchia, Civitacastellana und Forli zu übergeben und eine Anzahl Geiseln zu stellen, darunter zwei Mitglieder seines mediceischen Hauses, Giberti und drei Kardinäle. Der ganze übrige Kirchenstaat, vor allem Rom, soll sofort dem Papst eingeräumt werden, nachdem er von den großen ausgemachten Geldzahlungen gewisse Raten entrichtet hat.

Wir haben schon gehört, daß es mit diesem Vertrage nicht viel besser ging als mit allen früheren, daß der Papst aus Rom entfloh, mit den Zahlungen stark im Rückstande blieb, dafür die Kaiserlichen noch monatelang ihr Wesen in Rom forttrieben. Schon ehe der Papst Rom verließ, wurden die kaiserlichen Führer von der Besorgnis gequält, es möchte ihrem Herrn übel bekommen, wenn sie seiner kategorischen Weisung gemäß den Papst freigäben. Besonders Moncada verhehlte nicht, daß ihm diese Generosität des Kaisers höchst bedenklich erscheine und er nur sehr ungern in den Vertrag gewilligt habe. Kaum war Clemens in Orvieto eingetroffen, so schienen diese Besorgnisse in Erfüllung zu gehen. Vertreter der Liga umringten und bedrängten ihn, während er Veyre so gut als Quiñones unter allerlei Vorwänden fern hielt. Civitacastellana wurde nicht übergeben, die Zahlungen blieben aus*). Inzwischen rückte das

*) Siehe die Berichte Moncada's vom 14. und 19. Dezember, Perez' vom 31. Dezember und 16. Januar bei Villa, Memorias p. 330 ff.

Heer Lautrecs vor, während die kaiserlichen Haufen in Rom immer wüster verwilderten. Im Papst aber kochte der Grimm über die erlittene Schmach. Als er am 14. Dezember seinem Herzen gegen König Franz Luft machte, war in dem langen Briefe alles mehr zu spüren als Verlangen nach Frieden. Ihm lag nur daran, den Vertrag mit dem Kaiser zu entschuldigen, der ihm durchaus nicht durch seinen Wunsch, sondern nur durch Gewalt und Notwendigkeit auferlegt worden. Der König werde sich über seine endliche Befreiung aus unerträglicher Schmach um so mehr freuen, da ihm und den anderen sein Wohlwollen jetzt mehr nützen könne, als da er gefangen gewesen, „zur Heilung so großer Wunden der elenden Christenheit und zur Herstellung des allgemeinen Friedens und der kirchlichen Angelegenheiten und zur Befreiung Deiner Kinder". So hieß es freilich*). Wie aber war der Sinn?

Das „Wollen und Nichtwollen" beherrschte den Papst jetzt gewiß so sehr als je, er verlangte nach Rache, aber er schrak vor dem Wege zurück, der sie bringen konnte. Die Verbündeten verhießen goldene Berge, konnte er aber nach den gemachten Erfahrungen ihrer Macht trauen? Wie lange zögerte doch Lautrec in Bologna! Er meinte wahrzunehmen, daß der französische Feldherr den Angriff auf Neapel nur widerwillig wage. Nun bedrängte der ihn durch Italiener und Franzosen, er solle sich für die Liga erklären. Wie konnte man das von einem so klugen Manne erwarten? Der heilige Vater hatte ja doch vor allem die Pflicht, für den Frieden zu sorgen. Der Kaiser hatte ihm wiederholt geschrieben, dieses Friedenswerk lege er ganz in seine Hand, und was konnte er den Verbündeten nützen, denen freilich seine besten Wünsche gehörten, er, der arme, entsetzlich ausgeraubte Papst? Hätten sie nicht die allgemeine Meinung für sich, er stehe auf ihrer Seite, thue für sie was er könne? Freilich, wenn der Kaiser, an den

*) Molini 1, 280 ff.

er den Biſchof von Piſtoja geſchickt, nicht auf die von ihm geforderten Friedensbedingungen eingehe, dann werde er ſich für die Verbündeten erklären, nachdem dieſe nämlich die gerechten Beſchwerden des Papſtes beſeitigt haben würden. Die Venezianer hatten, wie ſchon bemerkt, Ravenna und Cervia beſetzt, welche ihnen ein Jahrhundert lang gehört und erſt Julius II. ihnen geraubt; ſie meinten ſich um Clemens ſo große Verdienſte erworben zu haben, daß er ihnen dieſen alten Beſitz gönnen könne. Clemens aber dachte ſehr anders. Die Verbündeten mußten für Rückgabe dieſer beiden Städte ſorgen. Sie mußten ihm auch die Rückgabe von Modena, Reggio und den anderen Plätzen verbürgen, welche der Herzog von Ferrara okkupiert habe. Sie mußten ſich mit ihm darüber verſtändigen, wer das dem Kaiſer zu entreißende Neapel regieren ſolle, und endlich für Ordnung in Florenz ſorgen. Das ſeien die hauptſächlichen Wünſche Sr. Heiligkeit; eine Reihe anderer, von denen man jetzt nicht reden wolle, werde König Franz gewiß auch gern erfüllen*).

Frankreich und England unterließen nichts, um wenigſtens einen dieſer Wünſche, den auf Ravenna und Cervia bezüglichen zu erfüllen. Sie beſtürmten Venedig förmlich, ja ſie bedrohten es. Aber die Republik von S. Marco konnte ſich nicht überwinden, jene beiden Häfen dem Beſten Italiens zu opfern. Ende Mai 1528 ſandte ſie Contarini nach Viterbo, wohin Clemens neuerdings ſeine Reſidenz verlegt hatte, um dem heiligen Vater vorzuſtellen, er möge doch ſein Herz nicht an ſo weltliche Nichtigkeiten hängen, und ihm das vermeintliche Recht Venedigs klar zu machen. Contarini hatte einen böſen Stand. Die Geſandten Frankreichs und Englands forderten nachdrücklich die Rückgabe der beiden Städte. Contarini ſetzte ihnen ausein-

*) Sanga (welcher jetzt Giberti's Stelle eingenommen) an den nach Frankreich und England geſandten Nuntius Gambara Orvieto, 9. Februar, und die dem Herrn von Longueval erteilte Antwort. (Lettere di Principi 2, 82 ff.)

in diesen Jahren bedeutend steigenden Einnahmen aus Indien. Wir wissen aber auch, wie trotz all dieser gewaltigen Einnahmen die kaiserlichen Finanzen keinen Augenblick aus der größten Bedrängnis herauskamen, obwohl doch für das Heer in Italien gerade damals wahrlich nicht zu viel geschah. Schon zu Ende des Jahres 1526 sah sich Karl zu einer neuen Berufung der Cortes genötigt, und zwar sollten dieses Mal nicht wie gewöhnlich nur die Procuradoren der Städte, sondern auch Prälaten und Granden ihren Beistand leihen. Die Not war ja in der That eine ungewöhnliche. Der Kaiser wußte, wie es in Italien stand, daß seine Hauptleute, außer stande, die Soldaten zu bezahlen, entweder die Auflösung des Heeres erwarten oder sich dem Willen der Soldaten unterwerfen mußten. Die Berufung erfolgte Ende November aus Granada für den 25. Januar und zwar zu dem Zwecke, um über den Krieg gegen den Türken zu beraten. Am 12. Februar 1527 traten die drei Stände in Valladolid zusammen*).

Als die Berufung erfolgte, waren die Spanier durch die Nachrichten aus Ungarn in große Aufregung versetzt worden. „Alle," schrieb der Nuntius, „machen dem Kaiser viele Anerbietungen, besonders die Prälaten. Man meint, Se. Majestät wird eine große Summe Geldes bekommen." Noch am 27. Februar meldete er: „Man meint, die Cortes werden rasch geschlossen und der Kaiser gut bedient werden." Die Dinge kamen aber sehr anders. Vom Kriege gegen den Türken war ja jetzt keine Rede mehr; auch der Kampf mit Frankreich war ganz in den Hintergrund getreten: der Kaiser hatte es hauptsächlich

*) Daß die Ausgabe der Akademie auch über diese Cortes keine Aktenstücke bringt, ist besonders zu bedauern. Nur Colmeiro's Introduccion 2, 142 f. und danach Danvila 2, 74 f. teilen einige ungenügende Notizen mit. Danvila's Angabe, daß die Berufung am 5. Dezember erfolgt sei, wird durch Castiglione's Bericht vom 24. November (Serassi 2, 114) widerlegt. Colmeiro irrt übrigens auch, wenn er sagt, Karl habe Granada schon am 10. November verlassen. Er schreibt von da noch am 13. Dezember. (Gayangos p. 1045.)

mit dem Papste zu thun. Das bot nun aber Prälaten und Granden einen vortrefflichen Vorwand, oder auch einen ernstgemeinten Grund, jeden Eingriff in ihr Privilegium der Steuerfreiheit entschieden zurückzuweisen. „Unser Herr," schreibt der Nuntius am 25. März, „ist dieser Nation sehr verpflichtet und besonders den Prälaten; denn in den Cortes haben sie unumwunden erklärt, für den Krieg gegen den Papst kein Geld geben zu wollen; dasselbe haben alle Granden gethan, indem sie sagten, Se. Majestät werde Mühe genug haben, dem Türken Widerstand zu leisten, wenn er auch sonst die Hände frei habe; aber in andere Kriege verwickelt, könne er nirgends der Macht des Türken entgegentreten." Die meisten Prälaten, bemerkt der Nuntius, hätten sich auf sein Betreiben der Predigt des Ablasses widersetzt. „Ich kann nicht sagen, wie allen, groß und klein, und von jedem Stande der Krieg gegen Se. Heiligkeit mißfällt, obwohl der Kanzler und viele andere sich bemühen, zu zeigen, daß nicht der Kaiser, sondern der Papst die Schuld trage." Zu diesem Zwecke gab man damals die scharfen Schriftstücke gegen die Kurie in Druck. Wenn nun aber so Prälaten und Granden hartnäckig die gewünschten Gelder verweigerten, so fühlten sich natürlich auch die Procuradoren der Städte nicht zu neuen Zahlungen aufgelegt. Sie erklärten, das Volk sei so arm und erschöpft, daß sie unmöglich auch nur die kleinste Summe bewilligen könnten, zumal ja die von den letzten Cortes gewährten 400 000 Dukaten noch nicht voll erhoben seien. Zwei Monate lang mühte sich die Regierung vergeblich ab, ein besseres Resultat herbeizuführen. Um die Mitte April wurden die Cortes entlassen*).

*) Von einer Einwirkung des päpstlichen Interesses auf diese Verhandlungen weiß merkwürdigerweise weder Colmeiro noch Danvila. Sie führen die Weigerung der Prälaten und Granden lediglich auf das Motiv zurück, ihr Privilegium der Steuerfreiheit dulde keine Bewilligung. Daß aber Castiglione's Berichte guten Grund hatten, läßt sich um so leichter annehmen, als ja gerade damals die Verhandlungen mit den Mönchsorden über Erasmus in Valladolid stattfanden.

Was die drei Stände verweigert hatten, wurde im nächsten Jahre 1528 von den Procuradoren der Städte um so leichter erreicht, da die Herausforderung der Könige von Frankreich und England den spanischen Patriotismus mächtig erregt und der Papst seine Freiheit wiedererlangt hatte; das herkömmlich gewordene Servicio wurde dem Könige, wie es heißt, sogar in höherem Betrage bewilligt, obwohl die Zahl der Bitten und Beschwerden höher stieg, als in irgend einer früheren Session. Gleich an der Spitze derselben tritt uns ein Satz entgegen, welcher die Nutzlosigkeit der vor drei Jahren beschlossenen und bewilligten Einrichtung beweist, wonach die Städte bei Hofe fortwährend durch zwei Deputierte vertreten sein sollten. „Vor allen Dingen," beginnen die Cortes, „bitten wir Ew. Majestät, daß sie zu befehlen geruhe, daß die in den früheren Cortes getroffenen Anordnungen zur Ausführung kommen." An diese Einleitung schließt sich dann die lange Reihe der Bitten an, welche wir jedesmal aus dem Munde der Cortes vernommen haben. Ganz besonders treten auch hier wieder die kirchlichen Uebergriffe und Mißbräuche hervor. Die mangelnde Residenz der Bischöfe, die Willkürlichkeit der geistlichen Richter, die weltliche Ausbeutung der Kirchenschätze durch die Prälaten, die unaufhörliche Erweiterung geistlichen Besitzes und geistlicher Macht, diese und andere Uebelstände sind offenbar in den letzten Jahren eher gestiegen als gemindert. Und wenn der König früher wenigstens sehr kräftige Maßregeln verhieß, so beschränkt er sich jetzt auf die Zusage, er werde darüber an den Papst schreiben, oder es heißt auch wohl, der Grundbesitz der Kirchen und Klöster stamme zum Teil aus den frommen Gaben seiner Vorfahren, welche er ganz besonders respektieren müsse: „deshalb frommt es weder dem Dienste Gottes, noch dem unsrigen, darin eine Neuerung zu machen"*). Die Wirkungen der per-

*) Pet. 31 u. 58. Auf die Bitte über die Ablaßpredigt antwortet er mit der einfachen Wiederholung dessen, was er 1524 in der Sache, offenbar ohne Wirkung, angeordnet hat.

manenten Finanznot auf die Zustände des Landes treten uns in diesen Cortes noch lebendiger entgegen als früher. Die Hofleute, welche, wie wir wissen, jahrelang nicht bezahlt wurden und doch leben mußten, suchten die Städte, in welchen der Hof residierte, mit allerlei Ungebühr heim. Die Regierung sparte, wo sie konnte; die Zahl der Richter war viel zu klein; die Prozesse schwebten 15 oder 20 Jahre. Sie suchte Nebeneinnahmen aller Art, verkaufte Aemter und Krongut, mehrte die Masse der Rentenbriefe, drückte zu den einträglichen Konfiskationen der Inquisition ein Auge zu und arbeitete namentlich im Steuerwesen mit rücksichtsloser Härte. Man hat gemeint, die drückendste und unsinnigste aller Steuern, die bei jedem Verkauf erhobene Alcabala, sei längst den Wünschen der Cortes gemäß in erträgliche Grenzen eingeschlossen; jetzt hören wir, daß darin noch gar nichts gebessert ist. „Die Cortes," heißt es in der zwölften Petition, „bitten Ew. Majestät, daß zum allgemeinen Besten die drei Stände der Beter, Krieger und Arbeiter*) erhalten werden; aber der nötigste von den dreien ist der der Arbeiter, denn er erhält die andern. Ohne sein Wohlbefinden würde es weder Beter noch Krieger geben. Er ist aber so erschöpft, daß wenig an seinem völligen Ruin fehlt; denn er zahlt an der Alcabala viel mehr als den zehnten Teil des Kaufpreises; denn, um vor den Steuerpächtern Ruhe zu haben, gibt er ihnen, was sie fordern. Dazu kommt, daß das früher nur in seltenen Fällen geforderte Servicio jetzt schon für eine gewöhnliche Steuer gilt; dazu die unendliche Belästigung der Gemeinden mit Lieferungen und Diensten an den Hof." Dem Könige sei es doch ebenso wichtig, seine alten Reiche zu erhalten, als neue zu gewinnen, er möge deshalb namentlich bei der Alcabala eine kräftige Abhilfe schaffen.

Stellt nun etwa der König diese trostlose Schilderung in

*) Oradores, defensores e labradores. Es ist schwer zu sagen, ob hier unter den labradores die arbeitenden Klassen im allgemeinen oder nur die Bauern verstanden werden müssen.

Abrede? Er beteuert seine Wohlgeneigtheit, das Volk in betreff der Alcabala zu erleichtern, wiederholt schon öfter gegebene Zusagen und geht über die Gesamtlage der Arbeiter schweigend hinweg. So finden wir durch die Verhandlungen der Cortes das früher über die innere Entwicklung Spaniens Gesagte im vollsten Umfange bestätigt. Eine Regierung, welche fast ihre gesamten Kräfte und Mittel für auswärtige Kriege verbrauchte, deren Finanznot mit jedem Jahre höher stieg, welche jedes Mittel, die leeren Kassen zu füllen, willkommen heißen mußte, mochte es noch so verderblich sein, eine solche Regierung konnte ein in der Kultur so zurückgebliebenes Land wie Spanien unmöglich in dem fördern, was ihm am meisten not that. Allerdings bedeutete es ja etwas, daß in Spanien seit dem Frühling 1521 wenigstens eine gewisse äußerliche Ordnung herrschte und das Land, von den Küsten abgesehen, sich viele Jahre ungestörter Ruhe erfreute; allerdings mußten gewisse Zweige der Industrie und des Handels und gewisse, besonders begünstigte Städte für eine Weile aus der Oeffnung des ungeheuren amerikanischen Marktes beträchtlichen, zum Teil glänzenden Gewinn ziehen. Aber die Wurzeln des ökonomischen wie des moralischen Gedeihens wurden von der verderblichen Richtung nach außen schwer geschädigt und zu dem tiefen Verfall, der später auf allen Gebieten offen hervortrat, jetzt schon der Grund gelegt.

Wie steht es nun aber mit der Frage, welche uns zu den Cortes führte? Lagen in den spanischen Zuständen Momente, welche den Kaiser in der Richtung der Valdés gegen Rom hätten forttreiben, oder doch derselben nähern können? Wir haben die bitteren Beschwerden der Procuradoren über die kirchlichen Mißstände, vor allem über die Gefahr gehört, mit der die maßlose Erweiterung des geistlichen Besitzes und der geistlichen Macht das spanische Leben bedrohte. Auch die von Rom geübte Ausbeutung ist ihnen sehr widerwärtig. Aber ihre katholische Orthodoxie wird durch diese Dinge nicht im mindesten erschüttert. Sie mißbilligen die Ungerechtigkeiten der Inquisition,

welche auch Gute verfolgt; die Ketzer und Ungläubigen aber kann sie ihnen nicht unbarmherzig genug treffen. Die Cortes von 1528 finden es sogar nötig, den König zu strengerer Beaufsichtigung der getauften Mauren zu mahnen. Was der Papst in Spanien treibt, ist ihnen vielfach sehr verdrießlich, daß sie aber je gedacht hätten, ein glücklicher Krieg mit dem Papste könne am sichersten zur Abstellung ihrer Beschwerden führen, dürfen wir nicht meinen. Ist ihnen die ganze Kriegspolitik ihres Königs von Anfang an unerwünscht, so finden sie doch offenbar den Kampf mit dem Papste in besonderem Grade anstößig. Wir werden wohl annehmen dürfen, daß sich im Verlauf des Jahres 1527 eine keineswegs unbedenkliche Opposition der Geistlichen wie der Weltlichen gegen die antipäpstliche Politik des Kaisers erhob, und daß diese Opposition durch die gleichzeitige Aufregung der Mönche gegen Erasmus nicht wenig verschärft wurde. Lag nun in diesen inneren Verhältnissen vorübergehend ein Motiv für die Zulassung eines so scharfen Angriffs auf Rom, wie wir ihn durch die Gebrüder Valdés unternehmen sahen, so drängten dieselben auf die Dauer doch viel stärker zu einer Ausgleichung mit der Kurie, zu einer Politik, welche allein für den Kaiser rechten Sinn hatte, allein seiner innersten Neigung wie den Anforderungen seiner Weltstellung entsprach.

Friede und Krönung.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß des Kaisers Gedanken schon im Sommer 1527 ernstlich auf Aussöhnung mit dem Papste gerichtet waren. Wir können nicht zweifeln, daß ihn die Missethaten seines Heeres in Rom aufrichtig bekümmerten, wenn er sich auch persönlich von jeder Schuld daran frei fühlte. Hatte er doch jenen für seine Interessen so nachteiligen Vertrag Lannoy's mit Clemens vom 15. März sofort ratifiziert! Es lag ihm sehr am Herzen, alle Mächte von dieser seiner Unschuld zu überzeugen, weshalb er Anfang August an die Könige von Portugal, England u. s. w. ausführliche Rechtfertigungsschreiben erließ, welche den Gang der Verhandlungen mit der Kurie rekapitulierten, die sofortige Annahme jenes Vertrages betonten und, obwohl offenbar das in Rom Geschehene durch das „gerechte Urteil Gottes" herbeigeführt worden, dennoch beteuerten, er empfinde über die dem heiligen Stuhle zugefügten Beleidigungen so großen Schmerz, daß er lieber nicht gesiegt zu haben wünsche, als mit solchen Folgen*). Ebenso versicherte er dem Papste, der Stadt Rom und den Kardinälen immer wieder, sein Heer habe in Rom ohne sein Wissen und Willen gehandelt. Wenn es nun freilich darauf ankam, den denn doch einmal

*) Karl an den König von Portugal den 2. August (Gayangos), an König Heinrich von demselben Tage. (Lettere di Principi 2, 76 ff.)

eingetretenen grellen Bruch mit dem heiligen Vater zu heilen, so traten da erhebliche Schwierigkeiten entgegen. Der Kaiser wünschte sobald als möglich das Aergernis zu beseitigen, daß er das Oberhaupt der Kirche gefangen halte; nach den so oft mit Clemens gemachten Erfahrungen konnte er aber doch nicht umhin, sehr starke Bürgschaften dafür nötig zu finden, daß der befreite Papst nicht abermals mit seinen Feinden gemeinsame Sache mache. Als er deshalb Ende Juli Pierre de Veyre an Lannoy schickte, waren in der ihm mitgegebenen Instruktion*) eine Reihe schwerer Bedingungen aufgezählt, von deren Erfüllung die Befreiung des Papstes abhängig gemacht werden müsse. Uebrigens wurde es Lannoy überlassen, die Einzelheiten nach Lage der Verhältnisse zu bestimmen.

Prüft man die Instruktion Veyre's, so tritt darin das Bedürfnis der kaiserlichen Politik, die innige Verbindung mit der Kurie herzustellen, mit ihr die tiefen Schäden der Christenheit zu heilen, Türken und Ketzer mit vereinten Kräften zu bekämpfen, stark hervor. Freilich muß die Kurie eine andere werden, als sie in den letzten Jahren gewesen. Die Notwendigkeit des Konzils, und zwar jetzt nicht mehr nur für die Beilegung des Zwistes zwischen Kaiser und Papst, sondern für „die Reformation der Kirche Gottes", wird in auffallender Weise betont. Jede nähere Erklärung darüber, worin diese Reformation zu bestehen habe, fehlt freilich auch hier, und an einer Stelle wird die Notwendigkeit des Konzils so mit der Ausrottung der lutherischen Ketzerei verknüpft, daß sich die nach allen früheren Aeußerungen des Kaisers überdies naheliegende Meinung aufdrängt, diese Ausrottung solle doch die hauptsächliche, wenn nicht gar die einzige Aufgabe des Konzils sein. Vor allem will der Kaiser Frieden mit dem Papste, aber allerdings unter Bedingungen, auf welche Clemens niemals eingegangen

*) Leider nur aus dem bekannt, was Bucholtz 3, 97 ff. darüber mitteilt.

sein würde. Wenn er meinte, der Papst müsse Ostia, Civitavecchia, Parma und Piacenza, Bologna und Ravenna als Pfänder ausliefern, so waren das Forderungen, welche freilich den Kaiser vollständig gesichert, aber auch den Papst unbedingt von ihm abhängig gemacht haben würden. Wie so oft, gerieten auch hier die Wünsche des Kaisers miteinander in Widerspruch. Das trat recht deutlich darin hervor, daß alsbald nach Veyre's Entsendung, welcher trotz jener Instruktion nur die weltlichen Interessen des Kaisers im Auge hatte, ein Mann mit der Aussöhnung betraut wurde, welcher mit großer Lebhaftigkeit den geistlichen Standpunkt vertrat. Der Franziskanergeneral Francisco Quiñones, welcher schon länger in dieser Verhandlung thätig gewesen war, dieser Mönch erlaubte sich gegen den Kaiser eine sehr kühne Sprache: wenn er nicht eile, seine Pflicht gegen den Papst zu erfüllen, das schwere, demselben angethane Unrecht gut zu machen, so könne man ihn nicht länger Kaiser nennen, müsse ihn vielmehr als Luthers Hauptmann betrachten, da die Lutheraner in seinem Namen und unter seiner Fahne alle diese Schändlichkeiten in Rom begangen hätten*). In Veyre und Quiñones erhielten die entgegengesetzten Tendenzen der kaiserlichen Politik charakteristische Vertretung.

Als Veyre nach mühsamer Seefahrt erst Mitte September in Neapel eintraf, lag Lannoy bereits so schwer krank, daß er mit ihm gar nicht mehr verhandeln konnte. Der am 23. erfolgte Tod des Vizekönigs bereitete natürlich eine empfindliche Verzögerung. Ueber den Gang der dann von Veyre und Quiñones unter Moncada's Oberleitung geführten Verhandlungen wissen wir nichts; auch über den am 26. November abgeschlossenen Vertrag liegen nur unvollständige Angaben vor. Soweit wir ihn kennen**), vermissen wir in ihm jede präzise

*) Navagero den 27. Juli (Rawdon Brown 4, 76).

**) Hauptsächlich aus dem von Bucholtz 3, 121 ff. Mitgeteilten. Molini 1, 273 ff. gibt nur den auf die Geldzahlungen bezüglichen Passus; Pallavicino (Istoria del concilio di Trento 1, 171) spricht vom Konzil.

Bestimmung über das Verhältnis des Papstes zum Kaiser. Es scheint fast, man habe Clemens in dieser Hinsicht freie Hand gelassen und sich mit der Erklärung desselben begnügt, er samt den Kardinälen wolle mit aller Aufrichtigkeit den vom Kaiser über alles gewünschten allgemeinen Frieden betreiben und zur Reformation der Kirche und Ausrottung der lutherischen Ketzerei ein allgemeines Konzil ausschreiben, damit der wankende Glaube gekräftigt, die gespaltene Kirche wieder vereinigt und der allgemeine Kriegszug gegen die Ungläubigen ins Werk gesetzt werde. Als Bürgschaften hat der Papst den Kaiserlichen Ostia, Civitavecchia, Civitacastellana und Forli zu übergeben und eine Anzahl Geiseln zu stellen, darunter zwei Mitglieder seines mediceischen Hauses, Giberti und drei Kardinäle. Der ganze übrige Kirchenstaat, vor allem Rom, soll sofort dem Papst eingeräumt werden, nachdem er von den großen ausgemachten Geldzahlungen gewisse Raten entrichtet hat.

Wir haben schon gehört, daß es mit diesem Vertrage nicht viel besser ging als mit allen früheren, daß der Papst aus Rom entfloh, mit den Zahlungen stark im Rückstande blieb, dafür die Kaiserlichen noch monatelang ihr Wesen in Rom forttrieben. Schon ehe der Papst Rom verließ, wurden die kaiserlichen Führer von der Besorgnis gequält, es möchte ihrem Herrn übel bekommen, wenn sie seiner kategorischen Weisung gemäß den Papst freigäben. Besonders Moncada verhehlte nicht, daß ihm diese Generosität des Kaisers höchst bedenklich erscheine und er nur sehr ungern in den Vertrag gewilligt habe. Kaum war Clemens in Orvieto eingetroffen, so schienen diese Besorgnisse in Erfüllung zu gehen. Vertreter der Liga umringten und bedrängten ihn, während er Veyre so gut als Quiñones unter allerlei Vorwänden fern hielt. Civitacastellana wurde nicht übergeben, die Zahlungen blieben aus*). Inzwischen rückte das

*) Siehe die Berichte Moncada's vom 14. und 19. Dezember, Perez' vom 31. Dezember und 16. Januar bei Villa, Memorias p. 330 ff.

Heer Lautrecs vor, während die kaiserlichen Haufen in Rom immer wüster verwilderten. Im Papst aber kochte der Grimm über die erlittene Schmach. Als er am 14. Dezember seinem Herzen gegen König Franz Luft machte, war in dem langen Briefe alles mehr zu spüren als Verlangen nach Frieden. Ihm lag nur daran, den Vertrag mit dem Kaiser zu entschuldigen, der ihm durchaus nicht durch seinen Wunsch, sondern nur durch Gewalt und Notwendigkeit auferlegt worden. Der König werde sich über seine endliche Befreiung aus unerträglicher Schmach um so mehr freuen, da ihm und den anderen sein Wohlwollen jetzt mehr nützen könne, als da er gefangen gewesen, „zur Heilung so großer Wunden der elenden Christenheit und zur Herstellung des allgemeinen Friedens und der kirchlichen Angelegenheiten und zur Befreiung Deiner Kinder". So hieß es freilich*). Wie aber war der Sinn?

Das „Wollen und Nichtwollen" beherrschte den Papst jetzt gewiß so sehr als je, er verlangte nach Rache, aber er schrak vor dem Wege zurück, der sie bringen konnte. Die Verbündeten verhießen goldene Berge, konnte er aber nach den gemachten Erfahrungen ihrer Macht trauen? Wie lange zögerte doch Lautrec in Bologna! Er meinte wahrzunehmen, daß der französische Feldherr den Angriff auf Neapel nur widerwillig wage. Nun bedrängte der ihn durch Italiener und Franzosen, er solle sich für die Liga erklären. Wie konnte man das von einem so klugen Manne erwarten? Der heilige Vater hatte ja doch vor allem die Pflicht, für den Frieden zu sorgen. Der Kaiser hatte ihm wiederholt geschrieben, dieses Friedenswerk lege er ganz in seine Hand, und was konnte er den Verbündeten nützen, denen freilich seine besten Wünsche gehörten, er, der arme, entsetzlich ausgeraubte Papst? Hätten sie nicht die allgemeine Meinung für sich, er stehe auf ihrer Seite, thue für sie was er könne? Freilich, wenn der Kaiser, an den

*) Molini 1, 280 ff.

er den Bischof von Pistoja geschickt, nicht auf die von ihm geforderten Friedensbedingungen eingehe, dann werde er sich für die Verbündeten erklären, nachdem diese nämlich die gerechten Beschwerden des Papstes beseitigt haben würden. Die Venezianer hatten, wie schon bemerkt, Ravenna und Cervia besetzt, welche ihnen ein Jahrhundert lang gehört und erst Julius II. ihnen geraubt; sie meinten sich um Clemens so große Verdienste erworben zu haben, daß er ihnen diesen alten Besitz gönnen könne. Clemens aber dachte sehr anders. Die Verbündeten mußten für Rückgabe dieser beiden Städte sorgen. Sie mußten ihm auch die Rückgabe von Modena, Reggio und den anderen Plätzen verbürgen, welche der Herzog von Ferrara okkupiert habe. Sie mußten sich mit ihm darüber verständigen, wer das dem Kaiser zu entreißende Neapel regieren solle, und endlich für Ordnung in Florenz sorgen. Das seien die hauptsächlichen Wünsche Sr. Heiligkeit; eine Reihe anderer, von denen man jetzt nicht reden wolle, werde König Franz gewiß auch gern erfüllen*).

Frankreich und England unterließen nichts, um wenigstens einen dieser Wünsche, den auf Ravenna und Cervia bezüglichen zu erfüllen. Sie bestürmten Venedig förmlich, ja sie bedrohten es. Aber die Republik von S. Marco konnte sich nicht überwinden, jene beiden Häfen dem Besten Italiens zu opfern. Ende Mai 1528 sandte sie Contarini nach Viterbo, wohin Clemens neuerdings seine Residenz verlegt hatte, um dem heiligen Vater vorzustellen, er möge doch sein Herz nicht an so weltliche Nichtigkeiten hängen, und ihm das vermeintliche Recht Venedigs klar zu machen. Contarini hatte einen bösen Stand. Die Gesandten Frankreichs und Englands forderten nachdrücklich die Rückgabe der beiden Städte. Contarini setzte ihnen ausein-

*) Sanga (welcher jetzt Giberti's Stelle eingenommen) an den nach Frankreich und England gesandten Nuntius Gambara Orvieto, 9. Februar, und die dem Herrn von Longueval erteilte Antwort. (Lettere di Principi 2, 82 ff.)

ander, wie bedenklich ihr Verfahren sei. Dem Papste liege nicht sowohl an Ravenna und Cervia, als an Modena und Reggio und vor allem an Florenz. Werde Venedig genötigt ihm den Willen zu thun, so würden sich Ferrara und Florenz bedroht halten. Ob man es verantworten könne, diese beiden unentbehrlichen Genossen in dem Augenblicke unsicher zu machen, wo der Herzog von Braunschweig in die Lombardei heruntersteige, die Dinge in Neapel einen bedenklichen Charakter annähmen? Aber je ernster die Lage Italiens sich verdüsterte, desto leidenschaftlicher drang Clemens auf Ravenna und Cervia. Es schien, als wenn ihm jetzt das Heil der Welt an diesem Besitz hänge. Wo war die Begeisterung für die Freiheit Italiens geblieben, wo der Grimm auf die Kaiserlichen? Der Sieg neigte sich eben auf ihre Seite. Schon als er Andrea Doria Frankreich den Rücken kehren sah, rückte er leise, ganz leise zu ihnen. Er ließ zwar Doria dringende Vorstellungen machen, doch den alten Freunden treu zu bleiben, aber, sagte Sanga zu Ascanio Colonna, das sei nur eine leere Freundlichkeit gegen Frankreich; der Papst wisse ja wohl, daß alle Worte bei Doria verloren seien. Schon vorher hatte er dem kaiserlichen Agenten Muxetula zu verstehen gegeben, wenn Braunschweig gegen Süden vorrücke, werde er sich offen für den Kaiser erklären. Aber Braunschweig kam nicht, geriet vielmehr in arge Not, und in Neapel war doch noch nichts entschieden. Anfangs August meinen hier die Kaiserlichen, da die Franzosen, der Papst rüste sich zu Feindseligkeiten gegen sie; wenn wir aber die Sprache des Papstes selbst vernehmen, merken wir wohl, daß die Indignation gegen die Verbündeten, welche ihm Ravenna und Cervia noch immer nicht zurück verschafft, welche Ferrara höchst ärgerliche Freundlichkeiten erweisen*), bei ihm überwiegt. Franzosen und Venezianer, läßt er ihnen sagen, behandelten ihn so

*) Eben war die Vermählung des ferraresischen Erbprinzen Ercole mit Renée von Frankreich gefeiert worden!

ſchlecht, daß er ſich nicht nur dem Kaiſer, ſondern ſozuſagen dem Teufel ergeben müßte. Wenn ſie ſich jetzt ſchon, wo es doch ſo zweifelhaft mit ihnen ſtände, ſo betrügen, was würden ſie erſt thun als Sieger*).

Nun kam die Vernichtung der Franzoſen vor Neapel. Der tief blickende Contarini erkannte, daß damit nahezu die Entſcheidung für den Papſt gekommen ſei. In den eindringlichſten Worten ſtellte er ihm ſeine Pflicht gegen Italien vor. Clemens erwiderte, er wolle jetzt nur noch an das Wohl der Chriſtenheit denken, für Italien habe er nur zu viel gethan und ſich damit lediglich zu Grunde gerichtet. Auch das Wohl der Chriſtenheit, meinte Contarini ein anderes Mal, fordere, daß der Papſt am Bündniſſe feſt- und die verderbliche Macht des Kaiſers fern halte. Dieſes Wohl dürfe er doch nicht ſeinem beſonderen Intereſſe opfern, er müſſe das Beiſpiel der Uneigennützigkeit geben. Die anderen Fürſten ſeien in der chriſtlichen Republik wie Privatperſonen, ihm aber habe Chriſtus die Sorge für das allgemeine Beſte anvertraut. Das Wohl der Kirche hänge doch wahrlich nicht an dieſem kleinen Kirchenſtaate; ehe er beſtanden, habe es eine Kirche und zwar eine herrliche Kirche gegeben. Sie ſei die Gemeinſchaft der Chriſten, jener Staat nicht mehr, als der jedes anderen italieniſchen Fürſten. Er rede wohl die Wahrheit, entgegnete der heilige Vater, die Welt aber ſei ſo geworden, daß der Schlaueſte und Geſchickteſte am meiſten geſchätzt werde. Der Weg, den Contarini empfehle, ſei wohl der richtige, auf dem anderen liege der Ruin Italiens; aber die Welt habe für ſolchen Wandel keinen Sinn und der Rechtſchaffene gelte für einen Dummkopf**). Was half es, daß Contarini auf die heilige Schrift verwies, die nichts als Wahrheit und Tugend predige, auf die mit dem Blute Chriſti erkaufte Kirche, welche der Papſt als Statthalter

*) Lettere di Principi 2, 109 b. Man leſe die klaſſiſche Relation Contarini's Albèri II, 3, 260 ff.

**) De Leva 2, 503 ff.

Christi stützen müsse! Sein Evangelium war die Klugheit der Welt.

Die übrigens dieses Mal den Papst das Interesse seiner Kirche besser wahren ließ, als wenn er dem frommen Venezianer gefolgt wäre, welcher den Vorteil Venedigs und die doch verlorene Unabhängigkeit Italiens mit dem Wohl der Christenheit verwechselte. Nach dem traurigen Ende des neapolitanischen Feldzuges konnte ein wirklich kluger Mann nicht wohl mehr daran zweifeln, daß der Kaiser trotz allem auch dieses Mal wieder in Italien Sieger bleiben werde. Und einem klugen Papste hätte es längst klar werden sollen, daß er mit seiner Feindschaft gegen den Kaiser die Kirche ins Verderben führe. Und wenn er, nachdem der Traum von Italiens Unabhängigkeit verflogen war, wenigstens mit seiner unglücklichen Heimat Mitleid empfand, so trieb das auf denselben Weg. Ein namenloses Elend herrschte von Neapel bis an die Alpen: überall Hungersnot, überall Verzweiflung, in manchen Gegenden neben dem großen der oft schrecklichere kleine Krieg zwischen Parteihäuptern, Städten, Landschaften. In Neapel war mit der Vernichtung des französischen Heeres der Kampf keineswegs beendigt. Französische und venezianische Hauptleute, von den einheimischen Gegnern der spanischen Herrschaft unterstützt, setzten an einer Reihe vereinzelter Punkte den Krieg um so verzweifelter fort, als in Neapel grausame Rache die Abgefallenen zu verfolgen begann. Im Kirchenstaat flammte der alte Haß zwischen Colonna und Orsini auf. Um Siena und Perugia wurde gerungen, in Florenz machten einander die Parteien die Herrschaft streitig. Und je aussichtsloser sich die großen Mächte um den aus tausend Wunden blutenden Körper Italiens befehdeten, desto sicherer zeigte sich der immer trostlosere Ruin des unseligen Landes als das einzige Resultat dieses Krieges.

Aber die unentschlossene Klugheit ließ den Papst nur sehr langsam aus der schwankenden Stellung zwischen den Parteien herauskommen. Konnte das Kriegsglück sich nicht doch noch einmal

wenden? War er der immer weiter entgegenkommenden Verheißungen des Kaisers wirklich sicher? Mußte er vor ihm nicht auch dann zittern, wenn er sie alle erfüllte? Aber auf der anderen Seite konnte ihm doch nur der Kaiser geben, wonach sein Herz verlangte. Ravenna und Cervia, das sah er wohl, bekam er durch die Verwendung von Frankreich und England nicht. Florenz war wie Ferrara durch die Liga gegen seine Ansprüche gesichert. Und der Kaiser konnte sofort gar viel für ihn thun. Er konnte ihm Ostia und Civitavecchia zurückgeben, ihm die Rückkehr nach Rom ermöglichen, die noch immer in Neapel festgehaltenen Kardinäle befreien. So ließ er es schon am 6. September zu, daß ihm die Kaiserlichen den Zelter als erneute Huldigung für Neapel zuführten, wogegen die Liga vergeblich gearbeitet. Am 5. Oktober verließ er Viterbo, um dem Wunsch der Kaiserlichen gemäß nach Rom zurückzukehren, nachdem den Tag zuvor Quiñones in Viterbo und Rom als Kardinal von S. Croce war verkündigt worden. Ueber die Bedeutung dieses Akts konnte niemand zweifelhaft sein. Mit ängstlicher Ungeduld erwartete Clemens die Rückkunft des neuen Kardinals aus Spanien, der ihm volle Sicherheit über des Kaisers Absichten bringen sollte.

Aber erst Anfang Januar 1529 traf S. Croce in Rom ein, und kaum war er da, so sank der Papst auf ein schweres Krankenlager. Wochenlang schwebte sein Leben in ernster Gefahr.

Um den Fortgang der Verhandlungen zu verstehen, müssen wir uns über die allgemeine Weltlage orientieren. Wenn es im Sommer 1527 und noch mehr seit den Vorfällen des Januar 1528 geschienen hatte, als würden sich nun Frankreich und England mit vereinten Kräften und unwiderstehlicher Energie auf die Länder des Kaisers stürzen, so war das keinen Augenblick geschehen. König Franz erschöpfte alle seine Mittel in Italien; gegen Spanien machte er nicht einmal einen Versuch und an der niederländischen Grenze brachte er es nicht über unbedeutende Einfälle hinaus. Hätten die Verbündeten

wirklich Ernſt gemacht, ſo wären die Niederlande verloren geweſen. Aber England, welches ſich überhaupt eigentlich nicht als im Kriege mit dem Kaiſer befindlich anſah, weshalb auch ſein Geſandter am ſpaniſchen Hofe weilte, wie am engliſchen der kaiſerliche, England fand es gar nicht in ſeinem Intereſſe, dieſe für ſeinen Handel ſo wichtigen Gebiete mit Krieg zu überziehen, beſchränkte ſich vielmehr darauf, die niederländiſche Fiſcherei und Schiffahrt zu beläſtigen. Seine inneren Verhältniſſe waren nicht danach angethan, von den Unterthanen große Opfer zu fordern. Das Volk wie der Adel ſah mit Widerwillen auf das franzöſiſche Bündnis, für deſſen Förderung niemand Luſt hatte, außerordentliche Laſten zu tragen. Eine Menge beſonderer Umſtände, wiederholte Mißernten, die furchtbare Plage des engliſchen Schweißes, kamen hinzu, die allgemeine Unzufriedenheit auf einen bedenklichen Punkt zu ſteigern*). König Heinrich war ganz von ſeinem Ehehandel erfüllt, und Wolſey hatte allmählich Grund, an die Behauptung ſeiner mehr und mehr durch eben jenen Handel bedrohten Stellung zu denken. Auch Englands Intereſſen wurden ſo in merkwürdigem Umfange an den Verlauf des Kampfes in Italien geknüpft. Denn der König konnte ſeinen immer heftigeren Wunſch, die Ehe mit Katharina gelöſt zu ſehen, nur mit Hilfe des Papſtes zu erreichen hoffen, und auf dieſe Hilfe durfte er nur dann zählen, wenn die Liga in Italien ſiegte. Denn vom erſten Beginn des Handels an hatte der Kaiſer die Sache ſeiner Tante Katharina durchaus zu ſeiner eigenen gemacht. Er meinte, die Ehre ſeines Hauſes hänge daran, daß Katharina in ihrem ehelichen Rechte geſchützt werde. Er verfolgte den Gang der darüber in England geführten Verhandlungen faſt mit größerer Aufmerkſamkeit, als irgend eine andere der vielen Sorgen, welche ihn fortwährend bedrängten. Katharina, ſo von dem

*) Siehe die lebendige Schilderung bei Brewer, The reign of Henry VIII. 2, 260 ff.

mächtigen Neffen gestützt, beraten, ermutigt, wies alle Zumutungen ihres ungetreuen Gemahls, freiwillig zurückzutreten, mit unerschütterlicher Beharrlichkeit zurück. Es wurde bald genug auch Karl klar, daß seine Tante nur durch eine widrige Entscheidung des Papstes aus ihrer Stellung verdrängt werden könne, wenn dieser nämlich den einst von Julius II. für ihre Ehe erteilten Dispens für ungültig erklärte. Je eifriger sich nun die englische Diplomatie bei Clemens bemühte, ihn zu dieser Erklärung zu vermögen, um so lebhafter wurde das Interesse des Kaisers, den Papst auf seine Seite zu ziehen und mit seiner Hilfe die englischen Anschläge zu vereiteln.

Die Zustände in England nahmen seit dem Frühling 1528 eine so widrige Gestalt an, Handel und Verkehr erlitten so ärgerliche Störungen, daß es wünschenswert erschien, wenigstens mit den Niederlanden auf freundlichen Fuß zu kommen. Und Margarete ihrerseits war so von tausend Schwierigkeiten gequält, von unbeschreiblicher Geldnot, von der nicht selten bedrohlichen Widerspenstigkeit namentlich der Prälaten und Städte*), daß sie selbst ohne die Zustimmung ihres Neffen am 15. Juni 1528 einen achtmonatlichen Waffenstillstand mit Frankreich und England abschloß. Denn König Franz, welcher den Anforderungen des italienischen Kriegs nicht mehr zu genügen vermochte, England um jeden Preis auf seiner Seite erhalten mußte, von einem Kampfe mit den Niederlanden nichts hoffen konnte, er hatte, wenn auch widerwillig, in den englischen Wunsch sich fügen müssen. Nun aber geschah es, daß an diesen ersten Akt sich alsbald weiteres knüpfte. Die von König Franz an den Kaiser gerichtete Herausforderung hatte zwar, wie natürlich, keine ernsten Folgen gehabt; man stritt sich monatelang über die Formalitäten des Zweikampfs und, da man sich selbstverständlich darüber nicht einigen konnte, schlief die Sache ein, indem der eine die Schuld auf den anderen warf. Der

*) Henne 4, 106 ff. 124 ff.

Kaiser hatte den seltsamen Handel außerordentlich ernst genommen*), mußte sich schließlich doch aber auch beruhigen. Inzwischen wurde die Lage der gefangenen französischen Prinzen recht unbarmherzig verschlimmert, so daß sich ihr Vater und noch mehr ihre Großmutter über das Schicksal der Kinder ernstlich zu beunruhigen Grund erhielten. Und wozu diese schwere Sorge länger tragen, da ja doch nach dem traurigen Ausgang des Unternehmens gegen Neapel unverkennbar für Frankreich immer mehr die Hoffnung schwand, gegen den Kaiser etwas auszurichten? Wenn so am französischen Hofe die Sehnsucht nach dem Ende dieses aussichtslosen Kampfes wuchs, so hatte Margarete allen Grund, diese Empfindung zu teilen. Schon im Frühling 1526 hatte sie den Kaiser gemahnt, wohl zu bedenken, wie die Niederlande die Last eines neuen Krieges tragen möchten. Auch jener Waffenstillstand erleichterte ihre Not nur ein wenig. Schwieg der Kampf auf der französischen Seite, so war er wieder um so heftiger mit dem Herzoge von Geldern ausgebrochen, und wenn auch ihren Waffen hier überraschendes Glück folgte, so drohte doch die Unmöglichkeit, die Truppen zu bezahlen, mit den ärgsten Verdrießlichkeiten. Die Soldaten meuterten, die immer wieder angerufenen Stände weigerten sich immer hartnäckiger. Nur mit grellen Verfassungsverletzungen konnte die Regentin die nötigsten Summen herbeibringen**).

Unter diesen Umständen fand die kluge Frau, es empfehle sich, eine Anknüpfung mit dem französischen Hofe zu versuchen, von dessen Stimmung sie wohl gehört haben mochte. Als sie

---

*) Man sehe, wie er die Gutachten aller spanischen Notabilitäten darüber einforderte (Coleccion de documentos inéditos 1, 47 ff.), wie noch Sandoval den Handel mit einer Ausführlichkeit schildert, als hätte er die größte Bedeutung gehabt. Sehr richtig schrieb Transsylvanus den 20. August an Alph. de Valdés: sentio exitum comicum potius quam tragicum futurum.

**) Henne 4, 192. 201 ff.

Herrn des Barres nach Paris ſchickte, um ihre Ratifikation jenes Waffenſtillſtandes zu überbringen, gab ſie ihm den Auftrag, das Terrain zu ſondieren. König Franz beſchwerte ſich gegen des Barres zwar bitter über das ihm vom Kaiſer gethane Unrecht, ſprach aber zugleich ſein Bedauern aus, daß es gerade mit dieſem Herrſcher, deſſen Freundſchaft er mehr geſucht habe als die eines anderen Fürſten, zu heftigſter Entzweiung gekommen ſei. Noch weiter ging die Mutter des Königs. Sie beteuerte, alles gethan zu haben, um die Herausforderung zu hintertreiben; ſie bejammerte das entſetzliche Elend, das dieſer endloſe Krieg über die ganze Chriſtenheit bringe, und ſchloß mit der Erklärung, ſie und Margarete hätten den natürlichen Beruf, alles für die Herſtellung des Friedens zu thun*).

Des Barres war nicht lange nach den Niederlanden zurückgekehrt, als einer der vertrauteſten Räte des franzöſiſchen Königs, Bayart, in Mecheln erſchien, um Verhandlungen mit Margarete anzuknüpfen. Er komme, ſagte er, im geheimen Auftrage der Herzogin von Angoulême, ohne Wiſſen ihres Sohnes, des Königs Franz, um die Mittel für Herſtellung des Friedens zu erwägen. Aber die von ihm überbrachten Vorſchläge ſchienen Margarete ſo ungenügend, daß ſie daraufhin den Kaiſer nicht anzugehen wagte. Fünf Wochen ſpäter war Bayart ſchon wieder da. Jetzt, ſcheint es, hatte die Herzogin ihren Sohn bereits eingeweiht; die von ihr aufgeſetzten Artikel, ließ ſie ſagen, ſeien das Aeußerſte, wozu ſie den König habe beſtimmen können. Die Notwendigkeit des Friedens, nicht nur für die Kriegführenden, ſondern für die ganze Chriſtenheit, wußte Bayart beredt zu ſchildern: die Ketzerei freſſe immer weiter um ſich, der Türke drohe von neuem mit ſchwerem Unheil, nur die vereinigten Kräfte der Fürſten könnten die Chriſtenheit retten. Wenn aber der Friede unentbehrlich, ſo könne er nur durch ſie, Luiſe und Margarete, zu ſtande gebracht werden, da ihr Sohn

*) Le Glay 2, 676 ff.

und Neffe ſich ſo gegeneinander erhitzt, daß ſie ſchwer den Weg zu freundlichem Verkehr finden würden. Außerdem würde ihre geheime Verhandlung die Schwierigkeiten umgehen, welche ſonſt von den Verbündeten des Königs, namentlich von England und dem Papſt, würden bereitet werden. Der König könne dann alle Schuld auf ſie, ſeine Mutter, werfen. Margarete zog nun ihre Vertrauten zur Prüfung des von Bayart vorgelegten Entwurfs heran. Man einigte ſich ſo ziemlich. Die Herren von Roſimbos und des Barres ſollten ſich jetzt zum Kaiſer begeben. Aber nachdem ſie in Paris mit König Franz und ſeiner Mutter geredet, kehrten ſie noch einmal zu Margarete zurück und erſtatteten dann am 31. Dezember einen ausführlichen ſchriftlichen Bericht an den Kaiſer, worin ihm die großen Vorteile eines ſolchen Abkommens mit Frankreich ans Herz gelegt wurden: er werde aus ſeiner Geldnot gerettet, könne in Italien und Deutſchland Ordnung machen, ſeinem Bruder Ferdinand die dringend nötige Hilfe leiſten; auf der anderen Seite werde ſich Frankreich durch ein ſolches Vorgehen England und Italien entfremden und, an Geld und Menſchen erſchöpft, lange Ruhe halten müſſen.

Etwa zugleich mit dieſem Bericht wird der Kaiſer eine Botſchaft ſeines Bruders Ferdinand erhalten haben, welche den Vorſtellungen Margaretens erhöhtes Gewicht verleihen mußte. Der König von Ungarn hatte am 8. Dezember dem Geſandten des Kaiſers D. Antonio de Mendoza und ſeinem Oberſtallmeiſter D. Pedro de Cordova den Auftrag gegeben, zum Kaiſer zu eilen und ihm die furchtbare Gefahr zu ſchildern, mit der ihn ein mit gewaltigen Rüſtungen vorbereiteter Angriff des Türken bedrohe. Er ſelbſt werde zwar die äußerſte Anſtrengung machen, den ſchrecklichen Feind abzuwehren; ſeine Kräfte reichten aber dazu von ferne nicht aus; nur der Kaiſer könne Ungarn und Deutſchland retten, die ganze Chriſtenheit vor ſchlimmſtem Verderben bewahren; aber es ſei die größte Eile nötig*).

*) Gevay I, 2, 52 ff.

Lange ehe dieſe Botſchaften in Toledo eintrafen, wo der Kaiſer damals weilte, war er von einer bei ihm ſehr auffallenden Ungeduld erfaßt worden, endlich perſönlich in den großen Kampf einzutreten, dem er ſo lange aus der Ferne hatte zuſehen müſſen. Wir wiſſen ja, wie er ſeit Jahren den Wunſch hegte, nach Italien zu gehen, ſich dort krönen zu laſſen und dann im Reiche die Ketzerei niederzuwerfen. Die immer neu ſich entgegentürmenden Hinderniſſe ſchien er indeſſen mit dem ihm eigenen Gleichmut zu ertragen. Aber im September 1528 fing ihm der Boden an unter den Füßen zu brennen. Er fand es durchaus nötig, in Italien einzugreifen. Er wollte nach Neapel fahren, um das, wie er noch meinte, ernſtlich bedrohte Königreich zu retten. Und auch als er wußte, daß die dringende Gefahr dort glücklich beſeitigt worden, hielt er an der Abſicht feſt, ſich in den Mittelpunkt der Dinge zu ſtellen. Es drängte ihn, wie Oranien ſchreibt, „der ganzen Welt zu erkennen zu geben, was bisher nur wir, ſeine Diener, gewußt haben, daß er ein ſolches Herz hat, wie er hat“ *). Seit er die Verbindung mit Doria gewonnen, war ja die Ueberfahrt nach Italien ziemlich geſichert. Und was könnte er da perſönlich ausrichten? Würde er nicht raſch mit dem Papſt ins reine kommen? Würde er nicht die Feinde ſchrecken, die Freunde ermutigen? Würde nicht ſein Erſcheinen in Italien ſofort auf Deutſchland wirken? War es nicht ſeit dem Beginn des großen Kampfes immer eine Hauptſorge Frankreichs geweſen, ihn von Italien fernzuhalten, immer der ſehnlichſte Wunſch des Bruders, er möge dahin gehen? „Der Kaiſer kann überzeugt ſein,“ ſchrieb Oranien, „daß ſeine Perſon allein ſo viel wert ſein wird wie zehntauſend Mann.“ Aber freilich, fügte er hinzu, würden auch große Zurüſtungen nötig ſein, um der Ankunft des Kaiſers ihre entſcheidende Wirkung zu ſichern. Nicht nur für die Bezahlung der Truppen, ſondern vor allem auch für ihre Er-

*) Papiers de Granvelle 1, 434.

nährung in dem überall von Hungersnot heimgesuchten Lande müsse gesorgt werden.

Wie eigentlich immer, hing auch jetzt wieder alles an der Geldfrage. Die Bewilligungen der castilianischen Cortes vom Frühling 1828 waren natürlich längst verzehrt. Die während des Sommers in Monzon mit den Cortes von Aragon geführten Verhandlungen*) ergaben wie gewöhnlich ein sehr bescheidenes finanzielles Resultat. Seit dem Frühling war Hurtado de Mendoza für den Kaiser am portugiesischen Hofe thätig, um vermittelst einer Abkunft über den Handel mit den Gewürzinseln eine beträchtliche Summe zu gewinnen. Aber die Portugiesen waren von unleidlicher Zähigkeit. Sie merkten wohl, wie es dem Kaiser auf die Finger brannte, und schleppten die Sache aus einem Monat in den anderen. Endlich im Dezember gaben sie eine Erklärung. Sie war so unbefriedigend wie möglich. Wir haben einen Brief des Kaisers vom 23. Dezember, worin er seinen Verdruß mit sehr ungewöhnlicher Lebhaftigkeit ausspricht. Seine ganze Rechnung war auf dieses portugiesische Geschäft gebaut und nun stürzt der schöne Bau ein. Seine Räte behaupten, er brauche 5—600000 Dukaten für die Reise. Er aber wird sich mit 300000 begnügen, ja, wären es auch noch 50000 weniger. Einen Monat später steht es noch ebenso. „Ich weiß nicht," ruft er, „woran zum Teufel es liegt, daß es mir bis jetzt trotz aller Mühe nicht gelungen ist, Geld zu finden, nur 300000 Thaler. Ich glaube, weil alle meiner Reise entgegen sind, machen sie mir so ärgerliche Schwierigkeiten. Am Abend meine ich alles in Ordnung gebracht zu haben, den anderen Morgen bin ich weiter entfernt davon als je. Gott weiß, wie schöne Geduld ich da brauche" **).

Das Gesagte wird die Gesamtlage des Kaisers zur Genüge

*) Danvila 2, 80 ff.

**) Karl an Montfort, Toledo 23. Dezember 1528, 24. Januar 1529 (Papiers de Granvelle 1, 441 ff.). Vgl. die Berichte Mendoza's aus Lissabon bei Gayangos.

erklären. Wenn er sich fast ein Jahr vergeblich abmühte, 300 000 Dukaten zusammen zu bringen, wenn seine spanischen Hilfsquellen so erschöpft waren, daß er sich nur durch einen Handel mit Portugal helfen zu können meinte, wenn der Krieg Neapel verwüstet hatte, die Niederlande ihre Truhen fest geschlossen hielten, der Bruder alle seine Kraft gegen den Türken brauchte und lange nicht damit ausreichte, wie konnte er dann an eine energische Fortsetzung des Kriegs denken? Und wenn das nicht möglich war, so mußten jene Mitteilungen Margaretens und Ferdinands sogar seine Hartnäckigkeit in Geneigtheit zum Frieden umstimmen. Und wenn der Friede notwendig geworden war, so verstand es sich von selbst, daß er vor allem mit dem Papste zum Abschluß gebracht werden mußte.

Die Verhandlungen in Rom waren wie im Sommer 1527 so auch jetzt wieder sehr verschiedenen Personen anvertraut, einmal dem uns bekannten Kardinal von S. Croce, sodann einem hervorragenden Mitgliede des Rats von Aragon, Miçer Miguel Mai. Dieser Aragonese war ein Mann vom Schlage Juan Manuels, ein scharfer Kopf, ein kühner rücksichtsloser Charakter, nur dem Interesse seines Herrn ergeben. Kaum ist er in Rom eingetroffen, so durchschaut er die Lage vollständig. Die klugen Reden des Papstes und der Kardinäle täuschen ihn keinen Augenblick. Er hat alsbald alle Maßregeln getroffen, die Intriguen der Feinde, die schwankenden Bewegungen der Kurie ausspähen zu lassen. Mit dem stolzen Gefühl, einer zur Herrschaft berufenen Nation anzugehören, schreitet er sicher durch die Kabalen der Italiener, durch die Anschläge der Liga hindurch, immer das Ziel fest im Auge: der Papst muß gezwungen werden, dem Kaiser die Hand zu reichen. Aber wie wenig wird er da von S. Croce unterstützt, der „gewohnt ist mit allen Winden zu segeln", dem der Papst mehr gilt als der Kaiser, und der, statt selbst fest zuzugreifen, alles von Gott erwartet!

Der Beginn seiner Thätigkeit fiel in die Zeit der schweren Erkrankung des Papstes. Mehr als einmal fürchtete man den

Tod desselben. Was sollte dann werden? Die Mehrzahl der Kardinäle, dem Kaiser feindlich, erklärte, dann würden sie Rom verlassen, um die Wahl des neuen Papstes frei vom kaiserlichen Druck vornehmen zu können, da Ostia und Civitavecchia noch von den Kaiserlichen besetzt seien. Es war umsonst, daß der Kaiser die bindendsten Zusagen erteilte, die Kardinäle sollten sich absoluter Freiheit erfreuen, er wolle keinen Parteipapst, sondern einen wirklichen Vater der Christenheit; umsonst, daß Mai diese Zusagen mit dem größten Nachdruck geltend machte. Denn S. Croce selbst erklärte, er würde dann mit den Kardinälen gehen. Alles kam darauf an, den Feinden durch die Rückgabe jener beiden Plätze jeden Vorwand zu entziehen. Oranien befahl sie, aber die in den Festungen kommandierenden Spanier weigerten sich sie zu räumen, ehe alle Forderungen ihrer Soldaten erfüllt seien. Noch war diese Schwierigkeit nicht beseitigt, so kam eine andere: die Nachricht von der festen Absicht des Kaisers nach Italien zu gehen. Sie verbreitete namenlosen Schrecken. Der Papst erklärte, er wolle vielmehr den Kaiser in Spanien aufsuchen. Wie oft hatte er das seit Jahren angekündigt! Jetzt schien es voller Ernst, aber Mai ließ sich nicht täuschen. Er will, schrieb er, dadurch nur die Reise des Kaisers durchkreuzen. Ist ihm das gelungen, wird er schon Gründe finden, zu Hause zu bleiben. Die Gesandten der Liga spannten jetzt alle Nerven an, den Papst festzuhalten. Es war ein unglaublich erbittertes Ringen um den kranken schwachen Mann.

„Ich kann nicht leugnen," schreibt Mai am 16. März, „daß der Papst jetzt eine Art guten Willen zeigt und eine richtige Vorstellung von der Macht und Klugheit des Kaisers hat. Zugleich aber fürchtet er die Verbündeten. Er sieht in beiden Teilen seine natürlichen Feinde und wünschte nichts mehr, als die Ultramontanen, wie er sie nennt, aus Italien zu entfernen. S. Croce sagte er schon voriges Jahr, wäre er gezwungen, zwischen dem Kaiser und König Franz zu wählen, so

würde er ſich gewiß für jenen entſcheiden. Aber auf der anderen Seite beklagt er ſich über die in Spanien herrſchende Unordnung, wo man nie erfüllt, was man verſpricht.“ Dieſes ſchwankende, zitternde Weſen galt es bald klug zu umſchmeicheln, bald mit ſtarkem Tritt zu ſchrecken. Clemens wollte durchaus bis zur Herſtellung des allgemeinen Friedens neutral bleiben, Mai forderte kategoriſch den Anſchluß an den Kaiſer. Er ſpähte alle Wünſche des heiligen Vaters aus, um ſie mit der größten Zuvorkommenheit zu erfüllen. Die lange umſtrittene Cruzada wollte Clemens dem Kaiſer nur gewähren gegen ein Trinkgeld von 30000 Dukaten. Mai fand das höchſt unwürdig, aber, ſchrieb er dem Kaiſer, „dieſer Mann iſt ſo klein, ſo niedrig*), daß Ew. Majeſtät gut thut, ihm etwas zu geben“. Die Liga, rief eines Tages der Papſt, würde im äußerſten Falle den Türken zu Hilfe rufen. Um ſo mehr, erwiderte Mai, müſſe er ſie wie das hölliſche Feuer meiden. Gewiß, fuhr Clemens fort, würden Frankreich und England den Kaiſer in Spanien ſelbſt angreifen. Da ſehe er, lautete die Antwort, wie viel jenen Fürſten an Italien liege, in dem ſie doch mit all ihrer Macht nichts ausrichteten.

Je länger ſich der Kampf um den Papſt unentſchieden hinſchleppte und je mehr doch zugleich die Wahrſcheinlichkeit überwog, daß der Kaiſer den Sieg davontragen werde, deſto leidenſchaftlicher beſtürmten Franzoſen und Engländer den armen Mann, von den Kardinälen ihrer Partei unterſtützt. Als Mai Anfang Juni zuſammen mit Andrea del Burgo, dem klugen Vertreter Ferdinands, dem Konſiſtorium der Kardinäle die Bitte um Hilfe der Kirche gegen den Türken übergeben hatte, die Geſandten der Liga alles dagegen aufboten, und einer ihrer Kardinäle erklärte, er wolle lieber unter den Türken als unter den Kaiſerlichen leben, die ſchlimmer als jene, ließ Mai den Papſt wiſſen, wenn er noch einmal von ſolchen Aeußerungen

*) Es muy bajo en gran manera.

eines Kardinals höre, so schwöre er, daß er ihn in seinem eigenen Zimmer töten werde. Er fügte hinzu, des Kaisers Feinde sollten sich doch nicht zu sehr über die Lutheraner wundern: denn wahrlich „rührten sie nicht an den Glauben, in vielen anderen Dingen, welche Rom angehen, haben sie Recht“*).

Man muß anerkennen, daß die Entscheidung für den Papst nicht leicht war. Wie stand doch in Italien alles noch so unsicher! In Neapel hatte Oranien noch immer die Feinde nicht aus Apulien vertreiben können. Die Art, wie die Kaiserlichen im Königreiche Rache übten, weckte allgemeine Entrüstung. „Drei Vierteile des Adels, jammerte S. Croce, werden auswandern, das ganze Königreich ohne Nutzen für Ew. Majestät zerstört werden.“ Karl aber schrieb: die Verräter in Neapel müssen gezüchtigt werden. Mit ihren Gütern stillte man den Gelddurst der Soldaten. Im Kirchenstaate, in Florenz, um Mailand, überall wogte es unberechenbar hin und her. Wohl war längst Unsicherheit in die Reihen der Verbündeten eingedrungen. Mit den Herzögen von Ferrara und Urbino standen die Kaiserlichen in geheimer Unterhandlung. Mantua trat zu ihnen zurück. Sogar Graf Carpi suchte mit ihnen anzuknüpfen. Aber die Furcht vor Karls Erscheinen trieb sie alle wieder zusammen. „Ganz Italien,“ schreibt Mai am 11. Mai, „ist in Waffen. Trotz gegenseitigem Mißtrauen scheinen die italienischen Fürsten durch die gemeinsame Gefahr wieder verbunden zu werden.“ Alle Italiener, bemerkt er ein anderes Mal, werden durch den Abscheu über die von den Soldaten verübten Greuel zusammengehalten. Wie mußte dieses so empfindende Italien gegen den Papst stehen, wenn er, der es zum Kampfe aufgerufen hatte, ihm den Rücken kehrte? Und was hatte er von Frankreich zu erwarten? Und nun gar England!

Frühzeitig hatte König Heinrich, „der Verteidiger des

*) Mai an Karl den 5. Juni. Alle diese merkwürdigen Berichte bei Gayangos.

Glaubens", dem heiligen Vater erklärt, wenn er ihm bei der Auflösung seiner Ehe nicht behilflich wäre, so würde er nicht nur England, sondern auch andere Staaten von Rom losreißen. Clemens hatte im Juni 1528, als die Dinge in Neapel noch günstig für die Verbündeten lagen, den Kardinal Campeggi nach England geschickt, um zusammen mit Wolsey die Untersuchung über den Ehehandel zu führen. Campeggi war seit vielen Jahren so eng und durch so solide Bande an das englische Interesse geknüpft, daß König Heinrich von ihm die bereitwilligste Erfüllung seiner Wünsche hoffen durfte. Leider reiste der Kardinal aber so langsam, daß er in England erst eintraf, als das Glück sich in Italien für den Kaiser entschieden hatte. Natürlich hatte Clemens diesem Umschwunge sofort gebührende Rechnung getragen und Campeggi zu größter Vorsicht ermahnt. Und seitdem war er ja nun immer weiter auf die kaiserliche Seite gedrängt worden. Der Kaiser aber war jetzt offen als der Anwalt seiner Tante in Rom aufgetreten und hatte durch Mai und del Burgo mit immer stärkerem Nachdruck die Forderung erhoben, daß der Ehestreit nicht in England, sondern nur in Rom entschieden werden dürfe, und daß Clemens den von Julius II. erteilten Dispens im Interesse der päpstlichen Autorität selbst gegen alle englischen Drohungen aufrecht erhalten müsse. Im April und Mai wurde zwischen den Gesandten der Liga und den Vertretern des Kaisers um diesen Punkt mit äußerster Erbitterung gerungen. Die Engländer setzten dem armen Papste so zu, daß er einen bedenklichen Rückfall erlitt, und abermals die Gefahr seines Todes die ungemein komplizierte Lage noch mehr verwickelte.

Nichtsdestoweniger hatte sich Clemens, wenn ich nicht irre, bereits entschieden. Mitte März war plötzlich das alte Haupt der französischen Partei, der frühere Datar Giberti, welcher sich im Dezember 1527, den Händen der Kaiserlichen glücklich entronnen, nach seinem Bistum Verona zurückgezogen hatte, wieder in Rom erschienen. Eine Weile fürchteten die Kaiser-

lichen, er könne seine alte Macht über den Papst zurückgewinnen. Mit den Diplomaten der Liga sah man ihn in eifrigem Verkehr. Aber Anfang Mai verschwand er ebenso plötzlich, wie er gekommen war. Die Sache, welche er so lange mit so glühendem Eifer vertreten hatte, schien ihm wohl hoffnungslos. Sie war es.

Mai sah sich in der Lage, einen Wunsch des Papstes nach dem andern zu erfüllen. Ravenna, Cervia, Modena, Reggio und vor allem Florenz sollten dem Papste oder seinem mediceischen Hause zurückgegeben werden, ja dieses Haus durch Heirat mit dem kaiserlichen verbunden werden. Nun fanden es die Republikaner von Florenz zweckmäßig, den Papst, von dessen Entscheidung in diesem Augenblicke für das Schicksal Italiens fast alles abhing, persönlich auf das tiefste zu kränken. Wütend erklärte da Clemens einem der englischen Gesandten, er wolle lieber der Kaplan, ja der Stallknecht des Kaisers sein, als sich so von seinen Unterthanen behandeln lassen. Wenige Tage, nachdem er erfahren, daß seine erbittertsten Feinde Herren von Florenz geworden, beschloß er, den Bischof von Vasona nach Spanien zu senden, um dort mit dem Kaiser die langen Verhandlungen zum Ende zu führen. Er meinte, von den Franzosen im Besitz des Kirchenstaates bedroht zu sein*).

In all den endlosen Verhandlungen, welche Mai und S. Croce mit dem Papst führten, ist merkwürdigerweise von einem Punkte sehr lange nie die Rede, von dem man doch nach jener Instruktion Veyre's und dem Vertrage vom 26. November hätte meinen sollen, daß er eine wichtige Rolle spielen würde, von dem Konzil. Erst am 11. Mai bemerkt Mai, zu den Dingen, welche Clemens am meisten geängstigt, hätten die Nachrichten aus Deutschland gehört, wonach es dort so stände, daß sich ohne ein Konzil kaum Rettung hoffen lasse. Da nun sie (er und Andrea del Burgo) gesehen,

*) De Leva 2, 530 ff. Lettere di Principi 2, 172.

daß es ein sehr gefährliches Ding sei, dem Papste das aufbringen zu wollen, was man schwerlich erreichen werde, so hätten sie beschlossen, dieses lästige Hindernis aus dem Wege zu räumen, um nicht ihre sonstigen Verhandlungen unnötig zu erschweren. So habe denn Burgo am 24. April dem Papste gesagt, er möge sich doch nicht durch Furcht vor dem Konzil von der Verbindung mit dem Kaiser und König Ferdinand abschrecken lassen. Dem Kaiser liege mehr an der Ruhe der Welt, speziell Italiens, als an den Neuerungen und Seltsamkeiten, welche Konzile mit sich zu bringen pflegen. Gegen Luther würden sich ja auch andere Heilmittel finden lassen. So habe er gedacht, wenn man in Deutschland geeignete Personen teils durch die Stände, teils durch den Kaiser wählen ließe, und der Papst dann ebensoviele dazu schickte, so würden die wohl die Unruhen und Tollheiten der Lutheraner ohne Aergernis heilen können. „Darauf erhob sich der Papst aus seinem Sessel und rief: Wahrhaftig, Ihr redet die Wahrheit und sprecht klug, und dann würde man ihnen einige Dinge einräumen können, welche am wenigsten anstößig sind.“ Seitdem, bemerkt Mai, fanden wir ihn etwas offener und fröhlicher, und um ja diese günstige Stimmung nicht zu trüben, enthielten sie dem Papste die Meldungen vom Speierer Reichstage vor, wonach das Konzil immer unvermeidlicher schien*).

Mai hatte zwar betont, daß der Kaiser trotz diesem ihrem Verfahren völlig freie Hand habe, auf das Konzil zurückzukommen; aber die Erfahrung zeigte bald genug, daß der Herr über das Konzil genau so dachte wie seine Diener. Es gab ja so viele näher liegende Interessen, welche gewahrt werden mußten. Und hatte Burgo nicht Recht, wenn er von den mit einem Konzil verbundenen Gefahren sprach, Gefahren, welche vielleicht den Kaiser nicht viel weniger bedrohten als den Papst? Erinnern wir uns nun an die Ungeduld, mit der Karl schon

*) Siehe den betreffenden Passus aus Mai's Bericht im Anhang.

im vorigen Herbst die Fahrt nach Italien betrieben hatte, so begreifen wir, daß er den für dieses Unternehmen so wesentlichen Abschluß mit dem Papste nicht geneigt sein konnte, durch Beharren auf dem Konzil zu erschweren, mit dem es ihm wohl kaum jemals voller Ernst gewesen war.

Anfang Juni traf der Bischof von Vasona in Barcelona ein, wo Karl bereits am 30. April angelangt war. Am 10. Juni erteilte er Gattinara, de Praet und Granvelle Vollmacht, die Friedensverhandlungen zu führen. „Vasona," hatte Mai geschrieben, „ist ein vortrefflicher Mann und gut kaiserlich." Er brachte die so lange ersehnte Cruzada und andere Bewilligungen aus den Schätzen der Kirche mit*). So nahmen die Verhandlungen den erwünschtesten Verlauf. Schon am 23. Juni wurde der Vertrag über die Heirat des Herzogs Alessandro de' Medici, des Papstes Neffen, mit Margarete, der natürlichen siebenjährigen Tochter des Kaisers, abgeschlossen. Wenige Tage darauf war das große Friedensinstrument fertig. Am 29. Juni, dem Tage von Peter und Paul, wurde es von den beiderseitigen Bevollmächtigten unterzeichnet und noch denselben Tag vom Kaiser in der altertümlichen Kathedrale zu Barcelona beschworen.

Der heilige Vater, heißt es im Eingange des merkwürdigen Aktenstückes, hat mit tiefem Schmerz den trostlosen Zustand der Christenheit wahrgenommen, welche durch innere Zwietracht an den Rand des Abgrundes geführt wird. Da nun der schreckliche Feind, der Türke, sich rüstet, ihr Verderben zu vollenden, hat er sich entschlossen, an die Herstellung des unentbehrlichen Friedens Hand zu legen, zumal nur so der um sich greifenden Ketzerei Halt geboten werden kann. Von denselben Empfindungen ist längst der Kaiser erfüllt gewesen, der namentlich mit tiefster Betrübnis auf das von seinem Heere in Rom Gethane blickt.

*) Unter anderem auch endlich die Absolution für Ronquillo und die anderen, welche die Gerechtigkeit an dem Bischof von Zamora vollzogen hatten.

Er reicht deshalb dem heiligen Vater freudig die Hand, um durch ihren Bund den allgemeinen Frieden vorzubereiten. Zwischen Papst und Kaiser wird unauflöslicher Friede, Freundschaft und Bündnis bestehen, aber nicht zu irgend jemandes Verletzung, sondern zur Anbahnung des allgemeinen Friedens und zum Schutz ihrer beiderseitigen Rechte und Besitzungen in Italien. Der Papst wird mit Hilfe des Kaisers in seine rechtmäßige Herrschaft über Florenz wieder eingesetzt, er wird ebenso in den Besitz von Ravenna, Cervia, Modena, Reggio und Rubiera zurückgeführt werden. Dafür wird der Papst den Kaiser von neuem mit Neapel belehnen, von diesem Königreiche keine Steuern fordern, vielmehr 24 Kathedralkirchen der kaiserlichen Verleihung überlassen und den kaiserlichen Truppen freien Durchmarsch durch den Kirchenstaat auf dem Wege von und nach Neapel gewähren. Der Kaiser wird sich alsbald nach Italien begeben, die heiligen Füße Sr. Heiligkeit küssen, ihm den schuldigen Gehorsam für das heilige Reich leisten und vom Papste die Krone desselben empfangen. Der Streit um Mailand ist die Quelle aller italienischen Wirren. Um sie zu verstopfen, werden Kaiser und Papst sich so über die Zukunft Mailands verständigen, daß die Ruhe Italiens dadurch gesichert und die übrigen Fürsten um so mehr für den allgemeinen Frieden gewonnen werden. König Ferdinand wird in dieses Bündnis zwischen Papst und Kaiser aufgenommen, sonst aber darf keiner von ihnen ohne des anderen Zustimmung neue Bündnisse schließen. Venedig jedoch soll, sobald es Neapel völlig geräumt, dem Papste Ravenna und Cervia zurückgegeben und die Ansprüche Ferdinands befriedigt hat, in das Bündnis eintreten dürfen.

Da dem heiligen Vater viel mehr um geistliche als weltliche Dinge zu thun ist, er vor allem die Würde des apostolischen Stuhles und die christliche Religion zu schützen hat, viele aber von dem Glauben abgewichen sind und andere in denselben Irrthum zu verstricken suchen; da es nicht weniger dem

Kaiser am Herzen liegt, dieser tödlichen Krankheit ein geeignetes Gegengift zu bereiten, so verpflichten sich der Kaiser und sein Bruder, in aller Weise und mit größtem Eifer diesen Irrtümern entgegen zu arbeiten. Auch der Papst wird, als der gemeinsame Vater und Hirt, alle möglichen geistlichen Mittel darbieten. Wenn aber die Abgefallenen auf die Stimme des Hirten nicht hören und die Mandate des Kaisers nicht beobachten, so werden der Kaiser und der König von Ungarn und Böhmen gegen sie mit Gewalt einschreiten und die Christo angethane Beleidigung nach Kräften rächen, und Se. Heiligkeit wird dafür sorgen, daß die übrigen Fürsten sie dabei nach Kräften unterstützen. Der Kaiser verpflichtet sich zum Schutze der Person Sr. Heiligkeit, seines ganzen Hauses und des apostolischen Stuhles, aller Besitzungen und Rechte der Medici.

Zwei Zusatzartikel trafen über die zur Abwehr des Türken geeigneten Maßregeln Bestimmungen, der in gleicher Weise Italien und Ungarn bedrohe. Der Papst will, da seine Kirche an zeitlichen Mitteln erschöpft ist, wenigstens mit geistlichen Mitteln dazu mitwirken. Er wird die Gottlosen, welche den Türken heranlocken, mit dem Bann züchtigen, dem Kaiser und seinem Bruder aber den vierten Teil der geistlichen Einkünfte in ihren Ländern gewähren, doch so, daß sie ausschließlich zur Abwehr des Türken verwendet werden müssen. Da das kaiserliche Heer in Italien gegen denselben ziehen soll, erteilt der Papst allen, welche sich in Rom und dem Kirchenstaat gegen ihn und den apostolischen Stuhl versündigt haben, Absolution, damit ihre Sünden nicht den heiligen Zug schädigen. Da die dem Kaiser jüngst bewilligte Kreuzzugsbulle ihm nicht zu genügen scheint, wird sie der Papst erweitern*).

So traten Kaiser und Papst wieder zu engstem Bunde

*) Dumont IV, 2, 1 ff. Auch dieses Aktenstück, welches mit den Erklärungen und Schriften der Jahre 1526 und 1527 im schneidendsten Widerspruche stand, mußte Alphonso de Valdés als kaiserlicher Sekretär ausfertigen!

zusammen, um „als die beiden Leuchten, welche Gott zur Erhellung der Christenheit eingesetzt", miteinander die christliche Republik zu regieren, der Kaiser als der „erstgeborene Sohn der Kirche, als Protektor und Schirmer der heiligen römischen Kirche und des apostolischen Stuhles und als das Haupt der Christenheit". An den Dingen dieser Welt liegt ihnen wenig, sie tragen vor allem das Heil der Christenheit auf dem Herzen, sie wollen deshalb miteinander den allgemeinen Frieden herstellen, um dann die Kräfte der ganzen Christenheit gegen Türken und Ketzer zu kehren. Von Konzil, Reform der Kirche ist keine Rede mehr. Wie es war, so soll es wieder werden.

Inzwischen hatten sich Margarete und Luise unablässig bemüht, das von ihnen in die Hand genommene Friedenswerk zu fördern. Die gesamten Verhältnisse Europa's wie ihrer besonderen Staaten kamen ihrem Wunsche entgegen. Man möchte sagen: der Friede lag in der Luft. Schon im Januar drang in Venedig die Meinung durch, Frankreich wünsche den Frieden; die Signorie schloß sich diesem Wunsche von Herzen an, wenn der Friede nur nicht auf ihre Kosten, nur nicht durch den Papst herbeigeführt werde*). Der König von Ungarn mahnte überall, der ungeheuren Gefahr zu gedenken, welche jetzt vom Türken drohe. Die Zustände Frankreichs machten eine Fortsetzung des Krieges fast unmöglich. Der König erging sich gegen die Italiener wohl in großen Worten: bald, er wolle den Kaiser in Spanien angreifen, bald, er werde mit einem großen Heere nach Italien gehen; aber die Thaten waren um so kleiner. Florenz, Venedig, Saint-Pol drängten auf rasche und beträchtliche Geldsendungen, aber der französische Schatz war leer; nur mit den größten Anstrengungen konnten höchst ungenügende Summen zusammengebracht werden. Mit Anstrengungen, welche auf Frankreich wie eine unerträgliche Last drückten. Im Juli 1528 war ein fürchterliches Unwetter über

*) Rawdon Brown 4, 187.

einen Teil des Landes gegangen und hatte die ohnehin schon schlechte Ernte verschlimmert. Der Brotpreis erreichte eine beängstigende Höhe. Im April 1529 sah Lyon eine ernste Erhebung des hungernden Volkes. In dieser Not mußte die Regierung dennoch furchtbar drückende Auflagen fordern. Paris allein sollte 150000 Livres zahlen. Vom Klerus wollte man zwei Zehnten im Betrage von einer Million verlangen*).

Aber trotz all diesem Zwang der Verhältnisse hatten die beiden Frauen Not genug. Als die Herren von Rosimbos und des Barres, welche Margarete an den Kaiser geschickt hatte, mit den Weisungen desselben zurückkehrten, enthielten dieselben Forderungen, welche sie erreichen zu können verzweifelte. In einem ausführlichen Schreiben vom 26. Mai, einem glänzenden Beweise ihrer Umsicht und Klugheit**), legte sie Karl die Dringlichkeit der Umstände und die Notwendigkeit ans Herz, endlich zu einem Abschlusse zu kommen. Der Kaiser hatte unter anderem gefordert, wenn der Friede nicht erreicht werde, müßten auch die Niederlande wieder zu den Waffen greifen: das erklärte sie rundweg für unmöglich. Sie forderte für sich die Freiheit, in der persönlichen Verhandlung mit des Königs Mutter auf eigene Hand abzuschließen, ohne des Kaisers Zustimmung einzuholen. Sie setzte dann die Korrespondenz mit Luise in der Weise fort, daß sie ihr alle möglichen Beweise ihres Vertrauens gab und doch alle Vorteile auf ihrer Seite wahrte. Luise war mehr als je von der Notwendigkeit durchdrungen, ihren Sohn und ihr Land aus einer Krisis zu retten, welche eine abermalige Katastrophe herbeiführen konnte. Sie vertraute Margareten an, welche unermeßlichen Schwierigkeiten ihr bereitet

*) Journal d'un Bourgeois de Paris p. 364 f. Carducci, Paris 16. Februar (Desjardins 2, 1044 f.). Ich wundere mich, in dem eben erschienenen ersten Bande des Catalogue des Actes de François I. sehr wenige Spuren dieser Maßregeln zu finden.

**) Gedruckt bei Lanz 1, 300 ff. Karls Vollmacht für Margarete zur Unterhandlung des Friedens war Zaragoza 8. April datiert.

wurden, wie England und die Italiener die von ihnen beabsichtigte Zusammenkunft zu vereiteln suchten. Vor allem fürchtete sie Wolsey's Erscheinen bei dieser Konferenz. Man müsse, meinte sie, alles so lange geheim halten, daß der Kardinal keine Zeit finde, nach Cambrai zu kommen, wo die beiden Damen zusammentreffen wollten. Margarete möge auch ja den schönen Worten des Papstes nicht trauen. „Er ist," rief sie, „weder für Euch noch für uns, noch für die Kirche eine Wohlthat." Gewiß würden sie manchen schweren Streit miteinander durchfechten müssen, aber ihr guter Wille werde endlich doch zum Ziele kommen *).

So geschah es. Als die beiden Damen am 5. Juli in Cambrai eintrafen, hatte sich die Lage Frankreichs abermals um ein beträchtliches verschlechtert. Man wußte von der vernichtenden Niederlage Saint-Pols bei Landriano, man wußte vermutlich auch schon aus Barcelona, daß der Friede zwischen Kaiser und Papst entweder bereits geschlossen sei oder doch dicht vor dem Abschluß stehe; man wußte endlich, daß Karls Reise nach Italien keinem Zweifel mehr unterliege. Schon am 8. Juli schrieb der Florentiner Carducci, Frankreich werde sich auch den schwersten Forderungen des Kaisers unterwerfen, da die Befreiung der gefangenen Prinzen wichtiger erscheine als alles andere. Es kam dennoch so weit, daß eines Tages (es war am 24. Juli) die Franzosen sich zur Abreise anschickten. Margarete hatte von Frankreich Abtretungen verlangt, welche das französische Lager in die heftigste Aufregung versetzten **). Vielleicht nur, um dadurch, daß sie dann nachgab, die Gegner um so williger zu machen. Der König, welcher in der Nähe jagte, wurde allmählich von peinlicher Ungeduld ergriffen. Er fürchtete, der Kaiser habe ihn im Einverständnis mit dem Papste nur zum besten gehabt, er wolle ihn nur hinhalten, um unge-

*) Siehe die interessanten Berichte von Jean le Sauch, den Margarete an Luise geschickt. Gayangos p. 102 ff.

**) Carducci den 24. Juli.

hindert in Italien erscheinen und dort alles seinem Gebot unterwerfen zu können. Die Italiener schürten diese Stimmung unermüdlich. Der venezianische Botschafter und ein außerordentlicher Gesandter von Florenz eilten zu ihm, um von ihm ein Einschreiten gegen die zu große Nachgiebigkeit seiner Mutter zu erbitten. Aber was boten sie ihrerseits dem Könige für Aussichten? Was ließen ihre Leistungen in der Vergangenheit für die Zukunft hoffen? Der Kaiser stach wirklich am 27. Juli mit einem höchst stattlichen Geschwader in See. Wie konnte man ihm in Italien die Spitze bieten? Luise wollte um jeden Preis diesem entsetzlichen Kriege ein Ende machen, die Enkel aus der grausamen spanischen Haft befreien, in welcher sie nun schon über drei Jahre schmachteten. Aber Margarete ersehnte den Frieden ebenso. Der Fahrt ihres Neffen nach Italien sah sie mit Bangen entgegen. Sie wußte zu gut, wie es mit seinen Geldmitteln bestellt war, sie kannte die Gefährlichkeit des italienischen Bodens genau. Und nun kamen vom Hoflager des Königs Ferdinand aus Linz Nachrichten, welche die Hilflosigkeit gegen die unwiderstehlich durch Ungarn heranrückende Macht des Türken in den ängstlichsten Farben schilderten. Und doch, hieß es, sei die von den Lutheranern und Wiedertäufern drohende Gefahr noch größer. Nur die Eintracht der Häupter der Christenheit könne retten*).

Am 3. August unterzeichneten die beiden Damen den Frieden von Cambrai, welchen sie zwei Tage darauf feierlich beschworen. Margarete hatte über ihre Schwägerin einen vollständigen Triumph errungen. Manche der Punkte, welche sie selbst Ende Mai ihrem Neffen als unerreichbar bezeichnet hatte, waren nun doch von ihr gewonnen worden. Man pflegt zu

*) Carducci schreibt die Wiederanknüpfung der Verhandlungen besonders den eifrigen Bemühungen Schombergs zu, welcher schon am 9. Juli in Cambrai eingetroffen war. Die calliditá e astuzia di questo arcivescovo di Capua maladetto, klagt er am 24. Juli, habe den Abbruch verhindert.

ſagen, der Kaiſer habe durch dieſen Frieden auf das Herzogtum Burgund verzichtet. Vielmehr hieß es im zweiten Artikel, was die durch den Madrider Frieden beſtimmte Herausgabe des Herzogtums Burgund, der Grafſchaften von Auxerrois und Masconnois angehe, „ſo wird der Kaiſer im Intereſſe des Friedens ſich herablaſſen, ſich mit den Rechten zu begnügen, welche ihm zur Zeit jenes Vertrages zuſtanden, um ſie auf freundſchaftlichem und gerichtlichem Wege zu verfolgen; es werden dieſe Rechte und Anſprüche ausdrücklich für ihn und ſeine Erben vorbehalten". Ueberhaupt wurde dieſes ganze Abkommen von Cambrai als eine Beſtätigung und Wiederholung des Madrider Friedens formuliert: dieſer Friede ſoll bis auf vier Artikel in Kraft bleiben. Eine Milderung erfuhr derſelbe inſofern, als Frankreich Burgund nicht herausgeben, Bourbon, oder vielmehr ſeine Erben, nicht in alle Beſitzungen und Rechte wieder einſetzen mußte. Aber eine erhebliche Verſchärfung lag darin, daß Frankreich in Madrid auf alle ſeine Anſprüche in Italien verzichten konnte, ohne damit feierliche Verpflichtungen zu verletzen, während es jetzt ſeine italieniſchen Verbündeten auf das rückſichtsloſeſte preisgab. Denn nicht allein König Franz, ſondern auch ſeine Mutter hatte im Juni wiederholt und in feierlichſter Weiſe den italieniſchen Geſandten ihr Wort gegeben, Frankreich werde ihre Intereſſen wahren, ſie in den Frieden einſchließen. Ja König Franz wiederholte dieſe Zuſage noch im Moment des Abſchluſſes*). Statt deſſen trug Luiſe von Savoyen kein Bedenken, in Artikel 43 die Verpflichtung zu übernehmen, daß dem Papſt alle ſeine Städte und Plätze zurückgegeben, alſo Venedig und Ferrara genötigt würden, ihm Ravenna, Cervia, Modena, Reggio u. ſ. w. auszuliefern. Und was die noch von Venedig in Apulien beſetzten Plätze anging, verhieß Frankreich gar in Artikel 24, wenn die Republik dieſelben nicht in beſtimmter Friſt räume, werde es derſelben ſeine

*) Carducci 26. Juni und 3. Auguſt (Desjardins 2, 1071 und 1099).

Feindschaft erklären und den Kaiser monatlich mit 30000 Thalern unterstützen. Einzig und allein auf Florenz hatte Frankreich eine gewisse, freilich mehr scheinbare als ernstliche Rücksicht genommen, indem Artikel 44 sagte: es werde dafür sorgen, daß sich Florenz vor Ablauf von vier Monaten nach erfolgter Ratifikation mit dem Kaiser verständige. Denn nachdem es dem Papste die Zurückgabe aller seiner Besitzungen zugesagt und in Artikel 27 die Verpflichtung übernommen hatte, sich in keiner Weise in die italienischen Händel zu mischen, verstand es sich von selbst, daß auch Florenz von Frankreich nur noch ohnmächtige Worte hoffen durfte. Ein Hauptziel der kaiserlichen Politik war also durch diesen Vertrag im vollsten Maße erreicht worden: Frankreich überließ Italien unbedingt dem kaiserlichen Einflusse.

Aber auch in betreff Deutschlands hatte sich Frankreich zu dem Versprechen herbeilassen müssen, sich in keiner Weise in die Angelegenheiten des Reichs zu mischen*). Allerdings, die großen militärischen Leistungen, zu denen sich König Franz in Madrid für den Kaiser hatte verpflichten müssen, waren bis auf eine unklare Bestimmung in Artikel 29 fortgefallen, und auch die Sätze der Einleitung, wonach sich die Kontrahierenden wegen der „großen Irrtümer und ketzerischen Unruhen", welche alle Tage zunähmen, und wegen des Angriffs des Türken zu diesem Friedenswerk geeinigt, damit alle christlichen Fürsten ihre Waffen gegen den Türken „und die anderen ungläubigen Feinde unseres christlichen Glaubens" vereinigen können — auch diese Sätze enthielten keine bestimmte Verpflichtung Frankreichs, dem Kaiser gegen Ketzer und Türken Beistand zu leisten. Aber auch für die deutschen Beziehungen war es doch erheblich genug, daß Frankreich auf eine Unterstützung Roberts von der Mark und des Herzogs von Geldern verzichtete.

---

*) Art. 27: ... ledit Seigneur Roy ne se meslera des prattiques en Italie, ny en Allemagne en quelque façon que ce soit, contre ny au prejudice dudit Seigneur Empereur.

Und vor allen Dingen hatte es für die bevorstehende Aktion des Kaisers in Deutschland die höchste Bedeutung, daß dieser Friede von Cambrai seiner Geldnot ein Ende zu machen verhieß. König Franz mußte als Lösegeld für seine beiden Söhne die Zahlung von 2000000 Sonnengoldthalern übernehmen. Davon sollten 1200000 Thaler in dem Augenblick entrichtet werden, wo die gefangenen Prinzen ausgeliefert würden. Mit 280000 Thalern wird Frankreich die Schuld des Kaisers an England tilgen und für den Rest die Besitzungen französischer Unterthanen in den Niederlanden verpfänden. Königin Eleonore wird in demselben Augenblick französischen Boden betreten wie die gefangenen Prinzen, um die Heirat mit König Franz zu vollziehen. Der Kaiser wird also auf dem französischen Throne eine eifrige Wahrerin seiner Interessen besitzen. Ja sogar nach dem fernen Norden dehnte der Friede die Erfolge des Kaisers aus: König Christian von Dänemark wurde in denselben eingeschlossen*).

Man begreift, daß König Franz sich sträubte, eine Urkunde zu vollziehen, welche für ihn eine empfindlichere Demütigung enthielt als selbst der Madrider Friede. Damals war er das Opfer des Kriegsunglücks gewesen, eines freilich auch keineswegs unverschuldeten. Welche Aussichten hatten sich ihm dann aber geboten! Mit England und Italien hatte er dem oft fast völlig hilflosen Kaiser gegenübergestanden. Sein Volk hatte ihm die Mittel zum Kampfe in einem ganz anderen Umfange geboten, als sie der Kaiser bei seinen Unterthanen fand. Aber mit unverbesserlichem Leichtsinn hatte er alle diese Chancen verdorben. Im Dezember 1528, als in Italien alles verloren zu gehen drohte, hatte König Heinrich den geistvollen französischen Gesandten Jean du Bellay gebeten, er möge seinem Könige doch vorstellen, daß er nur ein einziges Jahr seinem Vergnügen etwas weniger lebe und selbst nach der pünktlichen Besorgung

*) Dumont IV, 2, 7 ff.

seiner Geschäfte sehe*). Aber was konnten solche Mahnungen wirken, wo die furchtbare Züchtigung des Jahres 1525 nichts über ihn vermocht hatte!

Die Franzosen mußten von ihren verratenen italienischen Verbündeten die bittersten Vorwürfe hören: sie wüßten jetzt, was sie auf französische Versprechungen zu geben hätten**). Wenn der König sie damit zu beruhigen suchte, daß er beim Kaiser alles mögliche für sie thun werde, so waren sie zu klug, um solchen Worten den mindesten Wert beizulegen, wie ja denn auch in Wahrheit alle Bemühungen des Königs, einzelne Artikel des Friedens nachträglich zu mildern, zu gar nichts führten. Sie rieten ihren Obrigkeiten, da auf Frankreich gar kein Verlaß und von ihm nichts zu hoffen sei, sich so rasch und so gut als möglich mit dem Kaiser zu vertragen.

Wie sich auch König Franz sträubte, die große Entscheidung war in Barcelona und Cambrai gefallen. Als der Kaiser am 12. August in Genua landete, war er Herr der Situation. Allerdings widerstrebten noch die italienischen Gegner, allerdings verbanden sich Venedig und Sforza aufs neue zu gemeinsamer Verteidigung, allerdings zeigte sich Florenz entschlossen, die Unterwerfung unter die Medici mit letzter Kraft abzuwehren; aber in Wirklichkeit hatten die Feinde des Kaisers jetzt nur noch eine Hoffnung: den mit ungeheurer Macht durch Ungarn gegen Wien heranziehenden Türken, dessen Reiterscharen am 21. September vor Ferdinands Hauptstadt erschienen. Wäre es Suleimans ernstliche Absicht gewesen, wie Ferdinand einen Augenblick fürchtete, drei Jahre auf die Unterwerfung Deutschlands zu verwenden, so wurden abermals alle Aussichten des Kaisers zerstört: dann standen Italien und Frankreich voll neuer Zuversicht ihm gegen-

*) Le Grand, Histoire du divonce 3, 253 f.

**) Carducci, den 5. August. Mit bösem Gewissen ging König Franz den Italienern möglichst lange aus dem Wege. Erst am 16. August konnten sie ihn sprechen. Seine Entschuldigungen waren die dürftigsten. Siehe Carducci's Bericht vom 16. August.

über. Gleich die ersten Nachrichten vom Einbruch des Türken in Oesterreich brachten des Kaisers noch schwankende Erwägungen zur Entscheidung. Er konnte jetzt nicht mehr daran denken, Mailand und Venedig mit Krieg zu überziehen, er mußte den Frieden beschleunigen, wozu Ferdinand und Margarete aufs dringendste rieten.

Wie derselbe mit den einzelnen italienischen Staaten in doch noch langen und mühseligen Verhandlungen herbeigeführt wurde, braucht hier nicht erörtert zu werden*). Freundschaft mit dem Papste war jetzt für den Kaiser oberstes Gebot. Dem Papste zuliebe wurde Sforza, dessen zerrüttete Gesundheit seinen baldigen Tod hoffen ließ, als Herr Mailands geduldet, aber so fest an den Kaiser gebunden, daß neue Feindseligkeit von ihm nicht zu fürchten war. Dem Papste zuliebe wurden alle Bitten und Vorstellungen der Florentiner, welchen der Kaiser selbst in wohlthuender Weise zuneigte, abgewiesen und die kaiserlichen Heere am Arno versammelt, um die ruhmreiche Stadt zu brechen, welche seit Jahrhunderten an der menschlichen Bildung schöneren und mannigfaltigeren Anteil genommen hatte, als irgend eine andere. Dem Papste zuliebe wurden auch Venedig erträgliche Bedingungen gewährt.

Ende Dezember waren alle diese Verhandlungen ihrem Abschlusse zugeführt in jenem merkwürdigen, mehrmonatlichen Zusammenleben des Kaisers mit dem Papste. Karl hätte gern Neapel besucht und die Kaiserkrone in Rom empfangen. Aber Ferdinand fand das möglichst baldige Erscheinen des Kaisers in Deutschland so dringend nötig, daß dieser auf jene Wünsche verzichtete. Am 22. und 24. Februar 1530 wurden dann in Bologna jene wunderbaren Festlichkeiten gefeiert, welche nicht das heilige römische Reich deutscher Nation in voller Pracht auferstehen ließen, sondern ein ganz neues Wesen der Welt

*) Man sehe darüber die Aktenstücke bei Gayangos und Rawdon Brown und die Darstellung de Leva's.

offenbarten. Nicht deutsche Kräfte hatten ja den Kaiser nach Bologna geführt. Nicht der König der Deutschen, sondern der katholische König von Spanien, der Herr von Neapel und Sizilien, der Gebieter der Niederlande, der Herrscher der Indien empfing in jenen Tagen die lombardische und die Kaiserkrone aus den Händen des Papstes. Nicht deutsche, sondern spanische und italienische und niederländische Große waren die Zeugen und Träger dieser pomphaften Erneuerung kaiserlicher Herrlichkeit. Ein wesentlich auf romanische Kräfte gestützter Kaiser schien hier die Epoche Karls des Großen zu erneuern. Die beiden Leuchten der Christenheit vereinigten noch einmal ihr Licht, die verwirrte Welt zur alten Ordnung zurückzuführen. Die Türken waren wie 1526, nachdem ihre nicht sehr energischen Angriffe an der tapferen Verteidigung Wiens gescheitert, vom deutschen Boden verschwunden: so konnten nun endlich Papst und Kaiser mit vereinigten Kräften die durch ihre Zwietracht großgezogene Ketzerei niedertreten.

Es mag ja sein, daß sich Clemens in der herzlichen Freundschaft mit dem gewaltigen jungen Herrn, der ihn zwar in tiefstes Elend gestürzt, aber auch aus demselben aufgerichtet hatte, beklemmt fühlte. Wie wunderbar hatte nichtsdestoweniger doch gerade ihm das Glück gelächelt! Aus dem Gefangenen der Engelsburg, gegen welchen sich Florenz empört, dem Venedig und Ferrara eine Stadt nach der anderen entrissen, der hilflos im Kirchenstaat umhergeirrt, war nun wieder das Haupt der Christenheit, der Herr des Kirchenstaats, der Schiedsrichter der italienischen Geschicke geworden.

Wie klein, wie sehr klein fanden wir diesen Medici fast in jedem Moment seines Papats! Immer nur auf die engen Interessen des italienischen Kleinfürsten bedacht, immer in all seinen klugen Rechnungen, seinen die Welt umspannenden Anschlägen durch die eigene angsterfüllte Seele gestört, überall der Schmied seines Unglücks, stand er nun doch da als der Triumphator, welcher den mächtigen Kaiser glücklich an seinen

Wagen gespannt. Wie in allem das denkbar stärkste Gegenstück zu dem Wittenberger Professor, der mit gewaltigem Wort sein Volk geweckt und dem nun trotzdem das Verderben sicher schien: der Florentiner immer mit ängstlich lauerndem Blick die ganze weite Welt auf die Chancen kleinen Gewinns prüfend, der Deutsche immer selbst von den größten Weltbegebenheiten völlig unberührt, jener immer mit gespitztem Ohr auf jedes Anzeichen sich ändernder Konstellationen lauschend, dieser immer nur in das vertieft, was er für seines Gottes Gebot hielt, jener, wenn es nicht anders ging, bereit, mit den Freunden des Türken selbst die verhaßte Macht des eifrig katholischen Kaisers abzuwehren, dieser in unbeirrter Gutgläubigkeit seine Deutschen aufrufend, sich unter die Fahne dieses Kaisers gegen den Türken zu scharen. Weltklugheit und Weltverleugnung waren sich nie in so klassischer Verkörperung gegenüber getreten, wie in diesem Clemens und in diesem Luther. Eine höchst kleinliche, höchst engherzige, von allen tieferen sittlichen Antrieben und Kräften entblößte Weltklugheit, die jetzt nichtsdestoweniger über alle Schwierigkeiten triumphiert zu haben schien.

Und doch hatte es der wunderbare Gang der Dinge so gefügt, daß die triumphierende Klugheit im Moment des Triumphes selbst sich eine unheilbare Wunde schlug. Als Clemens den Abschluß jenes Vertrags von Barcelona erfuhr, welcher ihm die Erfüllung aller seiner Herzenswünsche verhieß, stand er nicht länger an zu thun, was der Kaiser so lange vergeblich von ihm erbeten hatte: am 16. Juli rief er die Entscheidung des englischen Ehehandels vor sein Tribunal nach Rom. Damit verlor König Heinrich die letzte Hoffnung, im Einvernehmen mit Rom seine Ehe zu lösen. Jetzt that er, womit er lange gedroht: der „Verteidiger des Glaubens" verwandelte sich in das Haupt einer neuen Ketzerei. Wolsey's Herrlichkeit brach schrecklich zusammen. England schickte sich an, dem stammverwandten Deutschland im Kampfe gegen Rom zur Seite zu

treten, wie tief auch die Kluft war, welche Urſprung und Verlauf der engliſchen Kirchenerneuerung von der deutſchen ſchied. Des Kaiſers an ſich berechtigter Eifer, die Ehre ſeines Hauſes zu hüten, hatte zwar den Papſt gewonnen, ſeine Tante aber nicht gerettet und England in eine Bahn gedrängt, auf welcher es, wenn auch erſt nach ſeinem Tode, der gefährlichſte Feind ſeiner katholiſch-ſpaniſchen Macht werden ſollte.

Anhang.

1. (Zu Seite 439.)

Gemeinſchaftliche Depeſchen der drei venezianiſchen Geſandten Contarini, Navagero und Priuli.

Toledo, 6. Juli 1525. Havemo inteso da persona molto interessata del magnifco Gran Cancellier che sua Sria ha dimandato licentia ala Mtà Cesea et la ha habuta. Dà altri poi ci è stà ditto che ben paresse che lo Imperator alla prima li assentisse quasi di dar licentia che domandava, poi meglio considerata la cosa non ge la data ... Dicono la causa del dimandar licentia esser, perche da alcuni secretarj li erano usurpate molte cose pertinente al carico suo, cose che li parea contra alla dignità sua et anche quel che meritava la longa servitù che haveva habuta con sua Mtà, che li havea ditto che li desse un memoriale di quel che dimandava, che vederia di far tutto quel che rechiedeva et che voleva che continuasse al ben servir che havea sempre fatto et faceva a sua Mtà.

Depeſche der drei Oratores. Toledo, 9. Juli 1525. Ritornando mò alla cosa del Mco Gran Cancellier della qual dessemo noticia al Cons. de X perche alhora era molto secreta, hora mo è publica et resoluta bene integramente la significamo a V. Sertà. — Sua Magnificentia adunque vedendo che molte giurisdition sue erano usurpate da altri sene lamentò cum la Mtà Cesea essendo presenti il conte di Naryho (Narro?)*), governator

*) Ich vermute, es iſt der Graf von Naſſau gemeint.

di Brexa et monsignor die Beonea*). La Cesea Mtà li rispose che dovesse poner in scrittura tutte queste sue querele et mandargele et cosi sua Magnificentia fece. Dapoi un altro giorno vedute tutte il conseglio intervenendo anchora li Spagnoli, zoè il comendator mazor et Don Ugo de Moncada, prefata Mtà Cesea fece leger et la proposta de esso Mco Cancellier et la risposta sua, nella qual se diceva: che quelle lege di Spagna, in le qual se fundava lui Cancellier, non erano in uso da molti anni, et ala fine che a lei pareva cussi di viver. Il che fù tolto tanto a male dal ditto Mco. Cancellier che lì coram omnibus rechiese licentia, la qual la Cesea Mtà più presto ge la desse che negò. El giorno dapoi sua Mtà ripentita li mandò il governator di Brexa a casa sua facendoli intender, che molto li despiacea delle parole sequite et che havea desiderato che la proposta et riposta fusseno stà brusate, ma che lui li inviasse un' altro memorial di quel che rechiedeva, perche lo intenderia. Poi lo fece pregar che dovesse continuar questa Corte da Castiglia et conferirse a palazzo al conseglio. Prefato Cancellier le inviò el memorial, ma non volse ne continuar la Corte ne andar a palazo avanti che fusse espedito, et però non si ritrovò il primo giorno come di sopra dicemmo. Heri poi fù a disnar cum sua Mtia. lo episcopo di Osmo, confessor di Cesare et altri poi inviati da la Cesea Mtà li quali operorno tanto che la condusseno a palazo, dove, per quanto intendiamo et publicamente si divulga per la corte fù accolto dalla Cesea Mtà et abrazato amorevolessimamente et usateli quelle amorevole et honorevole parole se possono desiderar. Dapoi veduto tutto il conseglio sua Mtà coram omnibus disse pur parole honorificentisse di prefato Mco Cancellier promettendoli di farle tal mercede che tutto il mondo conosceria che molto lo amava et che grandemente seli tenea obligato. Siche speramo sua Mtia esser ritornata in major reputation che mai et hoggi il conte di Nansao (sic!) et lo IIIo Vicere sono stati a mover sua Mtia a casa dove hanno insieme disnà.

Kopie aus dem Archiv der Frari verdanke ich der Güte des Herrn Dr. Mor. Brosch.

---

*) In diesem Namen steckt ohne Zweifel Herr v. Beaurain.

2. (Zu Seite 510.)

Abrege du voiage fait par le Sr. de Langey en Ytalye.

(September 1526.)

Arrive a Venise je declaray au duc et Seigneurie la cherge que javois du Roy, leur excusay a mon pouvoir la longueur et tardivete de la gendarmerie françoise, surquelle longueur les seigneurs de leur conseil rejectoient toute la difficulte de lentreprise ditalie. Et au propos que me tint le duc, il leur sembloit que le Roy y procedast lentement pour nestre lentreprise de Milan a son nom et proffit. de quoy me dirent, si la longueur procedoit de ce coste, quilz vouloient bien y remedier, et que le Roy tant seulement demandast ce quil vouloit.

Nayant cherge de respondre a ce leur fyz entendre (ainsi que de Venise jescripvy) les causes et raisons de ceste longueur procedentes dinconvenient, non de propos delibere ou par dissimulation aucune, et que le Roy entendoit y proceder ouvertement et comme pour entreprise quil scavoit luy estre non seulement utile, mais tres necessaire. Que bien povoient ilz presumer que les gensdarmes françois checun en particulier par adventure yroient de plus grant courage si lentreprise se faisoit au nom et pour le proffit particulier du Roy. Ce non obstant quilz estoient pour y faire leur debvoir entierement et que bien tost en donneroient congnoissance.

Mais quant au Roy, combien que a mon advis il eust tresvoulentiers ou accepte ou demande ce party comme son propre et antien heritage, si on lui eust faict louverture, mais puys que desja il avoit aultrement capitule, jestois bien seur que pour quelconques grant proffit qui luy en peust venir il ne vouldroit riens demander en Italie plus que par les chappitres luy estoit accorde. Et quant ores on le luy offreroit, quil feroit grant difficulte de laccepter pour ne donner occasion de penser quil eust faict le long et difficulte la chose pour amener messieurs de la ligue a ceste raison. Si toutesfoiz il leur sembloit que ce fust le proffit de Italie et deulx en particulier davoir ung Roy de France voisin et amy, quilz en povoient escripre au Roy et entendre par luy sa volunte. Ce quilz me dirent vouloir faire, mais quilz vouloient scavoir la resolution de nostre Saint Pere, lequel desja leur en avoit escript.

Venu a Romme, nostre Saint Pere me fist les mesmes remonstrances de ceste longueur par laquelle lentreprise seroit non seulement retardee, mais rendue difficile, cousteuse, et dincertaine yssue: qui aultrement estoit de facile et seure execution, et toutes les foiz que jalloys vers luy qui estoit de deux jours lung, entroit tousjours en ce propos, blasmant ceste longueur, allegant les difficultez qui en sourdoient (sic!) mettant en avant sa paouvrete et impuyssance de longuement supporter ce faiz, et mesmes quil estoit contrainct de tenir a Romme gens de guerre pour sa seurete alencontre des Coulonnois qui le tenoient comme assiege, lesquelles choses il me prioit prendre comme vrayes remonstrances dung homme craignant que la puyssance ne puise longuement accompaigner le bon vouloir, non pas pour dissimulation ou couleur de varier ou se departir de la ligue ou faire paix a lempereur, ce que jamais il ne feroit, quant il debvroit estre chasse de son siege et sen fuyr en Avignon, desquelx motz il me usa deslors, disant dadventage quant il eust voulu se departir de ladicte Ligue quil le povoit faire quant domp Hugues luy apporta offres plus grandes que luy mesmes neust voulu demander. Mais pour allors ne me declara plus avant icelles offres, mais entra sur remonstrances que les choses de nouveau survenautes ont mestier de nouveau conseil.

Alors que la Ligue fut conclute ce que le Roy, Venitiens et nous checun en son droict fournissions en ceste entreprise, estoit (dist-il) suffisant pour la executer et mener a fin ce que maintenant ne peult suffire pour les difficultez survenues, qui sont telles et si grandes que lesperance den avoir bonne yssue estoit tres petite, si par le Roy ny estoit pourveu, en qui toute leur force estoit reduicte et fondee. Et pource que les gensdarmes françois checun en particulier pourroient aller plus froidement en guerre dautruy, que si cestoit ou propre nom et au proffit du Roy, il estoit bien dadvis pour leur donner meilleur courage, que le duche de Milan se conquist pour luy comme son propre heritage, se quil eust des le commencement du traicte mys en avant et faict accorder, si neust este pour lesperance quil avoit dexecuter plus briefvement lentreprise par le moyen du duc de Bar qui tenoit lors les chasteaux de Milan et de Cremonne. Ores, estant les choses reduictes en telz termes que dudict Sforce ne povoient esperer secours, il avoit faict remonstrer son intention aux Venitiens desquelx il attendoit response a ceste fin. Sur

ces propos luy fyz pareille response en substance que javois faict aux Venitiens. Et de ce temps pour eviter despense il fist appoinctement avecques les dictz Colonnois et renvoia les gens de guerre quil tenoit dedans Romme. Et ce fist-il contre le vouloir du conte de Carpy qui len desconseilla de tout son povoir. Aucuns jours appres, qui fut le vendredi XIIIIe de septembre, ung gentilhomme Neapolitain, lequel estoit venu expressement pour ceste cause, madvertit que les Colonnois levoient gens de cheval et de pied en la bruce*). Je le menay parler a nostre Saint Pere qui le congnoissoit et trouva son advis estre veritable. Parquoy delibera faire venir a Romme deux mille Suysses du camp. Le lendemain ayant eu nouvel advertissement de ce mesmes, et que larmee de mer de lempereur debvoit estre preste a Carthagene le XXe du moys et que larcheduc estant a Yspruch debvoit avoir a ce mesme jour dix mille lansquenetz prestz a partir pour senvenir a Milan, il me manda que le dimenche matin je lallasse trouver a Belveder ou il me tint pres de deux heures, remonstrant les choses dessusdictes, qui luy donnoient grant craincte que les affaires se portassent mal, si non que le Roy voulust accepter que lentreprise et conqueste se fissent en son nom, et luy et Venetiens contribueroient a la guerre, en la sorte que jusques icy ilz ont faict par mer et par terre, que de sa part il y employeroit jusques au dernier de sa puyssance. Dune chose estoit-il trouble que son ambassadeur luy escrivoit que remonstrant au Roy les difficultez des choses et ses dangiers et necessitez, il luy sembla que le Roy ne les prist en bonne sorte, mais eust quelque souspeçon, que se fust pour fonder et colorer une occasion de se departir de la Ligue. Alors me declara il les offres que luy faisoit Domp Hugues de Montcade qui sont telz.

Que lempereur retyreroit son armee ditalie ou si au pape sembloit bon la emploieroit au service de leglise contre le duc de Ferrare. Et que jamais ne chercheroit, luy, de passer en Italie.

Quil laissoit Sphorce paisible au duche de Milan, mais pour lhonneur dudict empereur, affin quil ne semblast injustement et sans querele avoir voulu dejecter icelluy Sphorce, il demandoit que le different dentre lempereur et ledict Sphorce fust

*) Abruzzen.

commis a ung juge nomme par ledict empereur, lequel empereur bailleroit bonnes seurtez que ledict juge ainsi nomme par luy donneroit sentence en faveur et au proffit dudict Sphorce.

Que lempereur se contenteroit de remettre au jugement de nostredict Saint Pere le different du Roy et de Luy pour les reduyre en quelque bonne paix.

Que lempereur remettroit tout le povoir spirituel des eglises de Naples es mains de leglise et satisferoit de la pension annuelle, et aux parens dudict Saint Pere donneroit en icelluy royaulme telles duchez, comtez et principaultez quil vouldroit demander.

Lesquelles offres disoit ledict Saint Pere avoir reffusees tant pour estre adverty de la nature et façon de faire de Lempereur ou son conseil. Lequel certainement neust riens tenu de tout, mais avoit invente ceste maniere pour le destourner de la Ligue de France, comme aussi pour maintenir la Ligue faicte au Roy, laquelle il me dist vouloir garder inviolablement. Et a ceste cause quil vouldroit bien, puys que le Roy mavoit mande vers luy pour le oster de souspeçon, que je peusse prendre la peine de retourner devers le Roy pour aussi le oster du souspeçon ou il estoit el le asseurer que jamais il nabandonneroit son alliance quoy quil en peust luy advenir. Et si avecques le Roy il debvoit estre ruine, avecques luy il se releveroit. Quil scavoit bien que tout se pourroit ressourdre a la lonsgue, mais seulement il craignoit nestre puyssant a soustenir ceste attente, quoy quil en fust, quon orroit plus tost dire que pape Clement seroit depose ou chasse de Romme que dire quil eust abandonne lalliance du Roy, car il se remettoit du tout a luy ou de paix, ou de guerre, ou de treve. Sil semble au Roy avecques la continuation de layde que jusques icy ont faict pape et Venitiens povoir maintenir la guerre, il luy semble meilleur de la maintenir, attendu la infidelite de lennemy. Sil luy semble ne le povoir faire, quil en dispose comme il vouldra et que luy nen fera riens sinon par lordonnance du Roy.

Me dist dadvantage, si le Roy avoit aucun doubte quil ne fust pour luy observer ce quil promet, quil est prest de venir en Avignon pour plus lasseurer et que desja leust faict, sil neust crainct que son absence eust porte desfaveur a la Ligue. Jurant sur ce propos, que sil povoit venir en personne vers le Roy, en habit dissimule, quil le feroit aussi tost que me y

envoyer. Laquelle chose comme il ne peust faire me pryoit y venir et pryer le Roy de mettre en oubly toutes les choses passees qui le peuvent mettre en souspeçon.

Ce jour estant malade le Comte de Carpy sans lequel je ne voulu accorder ce voiage ne fut riens conclut. Le lendemain fut delibere mon partement et me bailler briefz de creance avecques instructions signees de la main de nostre Saint Pere et le consentement de la seigneurie de Venise, pour accepter ou demander tout ce que bon leur sembleroit. Le mardi me furent despeschez et delivrez les briefz, les instructions baillees es mains du dataire pour me bailler le mercedi. Quel jour survenant nouvelles de Hongrie, fut retarde mon partement et tout le jour jusques a une heure de nuyt fut empesche le conseil sur ce propos, a ce presens les ambassadeurs de Portugal faisant pour lempereur depuys la mort du duc de Suesse et celluy de larcheduc qui remonstra le dangier de Austriche. La fut conclut estant la paix necessaire entre lempereur et le Roy, quil seroit bon que le pape, pour les y induire, vint jusques en Avignon et le fist ascavoir aux deux princes pour se trouver a parlement pour ceste paix. Et me dist nostre dit Sainct Pere sortant du conseil quen mes instructions il en feroit ung article, mais que le Roy ce non obstant ne differast ou interrompist son entreprise.

Environ une heure appres luy vindrent nouvelles que les Colonnois avecques quattre ou cinq mil hommes estoient pres de Anagne et en propos de prendre ung chemin qui leur estoit sans propos, sinon quilz voulussent venir a Romme. Il ordonna quon fist le guet aux portes et que le matin suyvant on levast gens. Le quel fut mal faict aux portes, la levee nestoit plus a temps; entre doze ou treze heures du matin quelques troys cens Colonnois se saisirent de la porte de Saint Jehan-de-latran et puys de deux aultres voisines, et ce pendant faisoient entrer leurs gens de dehors a la file. Manderent aux citadins de Rome que homme ne se esmeust sur peine du sac. Ceste craincte du sac, ou peu damour quilz avoient au pape retint checun en sa maison. Les Colonnois se myrent plus avant jusques en la place Sainct Jehan et depuys jusques au capitolle et puys en place Judee, et la, environ les XVII heures, planterent laigle et firent le cry de par lempereur.

Le pape appres grandes altercations de son conseil se retyra

ou chasteau Sainct-Ange et fist retyrer le meilleur de son meuble. La vindrent vers luy les cardinaulx de Laval et Cibo ou Armellin qui avoient este parler auxdictz Colonnois et apporterent response telle que par les lectres que le Conte de Carpy escript au Roy par moy. Depuis retournerent et vindrent aultres de par Domp Hugues de Montcade offrans article de composition. Et ce pendant entrerent lesdictz Colonnois par force decà du Tybre que le pape faisoit garder et de la se acheminerent vers le palais du pape quilz saccagerent. Et lors je montay a cheval pour men venir ayant eu long propos avant que partir avecques nostre Sainct Pere qui me declara les articles quon luy proposoit, disant quil feroit veoir si le chasteau seroit garny de gens, vivres et munitions jusques a mon retour de devers le Roy et sil povoit, le tiendroit, non le povant tenir, quil accepteroit leurs conditions en intention de leur jouer de pareil jeu. Je luy parlay de ses gens du camp et de son armee de mer si les Colonnois le pressoient de les rapeller quil en feroit, luy faisant ouverture sil estoit contrainct de ce faire, quil seroit bon que Joannin de Medicis retint les gens du camp en son nom, comme capitaine dadventure, et messire Andree Dorie quittast son service et retournast au Roy. Le propos des gens du camp le trouva bon, de larmee disoit que pour commencement seroit bon que Andree Dorie se retyrast jusques a Ligorne et que par adventure si myeulx ne povoit luy mesmes se pourroit retyrer hors de Romme sur ladicte armee et sen venir en France.

(Bibliothèque nationale. Ms. Dupuy t. 45 fol. 35 ff.) Kopie durch die Güte des Herrn Dr. P. Friedmann besorgt.

3. (Zu Seite 630.)

Gattinara an Erasmus.

S. P. Vir clarissime. Quod in tam arduis negociis occupatus ad me scribere voluisti, non possum maximas tibi gratias non agere. Atque utinam ut agere, ita et referre possem. Videres profecto, quis sit meus erga te animus, et certe quem et tua pietas ac divina eruditio promerentur: quibus me adeo devinxisti, ut si quando ab hac molesta terrenarum rerum tractandarum sarcina animum revocare datur, in tuis lucubrationibus versari mihi iucundissimum sit. Ego certe pro com-

perto habui, te utriusque factionis homines habere adversarios. Admiror tamen te tantum virum huiusmodi hominum tanti facere maledicta: quum meo quidem iudicio Christiana respublica hac nostra tempestate in treis parteis secanda sit, quarum una, quae obturatis auribus mentisque oculis obcoecatis Romano adhaeret Pontifici, sive is bene, sive male aliquid iubeat decernatve: alia quae Lutheri partes mordicus tenet: Hi enim utriusque factionis homines quum suum negocium agant, nec recto iudicio quicquam iudicare possunt, nec aliquem ab eis dissentire patienter ferre, quorum laus quum vera sit ignominia, ita et eorum maledicentia ab his qui recte sentiunt pro vera laude reputanda erit. Addamus et tertiam his nimium contrariam partem: eorum videlicet, qui nihil praeter Dei gloriam et reipublicae salutem quaerunt. Unde ut nec turpia non vituperare, nec virtutem non laudare, nec ulli factioni toto, ut aiunt, pede adhaerere volunt, ob idque vix fieri potest, ut quum vera loqui instituant, obtrectatorum mordaces linguas fugiant. Si igitur habes utramque factionem adversam, id certe reipublicae causa dolendum erit, tua vero gratulandum, qui tertiam habes omnino tuam, quae tuas nunquam non praedicat laudes, a quibus laudari vera gloria est. Lutheranorum factionem ita semper oppressam optavi, ut omnino eradicaretur caeteraque corrigerentur mala: quod Caesaris nostri auspiciis futurum spero.

De pensione tua nil hactenus effectum est. Fiet tamen, ut credo, melius, quam tu forte optares. Interim tibi istic manendum censeo, dum hae silescant turbae: meque novo affectu inter tuos adnumerato. Vale. Granatae Calendis Octobris 1526.

Tuus ad vota amicissimus
Mercurinus Gattinara.

Kopie in der Korrespondenz des Beatus Rhenanus auf der Schlettstädter Bibliothek.

4. (Zu Seite 691.)

Bericht des Micer Miguel Mai an den Kaiser.

Rom 11. Mai 1529. . . . Por lo que arriba digo de lo que su S^ad^ siente lo del concilio, que dicen los de Alemaña, que se ha de hacer por fuerça para remediar lo de alla, visto que es materia peligrosa para hacerla tragar al papa, que en fin parece que no se puede assegurar desto, acorde con Micer Andrea de Burgo de quitarnos este obiecto de delante siquiera